This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573591 4

George Bancroft

George Bancroft

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Erſter Band.

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Von

Berthold Auerbach.

Vierte Auflage.

Stuttgart.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1860.

LENOX LIBRARY
NEW YORK

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Aus der Vorrede zur zweiten Auflage.

Achtzehn Jahre sind es, seit ich dies mein erstes Buch der Oeffentlichkeit übergab.

Ich erkenne es als ein hohes Glück, daß Schicksal und Bildungsgang mich in erster Jugendzeit dahin drängten, mich in das Leben eines so erhabenen Geistes zu vertiefen, und daß mir hierzu jetzt von Neuem Veranlassung geboten wurde; daß ich ein andächtiges Jugendstreben mit dem Eifer des Mannes wieder zu erfassen Gelegenheit hatte, das zähle ich zu meinen freudigsten Erlebnissen.

In dieser Empfindung habe ich das Buch nach Maßgabe meiner Kraft mit Sorgfalt durchgearbeitet.

Der große Genius hat das Recht und die Pflicht, die ersten Arbeiten seines Geistes unberührt stehen zu lassen, da sie als Denkmale seiner Entwicklungsgeschichte eine Bedeutung haben. Wir Anderen sind meiner Ueberzeugung nach verpflichtet, den Leistungen des ersten Schaffenstriebes dadurch Berechtigung der Dauer zu

geben, daß wir Gehalt und Gestalt derselben mit reiferer Erkenntniß möglichst zu vollenden und abzuklären suchen.

Bei dem vorliegenden Werke kam noch in Betracht, daß eine solche gereifte Erkenntniß durch den Helden dieser Darstellung besonders erheischt wird.

Und endlich mag noch hinzugesetzt werden, daß ich wohl hoffen darf, mit der erneuten Arbeit vor ein neues Publikum zu treten.

Ich habe mich bemüht, Einfachheit und Correctheit in Gedanken und Ausdruck zu bringen; der Bau des Ganzen ist in seinem ursprünglichen Bestande gelassen.

Da neben dem sittenschildernden und culturgeschichtlichen Interesse das Genetische und Pragmatische hier vorherrschend ist, wurde dieß noch mehr geklärt und vertieft.

Ich war mir stets bewußt, wie schwer solches Unternehmen ist, wenn es nicht dahin kommen soll, daß man alte Säcke mit neuen Lappen flickt.

Letzteres wird der unbefangene Leser in dieser Darstellung hoffentlich nicht finden, und wer sich die Mühe geben will, beide Bücher zu vergleichen, wird mindestens meine redliche Hingebung nicht verkennen.

Seit dem ersten Erscheinen dieses Buches habe ich Spinoza's Werke mit der nach den Quellen bearbeiteten

Biographie des Philosophen[1] herausgegeben, und ich kann mich rücksichtlich seines Systems und seiner Lebensereignisse darauf berufen.

Nur zwei Stellen mögen hier ausführlich Raum finden, um es zu rechtfertigen, daß ich einerseits in theologischen Dingen später veröffentlichte Ergebnisse ausführlich oder im Keime in die Jugend zurückversetzte, und andererseits den Philosophen inmitten großer Schwankungen des Lebens und der Weltbetrachtung zeigte.

Im 9. Capitel des theologisch-politischen Tractats sagt Spinoza nach Darlegung seiner exegetischen Grundsätze:

„Ich bekenne, daß obgleich ich lange suchte, ich doch nichts dergleichen finden konnte. Und ich setze hinzu, daß ich hier nichts schreibe, was ich nicht schon längst und lange überdacht habe, und obgleich ich von Kindheit an mit den gewöhnlichen Meinungen über die Schrift erfüllt wurde, konnte ich sie doch schließlich nicht gelten lassen."

Und mit der Unbefangenheit, die nur einem freien Herzen zusteht, macht Spinoza in seiner Abhandlung

[1] Spinoza's sämmtl. Werke ꝛc. (Stuttg. 1841, 5 Bde.)

„über die Ausbildung der Erkenntniß“ — nachdem er das Ziel der allgemeinen Bestrebungen: Reichthum, Ehre und sinnliche Lust dargestellt und ihre Nichtigkeit aufgezeigt — folgendes Selbstbekenntniß: „Obgleich ich in meinem Denken dieß (daß der Gedanke der Einheit mit der Natur das höchste Gut) so klar begriff, konnte ich doch noch nicht alle Habsucht und Sinnengier und allen Ehrgeiz ablegen.“

Möge nun der Einblick in die Lebensbedingungen und in das Walten einer solchen Menschennatur dem vorurtheilsfreien Leser den Segen der Erhebung bringen, und ihn zur freien Erkenntniß seines eigenen Wesens und Geschickes führen.

Ich weiß, wie viel mir dazu fehlt, um dem Meister in seinem Gange nachzugehen, aber ich nehme mir die Schlußworte seiner Ethik zum Troste:

„Alles Hohe ist so schwer als selten.“

Dresden, 12. August 1854.

Berthold Auerbach.

Zum Drittenmal

hatte ich nun dieses Buch unter der Hand und immer aufs Neue erkannte ich wieder die Größe der Aufgabe nicht minder, als die Unmacht, sie in dieser Form zu lösen.

Ich glaube, man wird es nicht mißverstehen, wenn ich sage, daß auch die Pietät mich hier in der freien dichterischen Produktion hemmte, da diese es vielleicht mit den biographischen Thatsachen und ihrer Folgenreihe weniger streng genommen hätte, um den Geisteshelden in gesteigerte, einander drängende Conflicte zu bringen. Ich wagte es nicht, die Hoheit seines Wesens mächtiger erschüttert oder zeitweise getrübt darzustellen, als sich an die wirklichen Vorgänge seines Lebens anknüpfen ließ.

Es ist mir eine tiefe Erquickung, daß ich zur Kenntniß und Würdigung Spinoza's gerade in seinem eigenen Vaterlande mitwirken konnte, da Herr Dr. D. Burger dieses Buch mit freundlichen Geleitworten ins Holländische übersetzte. Indem ich demselben für diese

*

Mitwirkung danke, wünsche ich mit ihm, daß dies ein Buch sei „hetwelk Spinoza meer populair maakt.“

Ich habe bei dieser neuen Durchsicht Mehreres bestimmter abgeschlossen, da ich nicht voraussehe, wann und ob ich überhaupt noch zur Ausführung eines ehedem lang gehegten Planes komme: das fernere Leben Spinoza's, nach seinem Weggange von Amsterdam, in ähnlicher Weise zu behandeln. Einige Berichtigungen verdanke ich freundlicher Mittheilung aus Amsterdam, die ich noch bestimmter werde benützen können, wenn ich, wie ich hoffe, in den nächsten Jahren die Zeit gewinne, mit der Durchsicht meiner Uebersetzung von Spinoza's sämmtlichen Werken auch die Biographie neu zu bearbeiten.

Dresden, im December 1857.

B. A.

Inhalt.

		Seite
1.	Akosta	1
2.	Ein Freitagabend	14
3.	Der jüdische Dominikaner	26
4.	Die Synagoge	39
5.	Vater und Sohn	48
	Manuela	53
6.	Thalmud und Latein	101
7.	Der Friedenstraktat	122
8.	Der Kabbalist	142
9.	Der Lucianist	163
10.	Benedictus sit	183
11.	Ein neuer Mensch	198

1. Akosta.

Es war am Freitag Nachmittage zu Ende April 1647, als in einem abgelegenen Winkel des jüdischen Friedhofes zu Oudekerk bei Amsterdam emsig geschaufelt wurde, um einen eben eingesenkten Sarg mit Erde zu bedecken. Kein Klagender stand dabei. Die Anwesenden theilten sich in Gruppen, wo man bald von Begebenheiten des Tages, bald vom Leben und Sterben dessen, der hier der Erde übergeben worden, sich unterhielt, und die am Grabe selber beschäftigt waren, sputeten sich schweigend und mit gleichgiltigen Mienen; denn schon mahnte die Sonne, die sich gen Westen neigte, daß es bald Zeit sei, „das Antlitz des Sabbaths zu begrüßen.“ Nur zu Häupten des Grabes stand ein blasser Jüngling, der nachdenklichen Blickes die braunen Schollen in die Grube hinabwälzen sah. Mit seiner Linken zerpflückte er, ohne es zu wissen, Knospen, die an dem glattgeschornen Buchenzaune hervorkeimten.

„Junger Freund,“ redete in spanischer Sprache ein Fremder den Jüngling an, „Ihr seid wohl der einzige Anverwandte dessen, der da unten ruht? Ich seh's Euch an, Ihr kanntet ihn gut, und könnt mir wohl

ſagen, wer es denn iſt, der hier wie ein Verpeſteter eingeſcharrt wird, ohne Trauerwort, ohne Klage, ohne Seufzer. Ich bin fremd — "

„Ich bin nicht mehr mit ihm verwandt als Ihr" — ſprach der Jüngling nach einigem Zaudern — „wofern Ihr, wie ich vermuthe, von Israels Stamm ſeid. Wohl müßt Ihr fremd und von fernen Landen hergekommen ſein, da Ihr das Schickſal dieſes Unglücklichen, Gottverlaſſenen nicht kennt. O! er war groß und herrlich und wie iſt er in die Grube geſunken — "

„Ich bitt' Euch," unterbrach der Fremde, „macht es nicht wie die Anderen die ich ſchon befragte, als ich von der Straße aus hieher einlenkte; erzählt — "

„Kennt Ihr das Geſchlecht der da Coſta aus Oporto?" fragte der Jüngling.

„Wer hätte in Spanien gelebt, zu dem der Ruhm dieſes Geſchlechtes nicht gedrungen wäre? Die angeſehenſten Ritter trugen dieſen Namen. Miguel da Coſta, nach deſſen Tode die ganze Familie aus Oporto verſchwand, war einer der ſtattlichſten Ritter, die ich auf dem Turniere zu Lisboa geſehen; er war einſt ein eifriger Anhänger unſerer heimlichen Gemeinde geweſen." —

„Der nun endlich dort ſeine Ruhe gefunden," begann der Jüngling, „das war ſein Sohn, und wie mein Vater oft ſagte, in Geſtalt und Haltung das vollkommene Ebenbild ſeines Vaters. Gabriel, ſo hieß er, war in allen ritterlichen Künſten geübt, in den Wiſſenſchaften erfahren, beſonders in der Rechtsgelehrſamkeit. Obgleich ſchon frühe von Religionszweifeln gemartert, hatte er dennoch in ſeinem fünfundzwanzigſten

Jahre das Amt eines Schatzmeisters bei der Stiftskirche angenommen; da erwachte endlich in ihm der Eifer für die angestammte Religion, und er verließ mit Mutter und Brüdern das Land, wo die Gebeine so vieler ob unseres Glaubens Erschlagenen ruhen, wo Juden ohne Zahl vor Bildern knien und sie küssen, die sie —" Hier hielt der Jüngling plötzlich inne, und horchte auf das Gespräch Zweier, die am Grabe schaufelten.

„Gott verzeih' mir meine Sünden," sprach der Eine, „aber ich bleibe doch dabei, der Bösewicht hätt' es nicht verdient, daß er noch am Freitag Abend begraben wird; nun ist er, weil der Sabbath eintritt, von den Qualen der ersten Verwesung erlöst. Jetzt, wenn seine Seele hinüberkommt, kommt er zum gedeckten Tisch, er braucht auch nicht alsbald in das Gehinom (die Hölle) einzuspaziren, denn am Sabbath dürfen ja alle Bösewichter von ihren Qualen ruhen; ich hab's ja gesagt, man solle ihn liegen lassen bis Sonntag Morgen, wär' immer noch Zeit genug für die Bescheerung die auf ihn wartet, und am Ende verleitet er uns noch in seinem Tod dazu, ein Loch in den Sabbath hinein zu arbeiten. Drum mach' hurtig, daß wir fertig werden."

„Ja, ja," entgegnete der Andere, „der wird sich wundern, wenn er hinüberkommt, und ihn die Würgengel mit feurigen Ruthen peitschen; da wird er's doch wohl glauben, daß es noch eine andere Welt giebt, was er sein Lebtag nicht einsehen wollte. Meinst du nicht auch?"

„Ich bitt' Euch, erzählt mir weiter," sprach der Fremde.

„Ihr habt's gehört, was die da sagten," erwiderte der Jüngling, „und der Kleine dort mit dem hohen Rücken, der jetzt so über ihn schimpft, hat viel Gutes von ihm genossen, denn seine Mildthätigkeit war ohne Grenzen. Gabriel kam hieher nach Amsterdam, unterwarf sich allen Vorschriften und trat in unsern Glauben ein. Er führte von nun an den Namen Uriel Akosta. Er befolgte eifrig was geschrieben steht: „Du sollst darin forschen Tag und Nacht." Man hat mir oft erzählt, es war rührend anzusehen, wie der stattliche Mann es nicht verschmähte, selbst von einem kleinen Jungen sich im Hebräischen und in der heiligen Schrift unterweisen zu lassen. Aber bald ist ein unheiliger Geist in ihn gefahren, und er begann zu spotten über unsere frommen Rabbinen. Ihr habt's so eben hier gehört, daß er einer von denen war, welche die Grundlehren leugnen; er hat die Sünden seines Herzens in Schriften niedergelegt und sie noch durch das göttliche Wort begründen wollen. Rabbi Salomon de Silva, unser berühmter Arzt, hat seine Lügenlehren widerlegt. Akosta wurde in den Bann gethan, er befreite sich davon durch Widerruf. Aber der Widerspruchsgeist in ihm ruhte nicht; er widersetzte sich nicht nur unserer heiligen Religion, indem er, wie sein eigener Neffe von ihm aussagte, den Sabbath entweihte und verbotene Speisen genoß, zwei Christen, die zum Judenthum übertreten wollten, solches auf's höchste widerrieth, sondern er sprach sich auch noch öffentlich als ein wahrer Gottesleugner gegen alle Religion aus. Sieben Jahre lang weigerte er sich, den Vorschriften unserer Religion

nachzuleben, und sich der Buße, die ihm auferlegt würde, zu unterziehen. Er sollte in den großen Bann gethan und auf ewig aus unserer Gemeinde ausgestoßen werden. Auf Zureden seines ehemaligen Freundes, des frommen Rabbi Naphthali Pereira, unterwarf er sich dem Ausspruch des Beth-Din (kirchliches Rabbinengericht) und trug alle die harten Strafen, die man über ihn verhängte. Mein Vater hat oft gesagt: hätte Akosta für unsere Religion in die Schlacht ziehen dürfen, er wäre freudigen Muthes für sie in den Tod gegangen; aber für sie leben konnte er nicht. — Häusliche Zerwürfnisse, die Auflösung seiner Verlobung mit einer Tochter des Josua di Leon zerrütteten seinen Geist vollends. Er hat als Testament eine Beschreibung seines Lebens hinterlassen, worin er sich zu vertheidigen sucht; wenn Ihr aber in Amsterdam verweilt, könnt Ihr noch manches Andere über ihn vernehmen. Schon seit langer Zeit sprach er ganz gegen seine frühere Weise fast mit Niemand mehr ein Wort; man hielt es für Reue, aber er brütete auf neue Unthat. Den Rabbi Naphthali Pereira mied er jetzt, denn er hielt ihn für den Urheber seiner Leiden und seines Mißgeschicks. Gestern früh, als der Rabbi aus der Synagoge heimkehrt und an Akosta's Haus vorübergeht, schießt der Abtrünnige mit einer Pistole nach dem frommen Manne. Er war sonst ein guter Schütze und soll in seiner Vaterstadt deshalb berühmt gewesen sein, aber ein Engel vom Himmel muß seinen Arm erfaßt haben, denn es ist wunderbar, daß er den frommen Mann nicht beschädigte! Er scheint Alles vorbedacht zu haben, denn gleich darauf ergriff er

eine zweite geladene Piſtole und ſchoß ſich in den Mund, daß ſein Gehirn bis an die Decke hinauf geſpritzt ſein ſoll. Darum wird er nun ſo ehrlos —"

„Baruch!" unterbrach hier den Jüngling eine lange Geſtalt die ſich ihm näherte, „Baruch, komm', es iſt Alles fertig, wir wollen mit unſerm Lehrer heimgehen."

„Ich komme, Chisdai," erwiderte Baruch, verbeugte ſich vor dem Fremden und ging dahin, wo die verſammelten Anweſenden das in aramäiſcher Sprache verfaßte Gebet für die Auferſtehung der Todten und den Wiederaufbau Jeruſalems ſprachen. Beim Herausgehen aus dem Friedhofe raufte ein Jeder dreimal Gras aus dem Boden, warf es über dem Kopfe hinweg hinter ſich und ſprach hiebei in hebräiſcher Sprache die Worte: „Sie ſproſſen aus der Stadt wie das Gras des Feldes" (Pſ. 72, 16.). Vor dem Friedhofe wuſch man ſich mit bereit gehaltenem Waſſer dreimal die Hände, um ſich von der Berührung der Dämonen, die auf dem Todesacker hauſen, zu reinigen. Dabei mußte man den Vers (Jeſ. 25, 8.): „den Tod verſchlingt er auf ewig ꝛc." ſprechen. Jetzt erſt machte man ſich auf den Weg nach Hauſe; aber auch beim Gehen mußten noch dreimal die Verſe von Pſ. 90, 15. und Pſ. 91 geſprochen werden. Dem Brauche gemäß ſetzte man ſich jedesmal beim Beginn der Verſe auf einen Stein oder Raſen; war der erſte Vers geſprochen, dann förderte man wieder betend ſeine Schritte. So gingen Baruch und Chisdai, ihren Lehrer Rabbi Saul Morteira in der Mitte.

„So mögen alle deine Feinde zu Grunde gehen, Herr!" (B. d. Richt. 5, 31.), ſprach Chisdai endlich.

„An diesem Stolzen hat sich das Strafgericht Gottes wieder in all seiner Macht offenbart. Du hast seine Büßung nicht gesehen, Baruch, auch ich wünsche, daß mein Auge nie mehr solches erschaue. Ein sündiges Mitleid regte sich Anfangs in mir, bis ich reuevoll einsah, daß die Menschen verpflichtet sind, die Geißel Gottes zu schwingen. Unvergeßlich ist mir Alles. Ich sehe den Abtrünnigen vor mir, wie er im weißen Sterbehemde öffentlich in der Synagoge sein Sündenbekenntniß ablas, das war nicht seine gebieterische Stimme von sonst, er trug seine Stirn nicht mehr so übermüthig hoch; aber was nützte es, daß er, wie der Prophet Jesaias sagt, sein Haupt wie Schilf beugte? Und wie er dann in die Ecke geführt wurde, wie man seine Simsonsarme an die Säule festband, wie man seinen breiten Rücken entblößte, das Alles seh' ich noch so deutlich vor mir, als ob es jetzt vor meinen Augen geschähe. Der Chacham stand neben dem Küster und sprach den Vers (Ps. 78, 38.): „Der Allbarmherzige vergiebt Sünden, schonend wendet den Zorn er, dämpft seinen Grimm er.“ Dreimal sprach er die dreizehn Worte und bei jedem Worte gab der Küster dem Abtrünnigen einen Schlag auf den entblößten Rücken. Nicht den geringsten Schmerzenslaut ließ er vernehmen, und als er die gebotene Zahl längst erhalten hatte, lag er noch immer regungslos da, sein Mund küßte den Boden, den sein Fuß zu betreten sich geweigert hatte. Endlich wurde er wieder angekleidet und an den Ausgang der Synagoge geführt; dort unter der Thür mußte er hinknieen, der Küster hielt ihm den Kopf, und ein Jeder, der aus der Synagoge ging,

setzte den Fuß auf seinen mit Schwielen besäten Rücken und schritt über ihn weg; ich machte mich schwerer als ich auf ihm stand, daß er meinen Tritt auch fühle. Ich sage dir, es ist Schade, daß dein Vater gerade jenen Tag mit dir verreist; ich sah ihn dann, wie er, da Alles fort war, sich aufraffte, nochmals in die Synagoge zurückging, die heilige Lade stürmisch aufriß und lange hinstarrte auf die Gesetzesrollen, bis ihn der Küster ans Weggehen mahnte. „Sind mir die Himmelsthore jetzt wieder offen?" fragte er, und mir war's, als ob er ein gellendes Gelächter dabei ausstieße. Er hüllte sich in seinen Mantel und schlich nach Hause. Gottes Wege sind gerecht! Er ist in die Grube gefallen, die er Andern gegraben. So müssen sie Alle zu Grunde gehen. Er ist verloren hier und dort." Chisdai schielte nach seinem Lehrer, um aus seinen Mienen den beifälligen Lohn für seinen heiligen Eifer zu lesen; dieser aber schüttelte nachdenklich den Kopf und sprach noch leise das Gebet vor sich hin.

Baruch hatte schon zweimal den Mund geöffnet, um seinem Mitschüler zu antworten; doch in der Furcht, er könnte den Sünder aus Mitleid mit seinem Schicksale zu warm vertheidigen, hatte er geschwiegen. Als er aber jetzt das Mißfallen seines Lehrers wahrnahm, sprach er ermuthigt: „Du scheinst das Beispiel der Frau des Rabbi Mejir nicht nachahmen zu wollen." — Er deutete hiemit auf jene Erzählung im Thalmud, wo die Frau in dem Verse (Ps. 104, 35.): „O daß die Sünder von der Erde vergingen, auf daß die Gottlosen vernichtet wären," das Wort „Sünder" in „Sünden"

verwandelte — und fuhr dann fort: „Wo giebt es einen Gerechten auf Erden, der nur Gutes thue und nicht sündige? (Pred. 7, 20.) Auch ich verabscheue jene Lehren, die den wirren Uriel verleiteten —"

„Du darfst seinen Namen nicht mehr nennen, er ist ausgelöscht," unterbrach Chisdai und Baruch fuhr fort:

„Er hat seine Lehre selbst damit verworfen, da sie ihn zum Selbstmorde führte. Da er noch lebte, haben ihn die Menschen gerichtet; nun er todt ist, darf nur Gott ihn richten."

Der Rabbi nickte Baruch zu, ohne ein Wort zu sagen, da er noch immer mit dem Sprechen des Psalmes beschäftigt war.

„Es steht ja aber auch geschrieben," sprach Chisdai trotzig (Spr. 10, 7.): „Der Name der Gottlosen soll verfaulen."

Lautlos gingen die Drei noch einige Minuten neben einander, ein Jeder von eigenthümlichen Gedanken bewegt. Endlich brach der Lehrer sein Schweigen und erklärte, daß das offenbarte Gesetz keine Abtrünnigkeit dulde; denn darum habe es Gott mit seinem Finger geschrieben und uns überliefert, daß wir Alle darnach leben. Wer nach den Eingebungen seiner Vernunft leben zu können vermeint, leugnet damit die Nothwendigkeit der Offenbarung, leugnet ihre Wahrheit und verhöhnt somit das Gesetz, das ihn treffen muß. „Es giebt wohl Menschen," schloß der Rabbi, „die da sagen: laßt Jeden denken und glauben, wie er's vor sich verantworten kann — diese sind selbst, ohne daß sie es wissen,

abgefallen. Wir dürfen Niemand, der in unſerm Glauben geboren iſt, ſeinem Verderb überlaſſen, der auch unſer Verderb ſein würde. Können wir ihn mit Worten zu Reue und Buße zurückführen, ſingen wir Halleluja; bleibt er verſtockt und widerſpenſtig, ſo zerreißen wir unſer Kleid: er iſt todt, er muß ſterben oder den Satan in ſeinem Herzen tödten. Wir zwingen ihn mit aller Macht, die uns Gott gegeben."

„Man zwingt ihn, bis er ſagt: ich will," ſchaltete hier Chisdai aus dem Thalmud ein und der Rabbi fuhr fort:

„Können wir den Lügengeiſt nicht von ihm trennen, ſo vertilgen wir ihn ſelbſt mit ſammt ſeinem Satan. Wo kein Wort mehr ausreicht, hat uns der Herr den Stein gegeben um zu ſteinigen. Laßt euch nicht verleiten von denen, die jetzt weichen Herzens ſind über das Ende des Abtrünnigen dort und mitleidig ſagen: man hätte ihn ſchonen, ihn nicht ſo weit treiben ſollen. — Es iſt ihm wohl geſchehen, daß er nicht länger ſündigen durfte."

Es mußte ſich eine eigenthümliche Gedankenfolge in Baruch gebildet haben, denn er fragte nach einer Pauſe:

„Wo iſt in der heiligen Schrift der Selbſtmord verboten?"

„Was das wieder für eine Frage iſt!" antwortete der Rabbi mürriſch und Chisdai ſetzte hinzu:

„Es heißt ja im ſechsten Gebote: du ſollſt nicht morden — Ohne Beiſatz, und das heißt weder einen andern noch dich ſelbſt."

„Du kommſt heute wieder auf ſeltſame Querfragen,“ ſagte der Rabbi meiſternd zu Baruch. Dieſer konnte nicht erklären, was ihn bewegte. Der Fremde hatte ihn aus ſchweren Gedanken herausgeriſſen, als er am Grabe des Ketzers ſtand und in die Grube hineinſtarrte, darein man den Leib verſenkte; es war ihm, als ob man ſeinen eigenen Körper verſenkte und ſein Geiſt irrte fragend und klagend durch die Welt: iſt das des Abirrenden Loos, daß man ihn in den Abgrund ſtößt? Wer kann einer fremden Seele gebieten, wer ſeiner eigenen, daß ſie den Weg innehalte, der vorgeſchrieben iſt? Wie unzerſtörbar muß in dem Eingeſcharrten ſein Denken geweſen ſein, daß er um ſeinetwillen Anderen den Tod zu geben trachtete und ſich ſelber den Tod gab? Wer darf hier richten und verdammen?

Die Anſprache des Fremden hatte ſolch ſchweres Sinnen unterbrochen, die Worte des Rabbi auf dem Heimwege hatten aufs Neue den ſcharfen Gegenſatz erweckt und jetzt tauchte eine Erinnerung in der Seele des Jünglings auf: vor Jahren, als er hier zum erſtenmale unter den Grabhügeln geſtanden, hatte tiefe Wehmuth das Herz des Knaben beſchlichen. Man begrub damals den Oheim Immanuel, der immer krank und an das Haus gebannt, ſich viel mit den Kindern abgab und ſie zu Boten ſeiner Wünſche an die Außenwelt machte. Als nun alle Leute den Friedhof verlaſſen hatten, der Eine in die Schule, der Andere nach dem Hafen oder auf die Börſe und wieder Andere nach ihren Werkſtätten und Kaufläden gingen, und drinnen in der Stadt ſich das laute Getümmel fortbewegte, als

wäre nichts geschehen, da erzitterte das Herz des Knaben, denn die Frage regte sich in ihm: wie kann Alles so ununterbrochen fortbestehen, da ja der Oheim nicht mehr zu Hause ist? Stundenlang weinte der Knabe im öden Zimmer des Verstorbenen, dessen Fenster alle weit offen standen wie noch nie, und er schalt über die Leute, die den kranken Mann da draußen liegen ließen und thaten, als ob man von gar keinem Oheim wüßte. Die Mutter — denn dem Vater durfte er solches nicht klagen — suchte ihn zu beruhigen und ihm zu erklären, daß der Oheim nicht mehr allein und nicht mehr krank sei, vielmehr gesund und wohlauf droben bei Gott und allen seinen Vorfahren und allen guten Menschen. Der Knabe konnte das nicht fassen und schrie immer: ja, du hast's nicht gesehen, sie haben ihn in eine tiefe Grube hineingelegt und viel große Erdschollen auf den Schrein geworfen, in dem er geschlafen hat; er ist gewiß aufgewacht und jetzt kann er nicht mehr heraus. Die Mutter suchte dem Knaben zu erklären, daß nur der Körper begraben, die Seele aber bei Gott sei. Der Knabe ward beruhigt, Wochen lang mußte er aber bei Sturm und Wetter noch oft plötzlich daran denken: wie geht es jetzt wohl dem Oheim draußen in der Erde? ...

Seitdem hatte er am Grabe der Mutter gestanden und sich ihrer trostreichen Lehre erinnert. Heute aber am Grabe Akosta's waren jene Erinnerungen von der Beerdigung des Oheims aufs Neue in ihm erwacht. Den Abgefallenen, den man hier einscharrte, hatte sein Leben lang jenes Schmerzgefühl nicht verlassen, das das Herz erzittern macht.

Wie kommt es, daß Kindern und Abgefallenen sich dieselben Fragen aufdrängen? Ist es, weil die Einen noch nichts wissen von den offenbarten Lehren und die Anderen sie freiwillig abwerfen und aus sich selbst die Fragen zu lösen vermeinen? Wer darf strafen wegen solchen Ringens? . . .

„Sei nicht allzugerecht und klügle nicht allzusehr, warum willst du verderben?“ Diesen Vers aus dem Prediger Salomo's (7, 17.) sprach sich Baruch im Innern vor und war still.

Man war am Hause des Rabbi angelangt und dieser erinnerte seine Schüler mit bedeutungsvoller Miene, daß morgen der sechste Jiar sei. Man trennte sich, ein Jeder begab sich nach Hause, um noch rasch die Kleider zu wechseln und in die Synagoge zu eilen. —

In die offene Erde fällt das Samenkorn, eine Scholle zerbröckelt und deckt es zu, und Niemand gedenkt wie es keimt und Wurzel schlägt, dem forschenden Auge verborgen. Wohl mag auch das Menschenleben solch verhülltem Wachsthume gleichen, und seine Gesetze sind noch minder offenbar; nur das Gewordene läßt sich fassen, nicht das Werden selbst, die Forschung vermag nur, immer mehr Absatzpunkte in diesem zu erkennen.

Und wiederum erwächst keine Frucht als solche aus einer andern, das Samenkorn muß die Wandlungen des Lebens erneuen, muß keimen und sprossen, Halm, Strauch und Baum werden, um siebenfältig und hundertfältig die Frucht zu erzeugen, die allzeit das Leben neu nährt.

2. Ein Freitagabend.

In dem Eckzimmer des hohen Hauses mit den großen Bogenfenstern und der reichen Stukkaturarbeit, das auf dem Burgwall ohnweit der Synagoge stand, herrschte an jenem Abend eine ungewöhnliche Pracht und Lichtfülle. Die silberne in der Mitte des Zimmers hängende Lampe, deren seltsame Arabesken sonst mit Flor umhüllt waren, glitzerte hell im Widerschein der sieben Lichter, die kreisförmig an ihr brannten. Sie hatten der Herrlichkeiten noch gar viele zu beleuchten: die Polster der kunstreich geschnitzten Sessel hatten die werkeltägigen grauen Ueberzüge abgestreift und boten die Farbenpracht ihrer gold- und seidengestickten Blumen und Vögel dem Auge des Beschauers, so daß man dem bunten Teppiche, der auf dem Boden ausgebreitet lag, kaum einen Blick widmen mochte. Die glänzenden Trinkschalen und Gläser, die in gleichmäßiger Ordnung auf den Schränken standen, spiegelten das Licht in mannigfachen Strahlenbrechungen zurück. Vom Ofen her durchwürzte ein leiser Duft von Sandelholz das ziemlich geräumige Zimmer, in dessen Mitte, gerade unter der Lampe, ein runder Tisch stand. Er war mit röthlich geblümten Linnen bedeckt, die silbernen Becher und Krüge schienen einer kleinen, heitern Gesellschaft zu harren. An der Wand gegen Osten hing

ein auf vergilbtem Pergament gezeichnetes Bild, und drüber ſtanden mit goldenen Buchſtaben die ebräiſchen Worte: „Von dieſer Seite weht der Hauch des Lebens.“ Ein vom Alter gebräunter Rahmen umſchloß die halbverwiſchten Umriſſe, aus denen jedoch das Bild einer alten Stadt noch erkenntlich war; drunter ſtand in ebräiſcher Sprache: „Und die übrigen Völker um euch her ſollen erfahren, daß ich der Herr bin, der da bauet was zerſtöret, und pflanzet was verheeret war. Ich der Herr ſage es und thue es auch.“ (Heſ. 36, 36.) Es war die alte Gottesſtadt Jeruſalem, und wohl manches Auge, das längſt vermodert im dunkeln Schooß der Erde, hatte in Thränen der Trauer oder mit dem Freudenblitze der Sehnſucht auf dieſem vergilbten Pergamente geruht. — Sonſt war kein Bild zu ſchauen innerhalb der vier Wände, die mit reichen Tapeten geſchmückt waren. Auf der Ottomane ruhte eine jugendliche Mädchengeſtalt: das runde Köpfchen nachläſſig auf die Rechte geſtützt, deren Finger ſich in den kunſtlos herabwallenden ſchwarzen Locken verloren, lag ſie unbeweglich da; vor ihr war das Gebetbuch aufgeſchlagen, ihr Auge ſchweifte über daſſelbe hinweg und ſtarrte vor ſich hin. War's Andacht, war's der Gedanke an Gott, in dem ihre Seele ruhte? war's eine holdſchimmernde Erinnerung, die vor ihr auftauchte, oder ſind's traumhafte Bilder der Zukunft, die ſie umgaukeln und jenes engelhafte Verlangen um die Roſenlippen legen und den Pulsſchlag des Herzens verdoppeln? Oder iſt es jenes unbewußt ſelige Traumwachen, welches das Mädchen, das zur Jungfrau reift, ſo oft überraſcht und

namen- und gegenstandloses Verlangen in ihm erregt? — Sabbathliche Stille ruhte auf der ganzen märchenhaft gestalteten Umgebung. —

„Ich glaub's, daß du müd bist, Miriam, ist gar kein Wunder," ließ sich eine näselnde Stimme vernehmen, indem sich die Thür öffnete. Miriam sprang hastig auf, strich die Haare aus der Stirn, küßte inbrünstig das Gebetbuch, legte es auf das Fenstersims, und lockerte schnell die Ottomane wieder auf.

„Nun? was ist das für ein Schreck? Meint Einer es käm' eine Hex'. Es ist wahr, man kann an mir erschrecken wie ich ausseh'; hab' noch nicht Zeit gehabt meine Schmutzkleider auszuziehen. Das heißt aber auch einmal geschafft." So sprach die alte Chaje, und in der That, ihr ganzer Aufzug konnte zu der Bezeichnung, die sie sich selber beilegte, auffordern. Eine in Rauch gebräunte Haube bedeckte ihre grauen Haare genugsam; nur einzelne lockere spannen sich vorwitzig wie Herbstfäden über das runzliche Gesicht herab; ein Kohlenstreif auf der linken Wange bis über die Hälfte der Nase war von Miriam bemerkt worden, und Chaje war eben vor dem Spiegel damit beschäftigt, denselben abzuwischen. „Du hast ganz recht gethan," fuhr sie fort, während sie sich mit ihrer Küchenschürze abtrocknete, „du hast ganz recht, daß du dich ein bischen niedergelegt hast. Wozu steht das Ding das ganze Jahr da und wird nicht gebraucht? Ich wollt', ich könnt' mich jetzt gerad in's Bett legen, ich wollt' gar nichts zu Nacht essen, so müd bin ich; ja, wenn man bald achtzehn Jahr in Einem Dienst ist, spürt man die

Strapatzen, sie setzen sich nicht in die Kleider. Du wirst auch müd sein, zehn mal 'rauf und 'runter, Alles selbst ausräumen, dem Fremden sein Bett zurecht gemacht, es ist keine Kleinigkeit; jetzt ist aber auch Alles proper, er wird sich verwundern. Wie gut ist es, daß du den Fisch noch gekauft hast. Wein, Fisch und Fleisch, das hat der Arme unter den Armen jeden Sabbath; ohne Fisch ist kein rechter Sabbath, es steht ja auch in der Thora. Du bist eine so gute Hauswirthin, daß du bald heirathen darfst; du ladst mich doch auch zur Hochzeit? Mach' nur, daß du keinen solchen kleinen Schlemiehl bekommst wie deine Rebekka. — Hast du gesehen, wie der Baruch heut' wieder aussieht? Als ob er schon zehn Jahr' unter dem Boden gelegen hätt'. Ich fürcht', ich fürcht', das viele Lernen kann ihm, Gott bewahre! an seiner Gesundheit schaden. Tag und Nacht nichts als Lernen und Lernen, wo soll das hinaus? Mein Bruder Abraham hat einen Sohn gehabt, der war so gescheit wie Ristotles, der hat auch zuviel gelernt, bis er sich am Ende ganz hintersinnt hat. Doch still, ich glaub' die Synagog ist schon aus, ich muß gehen, ich darf mich vor keinem ehrenhaften Judenkind sehen lassen wie ich daherkomme, sie kommen schon die Stieg' herauf" — und hiemit huschte sie zur Thüre hinaus.

Miriam war froh, die leidige Schwätzerin los zu sein. Ihr Vater, der Fremde, den wir auf dem Friedhofe mit Baruch im Gespräche gesehen haben, und Baruch selbst traten ein. Miriam ging ihrem Vater entgegen, neigte sich vor ihm, und dieser legte beide

Hände auf das Haupt seiner Tochter und segnete sie leise mit den Worten: „Der Herr mache dich gleich den Erzmüttern Sarah, Rebekka, Rahel und Lea!“ Auch seinen Sohn Baruch segnete er und sprach dabei leise: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menasse.“ (Gen. 18, 20.) Der Vater und Baruch stimmten einen kurzen Gesang an, worin sie die Schaar der Engel begrüßten, die jedesmal am Sabbath in's Haus des Juden einziehen. Der Ton des Vaters klang wehmüthig, als er hierauf in üblicher Weise mit dem Sohne das Frauenlob (Spr. Sal. Cap. 31, V. 10.) „Wer ein tugendhaftes Weib gefunden“ sang. Die Schönheit und der wohlgeordnete Friede des Hauses war noch wie ehedem, die Hausfrau hatte ihm Bestand gegeben, sie selber aber war ihm durch den Tod entrissen. Doppelt schmerzlich war ihr Gedenken in der Freude des Sabbaths.

Der Fremde betrachtete das an der Wand hängende Bild.

„Kennst du es noch, Rodrigo?“ sagte der Vater, nachdem er die leisen Gebete beendigt, „es ist ein altes Erbstück und hing einst in unsrer Kellersynagoge zu Guadalajara; ich habe es mit vieler Gefahr gerettet.“

Während die Beiden nun von ihren ehemaligen Zusammenkünften sprachen, standen Baruch und Miriam am andern Ende des Zimmers.

„Du machst ja heute wieder ein entsetzlich finsteres Gesicht,“ sagte Miriam und strich dem Bruder mit zarter Hand die Haare aus der Stirn; „da komm an den Spiegel.“ Baruch faßte die Hand der Schwester

und hielt sie fest, er sprach kein Wort und lauschte mit Miriam auf das Gespräch der Männer.

„Das ist eine Fügung Gottes, wofür ich ihm ewig danke, daß ich dich sogleich beim Vorübergehen erkannte," sagte der Vater zu dem Fremden; „also du kennst meinen Baruch schon? Siehst du, das ist meine jüngste Tochter. Wie alt bist du jetzt, Miriam?"

„Nur ein Jahr jünger als Baruch," antwortete das Mädchen hocherröthend.

„Närrische Antwort," sagte der Vater. „Sie ist, glaub' ich, vierzehn Jahr alt. Ich habe noch eine ältere Tochter, Rebekka, die hier verheirathet ist."

„Nun meine Lieben, auch ich habe zwei Kinder," sprach der Fremde, „meine Isabella ist ungefähr so alt als du, Miriam, mein Sohn wird jetzt zwanzig Jahre alt. Ich hoffe, wenn meine Kinder hierher kommen, ihr nehmt euch ihrer an, besonders was unsere heilige Religion betrifft, denn darin sind sie noch unerfahren. Aber hör' einmal," fuhr der Fremde fort, indem er sich mit verschränkten Armen vor Baruch hinstellte. „Wenn ich mir deinen Baruch jetzt betrachte, ist es mir unbegreiflich, daß ich ihn nicht gleich auf dem Friedhof erkannte: diese eigenthümliche Bräunlichkeit der Gesichtsfarbe, diese langen, etwas finster hereingezogenen schwarzen Brauen, ganz wie du in deinen jungen Jahren, wenn du auf einen abenteuerlichen Streich sannest, auch diese Falte auf der unebnen Stirne, das bist ganz du; dagegen die gekrausten schwarzen Haare, die feingeschnittenen Lippen mit den sanften Anlagerungen um die Mundwinkel, o! wie himmlisch süß

Manuela mit diesen Lippen lächelte. Ein gewisser kühner Trotz, der aus dem Angesichte spricht, alles das giebt ihm ein theilweise moriskisches Ansehen, das hat er von seiner Mutter; ach! wenn die noch lebte, was hätte sie für eine Freude, mich jetzt hier zu sehen."

Baruch hörte die Schilderung seiner selbst unwillig und fast zitternd mit an. Als er nun gar von seiner halb moriskischen Abstammung hörte, erinnerte er sich wieder, daß Chisdai ihn in der Schule damit geneckt; er zürnte seinem Vater, der ihm noch nie etwas davon mitgetheilt hatte. Dieser merkte die Verlegenheit seines Sohnes und sagte zu dem Fremden: „Du kannst es nicht verbergen, Rodrigo, daß du ein Schüler von Silva Velasquez bist und am Hofe Philipps den Damen die Schönheiten und Häßlichkeiten Anderer ausdeuten hilfst. Baruch, du mußt morgen deine Zeichnungen dem Herrn vorlegen. Sei nur nicht so bang, es ist dir ja nichts geschehen."

„Nein, nein," sagte der Fremde, indem er dem Jüngling die Wange streichelte, „ich hoffe, wir werden gute Freunde. Hast du meinen Vetter, den gelehrten Jakob Casseres, nicht gekannt?"

„Ihn selbst nicht," sagte Baruch, „aber sein Buch: „die sieben Tage der Woche bei der Weltschöpfung" kenne ich."

Man hatte sich zu Tische gesetzt, den Segen über Wein und Brod gesprochen und den Sabbath eingeweiht.

„Es ist doch sonderbar," sagte der Hausvater nach dem Schlußgebete, „sonst, kaum hab' ich den letzten Bissen hinunter, kann ich nicht erwarten, bis ich die

brennende Cigarre im Munde habe; aber am Sabbath, es ist gerade, als ob alle unsere Neigungen andere geworden wären, da fällt mir's gar nicht ein zu rauchen und es kostet mir gar keine Mühe, das Verbot nicht zu übertreten." Der Fremde erwiderte nichts darauf. „Lieber Gott, jetzt bemerk' ich's erst," fuhr der Vater fort, „du hast noch die vaterländische Sitte, den Wein mit Wasser zu vermischen. Bleib' nur bei uns im neblichen Norden, hier auf dem Grunde, den man gewaltsam dem Meere abgerungen und stündlich dagegen wahren muß, wo während der Hälfte des Jahres die Erde erstarrt und des Himmels blau Gezelt stets von Wolken umlagert ist, wo du statt einer von Wohlgerüchen durchwürzten Luft Feuchtigkeit und Dünste einathmest, hier in unserer Stadt, wo kein Brunnen quillt und man das Wasser zum Trinken aus der Ferne holen muß, wo man sich allzeit gleich dem Boden vom Meere gefangen vorkommt; wo das Klima selber den Menschen so ruhig und gelassen macht, und Vorsicht und Geduld, die den Boden des Landes geschaffen haben und erhalten, auch die Haupttugenden der Menschen sind; bleibe nur hier, glaub' mir, du gewöhnst dich auch an die Sitte, in dein träges und alterndes Blut lauteres Traubenblut zu gießen und es rascher rollen zu lassen. O! es ist ein liebliches und prächtiges Land, unser Spanien, ein Eden, aber von Teufeln bewohnt. Jetzt, da ich bald mein müdes Haupt in den Schooß der Erde legen muß, jetzt erst fühle ich, daß hier nicht der heimische Boden ist, der mich aufnimmt."

„Du wirst ungerecht," entgegnete der Fremde, „nun

du hier sorglos an deinem Tische sitzest und nicht fürchten darfst, dein Freund oder gar dein eigen Kind könnte morgen mit reuigem Gemüthe beichten, daß du insgeheim den Gott Israels verehrest, und es könnte dann die Gluth des Scheiterhaufens statt wie jetzt des köstlich perlenden Weines deine alten Glieder erwärmen, nun denkst du nur noch der Freuden des Vaterlandes und vergissest des jammervollen Greueltodes, der uns überall anstarrte; uns sollten die prächtigen Kastanienwälder mit ihren dunkeln Schatten nicht zur Ruhe und die reichen Forste nicht zur fröhlichen Jagd einladen, morgen konnten jene Bäume unsere Scheiterhaufen, morgen konnten wir das gejagte Wild sein. Wahrlich, wenn ich dich so reden höre, könnte ich jenen Eiferern fast beistimmen, wenn sie die Schuld all der Qualen, die uns erreicht, dem allein beimessen, weil wir unser Vaterland zu sehr geliebt, zu vergnüglich und stolz im dort erlangten Ansehen uns gefielen."

„Ja, ja, du hast recht," entgegnete der Vater, „aber laß uns die Freude des Wiedersehens nicht durch trübe Betrachtungen stören; komm, trink'; doch nein, Miriam hol' die venetianischen Gläser dort her, laß dir von Elsje in den Keller leuchten, und bring' die zwei Flaschen, die mir de Castro unlängst geschickt hat."

„Herrlich," sagte der Fremde, als er das Glas des neu aufgetischten Weines an den Mund gebracht hatte, „das ist ja echter Val de Pennas, wo hast du den her?"

„Wie ich dir sagte, Ramiro de Castro hat mir ihn von Hamburg aus geschickt; der Wein hat mit uns

geblüht, er ist aber mit der Zeit feuriger geworden, und wir —?"

„Nun, wir haben auch gelebt; sei zufrieden. Der Wein weckt die alten längst verrauchten Geister wieder in mir; weißt du noch? Solchen Wein tranken wir an jenem Abend in der Posada neben dem Hause der Donna Ines, die dich schon seit zwei Abenden vergebens harren ließ; du schlugst auf den Tisch und schworst sie nie wieder zu sehen, und den andern Abend hieß es in der verschwiegenen Laube: lieber Alfonso und liebe Ines, ha! ha! ha!"

Der Vater ermahnte seinen Gastfreund leise, doch Rücksicht auf die Kinder zu nehmen; der Fremde aber achtete nicht darauf und ergötzte sich an dem vaterländischen Weine.

„Denkst du noch jener himmlischen Sommerabende," fuhr er dann fort, „als wir auf der Almeda in Guadalajara umherschlenderten? Ich seh' dich noch, wenn um neun Uhr das Glöckchen läutete und Alles wie bezaubert still stand, um ein Pater noster zu beten; ich seh' dich noch vor mir stehen, wie du deinen Hut in der Hand zusammenknitterst, deine Augen sprühten Feuer, als wolltest du die ganze Welt in Flammen setzen und nicht nur Donna Ines allein, du warst stets ein gefährlicher Caballero. Gott im Himmel!" fuhr der Fremde fort, nachdem er noch einen guten Zug Weines genommen, „mir steht noch der Angstschweiß auf der Stirne, wenn ich daran denke, wie wir einst in Toledo vor der Kirche Unserer Frau del Transito standen: siehst du, sagtest du zähneknirschend, das prachtvolle

Gebäude, das war einſt eine Synagoge unſerer Vorfahren. Samuel Levi, der ſie erbaut hat, iſt am Galgen verfault, und jetzt — es iſt ein wahres Wunder, daß wir bei deinem übermüthigen Geiſte immer mit heiler Haut davon gekommen ſind."

So ergingen ſich die beiden Freunde in Jugenderinnerungen; in einer Stunde lebten ſie noch einmal ein Leben voll Liebesluſt und Jugendmuth.

„Ich kann nicht begreifen," ſagte Baruch einmal, „wie man nur eine Minute glücklich ſein kann in einem Lande, wo man ſtets Verrath und Schmach und Tod um ſich her ſieht."

„Darum biſt du eben noch zu jung," ſagte der Fremde. „Glaub' mir, und belauſcht man jeden deiner Athemzüge, es giebt Stunden, ja Tage, wo du fröhlich ſein und Alles vergeſſen kannſt; und ſtößt man dich in Schmach, und wirft man dich und die Deinigen in den Koth — ein Allerheiligſtes giebt's, wohin keine Erdenmacht reicht, es iſt das eigene Bewußtſein und der trauliche Kreis der Unſrigen; der Himmel, der ſich uns dort erſchließt, den kann uns Niemand rauben, ſelbſt das ewige Schreckbild des Todes nicht. Alle dieſe Qualen ſind über uns gekommen, und doch waren wir glücklich."

„Aber der unaufhörliche Zwieſpalt in der Seele? Chriſt vor der Welt und Jude im Herzen?"

„Das war unſer Unglück, das ſah ich an deinem Oheim Geronimo."

„Warum verläßt der nicht ſeine finſtere Klauſe und kommt zu uns herüber?" fragte Baruch.

„Er hat seine Klause verlassen und wir kommen zu ihm. Er ist todt. Junge, diese Leidensgeschichte hättest du mit erleben sollen, es käme dir zu gut für's ganze Leben."

Baruch hatte sich von seinem Sitze erhoben und leise den bei einer Todeskunde vorgeschriebenen Spruch gesagt: „Gelobt seist du Herr unser Gott, König der Welt, wahrhaftiger Richter."

„O erzählt, ich bitt' Euch," sprach er dann; auch Miriam rückte näher an den Tisch und vereinigte ihre Bitte mit der des Bruders.

„Es ist heute Sabbath und ich sollte nicht," sagte der Fremde; „doch weil ihr so sehr bittet, so sei es; ist es ja sein Tod, der mir die Entschlossenheit gab, mich und die Meinen mit Gottes Hülfe aus der Lüge zu retten."

3. Der jüdiſche Dominikaner.

Rodrigo Caſſeres nahm noch einen vollen Zug aus ſeinem langen Glaſe und erzählte:

„Es werden jetzt ungefähr acht Monate ſein, als ich durch Philipp Capſoli einen Brief aus Sevilla erhielt; ich erſchrack ſchon als ich die Aufſchrift las: „An Daniel Caſſeres in Guadalajara.“ Das konnte wieder nur ein unvorſichtiger Jude ſein, der mich bei meinem jüdiſchen Namen nannte; wie erzitterte ich aber erſt über den Inhalt des Briefes: „Daniel, Mann des Gefallens,“ hieß es darin, „der Tag der Rache und des Todes iſt da; ich will ſterben mit den Philiſtern. Hei! ſie ſollen ſpüren wie's thut, wenn man bratet; komm' zu mir; ich bin von heiligen Schergen bewacht. Bei dem Namen des allerheiligſten Gottes, bei der Aſche unſerer gemordeten Brüder und Schweſtern beſchwöre ich dich, komm zu deinem ſterbenden Geronimo de Eſpinoſa.“ — Es war kein Zweifel, Geronimo ſelbſt hatte den Brief geſchrieben; der feine wagrechte Strich, das Zeichen der Verehrung des einzigen Gottes unter ſeiner Namensunterſchrift, zeigte mir das vollkommen, wenn ich gleich die zitternde Handſchrift nicht als die ſeinige erkannte. Ich eröffnete meinen Kindern den Entſchluß, nach Sevilla zu reiſen; ich war ſo ſchwach, mich durch ihre Bitten und Thränen von der Ausführung abhalten

zu lassen. Ich hatte den armen Geronimo fast ganz vergessen, als mich einst ein schaudervoller Traum an ihn erinnerte, und des andern Tages war ich auf der Reise. Ich trennte mich mit beklommenem Herzen von meinen Kindern, denen ich gesagt hatte, ich reiste nach Cordova zu meiner Schwester. Ich zog durch Cordova und schlich mich unbemerkt an dem Hause meiner Schwester vorüber; nirgends konnte ich ruhen noch rasten, es war als ob eine unsichtbare Hand mich unaufhaltsam fortdrängte. Ich kam nach Sevilla. Eben läutete das Glöcklein zur Hora als ich den Trianenberg hinanstieg. Dort weilst du, glühender Geronimo, sprach es in mir, und förderst deine Schritte zur Kapelle; hast Gebet auf den Lippen und Fluch im Herzen. Hieß es nicht Gott versuchen, da du, im Innern ein Jude, dich hineinwagtest mitten in den Rath der Inquisition, um so deinen Brüdern zu helfen? — Ich trat in die Kapelle und kniete nieder bis die Messe beendigt war. Ich richtete mich auf und betrachtete die fetten und die abgehärmten Klosterbrüder genau; in keinem erkannte ich Geronimo. Ich fragte einen Familiaren nach ihm, er sagte, schon seit Wochen läge Geronimo zwischen Leben und Tod und spräche stets mit Daniel in der Löwengrube. Er führte mich in seine Zelle. Mit abgewandtem Gesichte schlummerte der Kranke, nichts als ein kahler Schädel war zu schauen; ein Crucifix hing über seinem Bette und neben ihm saß ein betender Klosterbruder, der mir zuwinkte, ich möge leise auftreten. Nur das mühsame Athemholen des Kranken und ein leises Geflüster des Betenden zeigte von Leben

in dieſer Grabesſtille. Endlich richtete ſich der Kranke auf, ich erkannte ihn nicht: dieſe tiefliegenden Augen und hohlen Wangen, dieſe blaſſen Lippen vom lang herabwallenden weißen Bart umfloſſen, ſo konnte ſich das Anſehen Geronimo's nicht verändert haben; er erkannte mich aber alsbald, und leiſe, kaum die Lippen bewegend, ſprach er: „Biſt du noch da, Daniel? Das iſt ſchön, daß du mich nicht verläſſeſt; brauchſt dich nicht zu fürchten, biſt auch in der Löwengrube, aber Gott hilft dir heraus wie unſerm Propheten zu Babel; nur mir haben ſie Blut und Mark ausgeſogen, ich kann nicht hinaus. Nicht wahr, du gehſt nicht von mir?"

Ich hatte gefürchtet, der Augenblick des Wiederſehens würde vielleicht ſeinen Tod beſchleunigen; ich konnte kaum begreifen, wie er that, als ob wir längſt beiſammen, ja als ob wir nie getrennt geweſen. Er winkte dem betenden Bruder neben ihm und dieſer nahm ſein Buch unter den Arm und ging. Beim Hinausgehen ſagte er mir aber noch leiſe in's Ohr, daß ich, wenn es zu arg würde, dort an der Klingel läuten könnte.

„Iſt er fort?" ſagte nun Geronimo, „komm, gieb mir ſchnell die Pechkränze, die du unter deinem Mantel haſt, ich will ſie hier verbergen in meinem Bett. Heute Nacht, wenn ſie Alle ſchlafen, zünden wir ihnen das Neſt über dem Kopfe an; das wird eine luſtige Opferflamme ſein, die Engel im Himmel ſollen drob lachen; ich bin gebunden, ich kann nicht hinaus. An allen vier Enden muß man's zugleich anzünden; wir müſſen eilen, ſonſt ſteigt der Quadalquivir von ſelbſt aus ſeinem

Bette und lösch die Flamme auf der Burg, sie haben ihn im Solde. Hilf mir, das Wasser reicht an's Leben. Herr Gott! ich habe gesündigt, ich habe deinen heiligen Namen verleugnet; du hast ja sonst dich gezeigt in Wundern, sende deinen Blitz, daß er sie vertilge, mich auch, mich zuerst, ich habe gesündigt, vertilge mich."

So sprach er schnell, und dabei schlug er sich mit seinen knöchernen Fäusten auf die Brust, daß es dröhnte; ich konnte ihm nicht wehren, er sank fast athemlos zurück; ich fürchtete, daß er jetzt verscheide, und wollte eben an der Klingel läuten, da richtete er sich plötzlich wieder auf und weinend sprach er: „Komm, gieb mir deine Hand, sie ist rein, rein vom Blute deiner Brüder; es war des Satans Eingebung, daß ich Wurm den Riesenbaum zu zernagen trachtete. Ich büße für meinen Stolz, ich habe meinen Gott verleugnet, ich sterbe nutzlos, wie ich nutzlos lebte. Siehst du nicht meinen Vater dort? er kommt auch uns zu helfen; so, du hast Pechkränze genug, Vater. Hörst du die Gefangenen drunten Halleluja singen? Ah, das ist ein schöner Gesang, Halleluja Hallelu El. Wir befreien euch, ihr dürft sterben. Seht mich nicht so grinsend an, ich bin nicht Schuld!" — Er sank wieder zurück und stierte mich mit unheimlich gläsernem Blicke an. Ich bat ihn um Gottes und unserer selbst willen, ruhig zu sein; ich erzählte ihm, wie ich hergekommen sei, seinem Briefe Folge leistend; er solle ruhig sein, er habe viel Menschenleben gerettet, und Gott sei auch gnädig und verlange nur das Herz.

Mit vollem Bewußtsein redete er sodann mit mir

von ſeinem nahen Tode, und wie er ſich deſſen freue; ein gewaltiger Thränenſtrom enthob ſeine Seele der ſchweren Pein, die auf ihr laſtete; doch plötzlich riß wieder Alles in furchtbarer Zerrüttung durch einander; er verlangte nach dem geweihten Waſſer, das lindere ſeine Schmerzen; hier in der Herzgrube, da brenne es wie glühendes Eiſen; „trink' auch," ſagte er zu mir, „der heilige Vater hat es geweiht; ſegne mich, mein Vater, es iſt Sabbath. Wo iſt die Mutter? noch drunten im Keller in der Synagoge? Mutter, mach' auf, ich bin's, dein Moſes." — So ſprach er, und mir ſchwindelte vor dem entſetzlichen Abgrunde, an dem ich ſtand. Es wurde Abend und Geronimo glaubte, man ſchleppe ihn in einen finſtern Kerker, man ſpanne ihn auf die Folter; ſchmerzvoll ächzend und mit faſt erſterbender Stimme rief er ſtets: „Ich bin kein Jude, ich weiß nicht, wo verborgene Juden ſind. Daniel verlaß mich nicht, verlaß mich nicht, Daniel!" Endlich ſchlummerte er wieder ein. Es war Nacht geworden, das volle Antlitz des Mondes blickte durch das Fenſter und goß ſein ſilbernes Licht über den Kranken. Ich war zum Tode bereit, denn jedes Wort aus unſerem Geſpräche hätte, wenn es vernommen worden wäre, mir den Martertod gewißlich gebracht; zu gutem Glücke war aber faſt der ganze Orden heute bei der Unterſuchung gegen die Lutheraner in der Stadt beſchäftigt. Ich betete zu Gott, daß er ſich Geronimo's erbarmen und ihm den Tod ſenden möge. Kinder! Es iſt gräßlich, um den Tod eines Menſchen zu beten, und noch dazu um den eines Jugendfreundes. Warum aber ſollte dieſe

Seele noch länger gemartert werden? Es war aber anders beſchloſſen, ich ſollte noch Erſchütternderes erfahren. Ich ſaß in trübe Gedanken verſunken da, als ein Familiare eintrat und mir befahl, zu dem Inquiſitor zu kommen. Mein Herz pochte laut, als ich zu ihm eintrat; ich warf mich vor ihm auf die Kniee und bat um ſeinen Segen. Er ertheilte ihn mir und ſprach alsdann: „Du biſt ein Freund Geronimo's. Wofern du ein guter Chriſt biſt — und hiebei richtete er einen durchbohrenden Blick auf mich — ſorge dafür, daß Geronimo von ſeiner Hartnäckigkeit läßt und noch vor ſeinem Tode das heilige Abendmahl nimmt; verſuch's und berichte mir ſogleich, ſo darf er nicht ſterben.“ Ich ging wieder in die Zelle des Kranken, er ſchlummerte noch; ich neigte mich leiſe über ihn, er wachte auf. „Komm,“ ſprach er haſtig ſich aufrichtend, „jetzt iſt's Zeit. Siehſt du? Gideon mit ſeinen dreihundert Mann kommt auch, ſie tragen die feuergefüllten Krüge in's Lager der Midianiten; ſtill — leiſe — blast noch nicht in die Poſaunen, laßt uns das Hochamt halten.“ Er faltete ſeine Hände und bekreuzte ſich darauf dreimal.

Ich bat, ich beſchwor ihn, ich weinte vor innerer Angſt, und redete ihm zu, ruhig zu ſein; ich erzählte ihm von den Tagen unſerer Kindheit und wie er nun mich ſelber morde, wenn er nicht das heilige Abendmahl nehme.

„Warum giebt man mir's nicht?“ ſprach er ruhig, „ich bin ja Prieſter; komm, waſche meine Hände, ich bin unrein, dann will ich's empfangen.“

Ich ging zum Inquiſitor und ſagte ihm, daß

Geronimo zwar noch immer wirr sei, daß er aber selbst nach dem heiligen Abendmahl verlange. Der Inquisitor versammelte den ganzen Orden, und als sie den langen Gang heranzogen mit den Weihegefäßen und dem schauerlichen Todtengesang, der in der hohen Halle lange nachtönte, sang Geronimo laut mit, und noch als der Gesang verklungen war, sang er de profundis clamavi mit lang anhaltendem Tone, wobei er die Hände stets gefaltet hielt; dann riß er seine Hände schnell auseinander, bedeckte damit seinen Kopf und sang die hebräischen Worte: Heilig! Heilig! Heilig! Adonaj Zebaoth! (Jehovah, Gott der Heerschaaren) Ave Maria gratia plena, sprach er in derselben Lage fast mechanisch vor sich hin. Der Inquisitor benutzte diesen Augenblick und reichte ihm die Hostie; er verschlang sie wie mit Heißhunger.

„Den Kelch! den Kelch!“ rief er, „ich bin Priester.“ Der Inquisitor reichte ihm den Kelch, er schlang seine beiden Hände krampfhaft um denselben und begann den jüdischen Sabbathsegen darüber zu sprechen: dann richtete er sich mit Macht im Bette auf, er stand da in seiner ganzen schauererregenden Gestalt und schrie: „Auf Gideon! Zerschmettert die Krüge! Feuer! Feuer!“ Er setzte den Kelch an die Lippen, warf ihn an die Wand daß die Scheiben klirrten, sank um und — war todt. —

Der Fremde bedeckte seine Augen mit der Hand und stand auf, als er diese Worte gesprochen hatte. Niemand wagte ein Wort laut werden zu lassen, denn welches konnte die namenlosen Erschütterungen der Seele in sich fassen? Jeder fürchtete nur durch einen Laut,

durch einen Seufzer, die tiefe Bewegung des Andern zu ſtören. Es war eine Todtenſtille. Draußen klopfte es wie mit geſpenſtiſchen Fingern an die Scheiben; Alle zuckten zuſammen, der Fremde öffnete das Fenſter, es war nichts zu ſehen. Er ſetzte ſich wieder an den Tiſch und fuhr fort:

„Ich war halb beſinnungslos an dem Bette Geronimo's niedergeſunken, der Kelch mit dem verſchütteten Weine lag neben mir am Boden. Ich wagte nicht, mich aufzurichten, aus Furcht, daß mein Blick zuerſt meinem Henker begegnen müſſe. „Steh auf," ſprach eine rauhe Stimme zu mir. Ich richtete mich auf, der Inquiſitor ſtand vor mir, keiner der Mönche war mehr zugegen. „Wie heißt du?" fragte er mich barſch. Ich war in peinigendem Zweifel: ſollte ich meinen wahren Namen angeben, ſollte ich nicht? Aber vielleicht hatte er ihn ſchon erſpäht und eine Lüge brachte mir den zwiefach gewiſſen Tod. Ich ſagte die Wahrheit; er frug nach einem Zeugen. „Hier kennt mich Niemand," antwortete ich, „aber mein Schwager, Don Juan Malveda in Cordova kann mir bezeugen, daß jener Caſſeres, in deſſen Hauſe zu Segovia die erſte Sitzung der Inquiſition gehalten wurde, mein Ahnherr iſt." Ich muß mich noch jetzt über den Muth wundern, mit dem ich in dieſem entſcheidenden Augenblicke zu dem Inquiſitor redete. „Schwöre mir," ſagte er nach einer peinlich langen Pauſe, „nein, ſchwöre mir nicht, aber wofern du nur eine Sylbe von dem, was du hier geſehen, über deine Lippen bringſt, ſo ſtirbſt du mitſammt deinen beiden Kindern des Feuertodes. Du biſt in

meiner Gewalt, ich halte dich mit unsichtbaren Banden, du kannst mir nicht entrinnen.“ Er befahl hierauf einem Familiaren mich aus dem Castell zu entlassen. —

Wenn wir die Geschichte des Propheten Jonah buchstäblich nehmen dürfen, gleich mir muß es ihm zu Muthe gewesen sein, als er vom Seeungeheuer ausgespieen wurde. Ich glaubte noch immer den schauerlichen Grabgesang zu hören, und doch war Alles um mich her todtenstill. Alles war so heimlich, so bedrohlich; jeder Busch, der im Mondlichte schwankte, schien mir Eile zuzuwinken. Ich war vor Ermattung und Angst kaum mehr eines Gedankens mächtig, und nirgends in der weiten Umgebung eine Seele, an der ich mich aufrichten konnte. Da blickte ich hinauf in das zahllose Heer der Sterne, ihr himmlisch Licht glänzte wohlthuend in mein Inneres, Gott, der Gott der Heerschaaren, wachte über mir; meine ganze Seele war ein Gebet, er vernahm's. — Ich gelangte in meine Herberge, sattelte mein Pferd, und ritt wie auf Sturmesflügeln davon. Der Mond war hinter Wolken verschwunden, und nur der Sterne mattes Licht beschien meinen einsamen Weg. Das Pferd selbst schien wie von unsichtbaren Geißeln getrieben, es stürmte unaufhaltsam fort über Berg und Thal, und schnaubte und schäumte fürchterlich. Vielleicht, dachte ich, ist die Seele eines grimmigen Judenfeindes, vielleicht gar die Seele des verstorbenen Großinquisitors, in dieses Thier gefahren, und ist nun verdammt, mich durch die Nacht dahinzutragen zur Rettung vor meinen Feinden. Oft, wenn es seinen Kopf nach mir zurückwendete und zu mir umschaute mit

ſeinen feurigen Augen, ſchien mir's als ob es zu mir ſpräche, leide ich nicht genug für mein früheres Leben? Ich fürchtete mich faſt vor meinem eigenen Schatten, der raſtlos über Felſen und Geſtrüppe dahinhüpfte, und drückte die ſcharfen Sporen nur noch mächtiger in die Rippen des Pferdes. — Ihr, die ihr in Freiheit aufgewachſen ſeid und darin lebt, ihr könnt es nicht wiſſen, welch eine Verwirrung des Lebens in ſolchen Stunden eintritt; die Erde iſt nicht mehr feſt, der Himmel iſt verſchwunden und was je von Schrecken und Geſpenſtern die Erinnerung aufgenommen hat, wacht auf. Ein Wunder, wenn es ſich zeigte, würde ohne Staunen angeſehen, denn Alles iſt Wunder, Alles unfaßlich geworden und das eigene Leben am meiſten. Ermattet kam ich in Cordova bei meiner Schweſter an; erſt an ihrem treuen Herzen verſcheuchte ich die Angſt, die mich kaum frei athmen ließ. Als ich des andern Morgens in den Stall kam, um mich nach meinem Pferde umzuſehen, lag es todt da; ſeine großen Augen ſtierten noch ſo unheimlich wie am geſtrigen Abend. Mit einem friſchen andaluſiſchen Renner meines Schwagers ſetzte ich die Reiſe fort. Ich nahm von meiner Schweſter Abſchied; ich durfte ihr nicht ſagen, daß ich ſie zum letztenmale ſah. — Als ich in der Heimath ankam, war mir die alte Ruhe und Sicherheit im Hauſe verſchwunden. In jedem Freunde, der mich herzlich willkommen hieß, in jedem Fremden, der mich auf der Straße anſah, glaubte ich einen Abgeſandten jener Mörderbande, die ſich ein Gericht nennt, zu erblicken; jeder, meinte ich, müßte den Mantel zurückſchlagen,

und mir das blutigrothe I auf seiner Brust zeigen. Die alte Sorglosigkeit war verschwunden, ich kannte nur noch Furcht und Mißtrauen. Dazu kam noch, daß wachend und schlafend mir das Bild Geronimo's vorschwebte; auch du, auch du, sprach es in mir, kannst eines solchen Todes sterben, verlassen vom Glauben, der ein Spielzeug deiner Feigheit war, haltlos herumgezerrt zwischen Wahrheit und Heuchelei. Ich verkaufte all meine Güter, und machte mich nicht ohne große Gefahr — denn ihr wißt, daß Niemand ohne besondere Erlaubniß des Königs Spanien verlassen darf — mit Gottes Hülfe davon. Ich schickte meine Kinder auf verschiedenen Umwegen voraus; sie sind aber in Leyden geblieben. Wenn Gott mir das Leben erhält, bringe ich sie nächste Woche hieher. Wollt' ich noch Alles erzählen, was ich ausgestanden, bis ich hierher gekommen, es währte bis zum nächsten Morgen, und ich hätte noch nicht den zehnten Theil berichtet; aber es ist schon spät und wir bleiben ja, will's Gott, länger bei einander."

„Ja die Lichter sind auch schon ganz herabgebrannt, und morgen ist der sechste Jiar, da müssen wir früh heraus, darum wollen wir in Gottes Namen zu Bette gehen." So sprach der Vater und Alles schied.

So behaglich anmuthend ein jüdisches Haus am Freitagabend in den Stunden festlichen Beisammenseins ist, ebenso mit wundersamen Schauern erfüllt ist die Zeit der Trennung. Die sieben Lichter brennen still aus in der leergewordenen Wohnstube, und es ist eine seltsame Empfindung, wenn man sich dorthin denkt,

wo ein Licht nach dem andern erlischt; denn das Gesetz verbietet, am Sabbath ein Licht auszulöschen oder eines anzuzünden und in die Hand zu nehmen.

In dem Eckhause auf dem Burgwall ging ein Jedes im Dunkel nach seiner Ruhestätte und Jedem folgten die Schreckbilder aus der Erzählung des Gastfreundes.

Die alte Chaje schlief schon lange, und träumte eben von der Hochzeit Miriams und wie sie selbst eine so wichtige Rolle dabei spielte, als ihre Stubengenossin Miriam eintrat und sie durch Rufen und Rütteln weckte. „Was ist? was ist?“ fuhr Chaje auf, sich die Augen reibend.

„Du schnarchst so sehr und schwatzest aus dem Schlaf, daß ich entsetzlich Angst bekommen habe,“ antwortete Miriam; im Grunde war es aber noch eine andere Furcht, die sie zur Ruhestörerin machte: im undurchdringlichen Dunkel glaubte sie jeden Augenblick das Gespenst ihres Oheims zu sich heranschleichen zu sehen, und sie wollte durch Reden ihre Angst verscheuchen. Chaje erzählte nun ihren Traum, und wie es Schade sei, daß sie geweckt wurde, der Mund wässere ihr noch von den vielen guten Speisen, die sie bei der Hochzeit genossen, sie sei obenan gesessen neben dem Bräutigam, mit ihrer goldenen Kette und ihrem rothseidenen Kleid: „ja lach' nur,“ sagte sie, „was Einem in der Freitagnacht träumt, wird so gewiß bald wahr, so gewiß als jetzt Sabbath über der ganzen Welt ist.“

Miriam war froh, Chaje so redselig zu finden, ihre Gespensterfurcht begann zu weichen: „Wie hat denn mein Bräutigam ausgesehen?“ fragte sie, als sie sich

eben entkleidet hatte und sich in den Kissen zusammenhuschte. Das wußte Chaje leider nicht mehr, aber was für Kleider er anhatte, und was er mit ihr sprach, und was alle Gäste gesprochen hatten, das erzählte sie Alles haarklein. Sie sprach noch, als Miriam schon längst schlief. Es konnten nicht Gespenster gewesen sein, von denen sie geträumt, denn als sie am andern Morgen erwachte, zog sie schnell die Bettdecke über ihren Busen, schloß die Augen nochmals und versuchte es, weiter zu träumen.

Nicht so heiter war Baruch erwacht. Auch er war mit laut pochendem Herzen in sein finsteres Schlafzimmer gegangen, nicht das Gespenst seines Oheims war ihm hier in der Dunkelheit erschienen, und doch stand er vor ihm in Gedanken: ein umwandelnder Geist erfüllte ihn mit tiefem Schrecken und beklemmte seine Brust. Mit lauter Stimme und aus der Tiefe seiner Seele sprach Baruch das Nachtgebet, einen besondern Nachdruck legte er auf die Beschwörungsformel, die er dreimal wiederholte: Im Namen Adonaj's (Jehovah's), des Gottes Israels, mir zur Rechten Michael, mir zur Linken Gabriel, vor mir Uriel, hinter mir Raphael und mir zu Häupten Schechinath-El (der heilige Geist Gottes). — Er verbarg sein Angesicht in den Kissen, drückte die Augen fest zu, aber lange wollte kein Schlaf sie fesseln; zu mächtig wogte es noch in seinem Innern. Er war erst wenige Stunden eingeschlafen, als ihn sein Vater aus einem fieberhaften Traume weckte, denn es war Zeit, in die Synagoge zu gehen.

4. Die Synagoge.

Noch lag ein leichter Nebel über den Straßen Amsterdams, die goldenen Buchstaben der Worte בית יעקב (Jakobshaus) über dem Portale der Synagoge auf dem Burgwall glänzten nur matt, aber schon drängten sich in großer Anzahl Männer und Frauen durch die sieben Säulen, welche die Vorhalle der Synagoge bildeten. Auch Baruch, sein Vater und der Fremde waren dort. Am innern Eingange trat Jeder vor eines der zwei großen Marmorbecken neben den beiden Thürpfosten, drehte den messingenen Hahn des Brunnens und wusch sich die Hände; Baruch beobachtete hiebei die Vorschrift des Thalmuds, daß er die rechte Hand zuerst wusch. Darauf stieg man drei Treppen hinab, denn jede Synagoge muß in der Tiefe sein, weil geschrieben steht: Aus der Tiefe ruf' ich zu dir Jehovah (Ps. 130, 1.). Jeder der Anwesenden legte dann ein großes wollenes Tuch, dessen Enden drei blaue Streifen durchliefen, und an dessen vier Ecken Schaufäden herabhingen, über die Schultern; die Frömmsten, und unter ihnen auch Baruch, bedeckten noch den Hut damit. „Wie schön sind deine Gezelte, Jakob, deine Wohnungen, Israel!" (3. Buch Mos. 25, 5.) sang ein gut eingeübter Knabenchor; und hier wurden diese Worte nicht zur Ironie, denn das einfach erhabene Innere des Gebäudes

war schön geziert. Am obern Ende auf der Seite gegen Osten, wo einst die heilige Stadt Jerusalem gestanden, und wohin der Jude beim Gebete sein Angesicht kehrt, dort wurden von zwei steinernen Löwen die Tafeln gehalten, auf denen die zehn Gebote eingegraben waren. Sie standen über der heiligen Lade, und rings umher im Halbkreise waren blühende Mandel- und Citronenbäume in buntbemalten Kübeln aufgestellt. Denn alljährlich, seitdem sie vertrieben waren aus ihrem spanischen Vaterlande, sendete man hinüber nach der katholischen Halbinsel, holte Bäume mit dem vaterländischen Erdreich, in dem sie aufgesproßt waren, und schmückte damit die Synagoge; man mochte sich dann auf einige Stunden zurückträumen in die heimischen Gefilde. Das lange Frühgebet, das der Vorsänger laut sprach, bot Muße genug zu allerlei Betrachtungen; doch als er endlich das „Schema Israel" (5. Buch Mos. 6, 5.) begann, fiel die ganze Gemeinde mit lauter Stimme ein; es war kein harmonisch gebundener Gesang, das ganze Gebäude erdröhnte wie von wildem Feldgeschrei; denn das war ja ihr Schlachtenruf, mit dem sie das Leben und den Tod tausendfach besiegten: Höre Israel, Adonaj unser Gott ist ein einiger Gott! Der Geist Aller wollte sich mit Macht hineindrängen in den unerforschlichen Urgrund des Gottesdaseins. Auch Baruch drückte seine zitternden Augenlider fest zu, seine Hände ballten sich krampfhaft, alle Nerven durchzuckte ein heiliges Beben, das ganze Bewußtsein mit seinen nach der Außenwelt strebenden und von ihr angezogenen Strahlen wurde

zurückgedrängt in den Einen Lichtpunkt, wo es sich findet in Gott. Mit himmelwärts gekehrtem Antlitze sprach er den Vers, indem er nach der Vorschrift der alten Weisen sich alle die Todesgefahren und Qualen vor das innere Seelenauge führte, die er für den Glauben an die Einheit Gottes freudig zu ertragen bereit war. Wie mit frischem Himmelsthau getränkt fühlte er seine ganze Seele durch diese Erhebung. — Das Frühgebet war zu Ende, die beiden Flügelthüren der heiligen Lade wurden geöffnet, eine schimmernde Reihe von Gesetzesrollen, die in Goldbrokat gehüllt und mit Goldblech und Edelsteinen geschmückt waren, zog die Blicke der Versammlung nach der heiligen Stätte, wo von den drei angesehensten Männern der Gemeinde wechselsweise die Namen der Städte und Länder genannt wurden, in denen glaubensstarke Juden sich dem Opfertode geweiht; die vorzüglichsten unter diesen Märtyrern wurden aufgezählt, und zum Schluß das Todtenregister des letzten Jahres verlesen. Rahel Spinoza war mit unter den ersten derselben, ihr Name wurde mit Segen genannt und der milden Stiftung erwähnt, die sie für die Thalmudschule „Gesetzes-Krone" hinterlassen hatte. Mit wehmuthsvollem Blicke sah Baruch seinen Vater an, denn in das heilige Andenken an seine Mutter mischte sich die räthselhafte Erwähnung ihrer moriskischen Abstammung. — Die heilige Lade wurde wiederum geschlossen und Rabbi Isaak Aboab trat an den in der Mitte der Synagoge stehenden Altar. Es war ein schmächtiges, blatternarbiges Männchen mit hoher Stirne und weit herausliegenden grauen Augen, ein rother

Bart umgab Wangen und Kinn: „Und wandl' ich auch im Todesschatten-Thale, ich fürchte kein Ungemach, dein Stab und deine Stütze, die halten mich aufrecht" (Ps. 23, 3.), sprach er mit schnarrender Stimme. Ein Doppeltext aus dem Thalmud wurde noch hinzugefügt und im Verlaufe der Rede fand der gewählte Ausdruck „dein Stab und deine Stütze" die sinnreiche Erklärung, daß unter „Stab" das geschriebene und unter „Stütze" das mündliche Gesetz verstanden werden müsse. Der Prediger stieg dann mit seinen Zuhörern hinab zu dem, „der lebendig eingesargt im Kerker sein Leben verwimmert; die verwilderten Haare seines Hauptes sind sein einziges Ruhekissen, ob es Tag ist oder Nacht, ob der Frühling erblüht oder der Herbstwind die gelben Blätter von den Bäumen pflückt, er weiß es nicht; Moder und Nacht umgiebt ihn, aber innen im Herzen ist lichter, wonniger Tag, denn Gott wohnet drin. In seiner Einsamkeit umschwebt ihn ein zahllos Heer von Engeln, die ihn hinwegtragen aus den starren Kerkermauern, weit weg über alle Welten bis zu dem Throne Gottes, wo er anbetend ruht." Alle Grade der Folter schilderte der Rabbi seinen Zuhörern bis zu jenem höchsten Grade, wo durch Niedertropfen von Wasser auf den Wirbel der Kern der Seele selber angegriffen wird. „Wehe!" rief er, „unsere Augen haben noch all das unnennbare Leid gesehen, das der Herr über uns verhängt; nein, nicht Wehe laßt uns ausrufen, sondern Preis und Dank Ihm, der sie Alle erhoben hat, sich zu weiden im Glanze seiner Majestät." Der Uebersetzer von Erira's „Himmelspforte" schilderte hier die Wonnen der ewigen Glück-

seligkeit in all ihrer Ueberschwänglichkeit und pries jene Lehre, vor der die Engel sich beugen und das Weltall zittert; er schilderte jenes Sichversenken in die Lehre Gottes und seiner Schöpfung, welche den, der in ihren mystischen Kern gedrungen, hienieden schon mit himmlischer Glückseligkeit begabt und ihm Kraft verleiht, zu schaffen und zu zerstören. Mit dem üblichen Schlusse, daß Gott bald seinen Messias senden und Israel wieder in sein Erbtheil einsetzen möge, schloß er seine Rede.

Rabbi Saul Morteira, dessen hohe, wohlbeleibte Gestalt uns schon gestern begegnet ist, trat nach ihm an den Altar. „Er verschlingt den Tod auf ewig, und Gott der Herr wischt die Thränen von jeglichem Angesichte und die Schmach seines Volkes wird er abthun von der ganzen Erde" (Jes. 25, 8.), begann er mit leiser Stimme: „Ich sehe mich um in dieser Gemeinde und wieder hat ein Jahr ihre Reihen gelichtet, wieder wird ein Jahr kommen, und mit ihm dieser Tag der Trauer und der Freude, und mancher von uns ist von seiner Stätte gewichen, vielleicht auch ich! Auch ich! Herr, hier bin ich, antworte ich, so du mir rufest." Bei diesen Worten schlug sich der Rabbi mit beiden Händen auf die Brust, daß die Töne in seinem Munde erzitterten. Er sprach noch lange von der Urplötzlichkeit des Todes und dem Kummer der Ueberlebenden, schwer verhaltenes Schluchzen ward von der vergitterten Gallerie der Frauen vernommen, und auch hier und da aus der Versammlung der Männer; nur Wenige, die eine Trauerrede am Sabbath gesetzeswidrig fanden, blieben ungerührt. Auch Baruch standen

die hellen Thränen in den Augen, es waren Thränen der Sehnsucht, er fühlte sich seinem Gotte so nahe, so innewohnend, daß er zu sterben wünschte, um niewieder von ihm losgerissen zu werden. „Dränget die Seufzer zurück, die eurer Brust entsteigen wollen, denn Gott der Herr wischt die Thränen von jeglichem Angesicht," rief der Rabbi. Von der Anwendung seines Textes auf das Schicksal Einzelner ging er auf das von ganz Israel über; „denn der Herr wird abthun die Schmach seines Volkes von der ganzen Erde; aber nur die, so das reine göttliche Wort im Herzen wahren, dürfen seiner Verheißungen harren." Er knüpfte eine geistvolle, aber ziemlich unumwundene und scharfe Polemik gegen das Christenthum an diese Worte; mit bitterer Heftigkeit eiferte er aber gegen den klügelnden Menschenverstand, der sich vermesse, selbst das Unerforschliche zu ergründen: „Im Thalmud-Tractat Chulin wird erzählt: Der Kaiser Hadrian verlangte einst von Rabbi Jehosuah, er solle ihm den Unerschaffenen zeigen, sonst müsse er seine Lehre und seinen Glauben für nichtig halten. Es war ein heißer Sommertag, da führte der Rabbi den Kaiser hinaus in's Freie: sieh hinauf dort in die Sonne, sprach er zu dem Fürsten. Ich kann nicht, erwiderte dieser, es blendet mein Auge. Sohn des Staubes, sprach der Rabbi, den Strahl eines einzigen Geschöpfes kannst du nicht ertragen, und du willst den Schöpfer schauen?" So erzählte der Redner und schloß Parabeln aus dem Thalmud an, wie die (auch aus dem Neuen Testamente bekannten und hier theilweise veränderten) von den Arbeitern im Weinberge und von

den Klugen und Thörichten, die des Erlösers harren. Mitunter knüpfte er auch höchst ergötzliche Anekdoten daran, die den Zuhörern ein unwillkürliches Lächeln abnöthigten. Die Kirche und ihre Diener standen damals noch nicht in jenem frostigen, orakulösen Verhältnisse zu ihren Angehörigen, besonders aber die jüdische Kirche, die Alles bieten wollte und mußte, durfte sich auch dem göttlichen Spaß nicht entziehen. Eine heitere Behaglichkeit sprach aus den Mienen Aller, als der Rabbi geendet hatte; hier und dort wendete sich einer zu seinem Nachbar, und gab durch Geberden oder kurze Ausrufe seinen Beifall kund. Es sind Juden, die selten in lenksamer Empfänglichkeit sich ihres Selbst entäußern, vielmehr Alles, selbst das Wort ihrer Lehrer mit dem Maßstabe des geoffenbarten Gesetzes und ihrer eigenen Vernunft messen. Darum war es ihnen auch unlieb, nun noch eine Predigt hören zu müssen, denn schon hatte ein Mann mit gedrungener Figur und feiner weltmännischen Gesichtsbildung die von Rabbi Saul Morteira verlassene Stelle eingenommen.

Es war der Mann mit der beispiellosen Frühreife und Universalität des Geistes, der schon in seinem achtzehnten Jahre als angesehener Rabbi auftrat, der, Arzt und Staatsmann, mit Hugo Grotius über die Schönheiten der Theocrit'schen Idyllenpoesie und mit Rabbi Isaak Aboab über die Mischung der Metalle bei der Bildsäule Nebucadnezars controversirte. Es war Rabbi Menasse ben Israel, dessen Frau, eine Enkelin des hochberühmten Don Isaak Abrabanels, ihre Abstammung in gerader Linie bis auf David, König in Israel zurückführte. —

Mit der linken Hand drückte Rabbi Menasse sich einige Sekunden lang die Augen zu, dann begann er mit klangvoller Stimme, die mächtig aus allen Ecken der Synagoge widertönte:

Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. (Jes. 2, 5.) Es erneuert sich heute der Tag, an dem wir dieses Haus einweihten, das wir dem Herrn erbaut, da er uns hier eine Ruhestätte finden ließ vor der Hand unserer Dränger; aber nicht durch die Kraft unserer Hände haben wir Alles dieses erreicht. Wenn Gott das Haus nicht bauet, vergebens ist die Mühe der Bauleute. Wir haben dem Herrn hier ein Haus erbaut; aber, o daß sich diese Wände ausdehnten und hinausrückten, so weit das Himmelszelt über die Erde ausgespannt ist, und daß meine Stimme hindränge in alle Welten, daß ich mit Donnersgewalt den Widerhall wecken und ihm diese Worte in den Mund legen könnte, daß ein Echo es dem andern zuriefe: Haus Jakobs, kommt und laßt uns wandeln im Lichte des Herrn. — Ich selbst, ihr wißt es Alle, ich hatte einen erlauchten Vater, er wurde endlos gemartert und rettete nichts als das nackte Leben aus den Händen derer, die sich Christen nennen; aber schauet nicht mehr zurück in die finsteren Kerker, sondern blicket auf zum Lichte, das uns aller Orten entgegenstrahlt."

Der Verfasser des Buches „die Rettung Israels" fuhr in begeisterter Rede, wenn gleich oft in schwankenden und gewählten Ausdrücken fort, die Nothwendigkeit der Anschließung der Juden an die allgemeine Zeitbildung und deren Bestrebungen darzuthun. Unter dem

„Lichte des Herrn“ begriff er den Classicismus nicht minder als die Lehre Mosis. Er eiferte gegen die polnischen Juden und Aschkenasim,[1] deren verdüsterte Sitten und niedrige Stellung er hauptsächlich ihrem Mangel an wahrer Wissenschaftlichkeit zuschrieb, und endlich erfreute er die Gemeinde mit dem Amen.

Eine Gesetzesrolle wurde nun unter Freudengesängen aus der heiligen Lade genommen; als sie an Baruch vorübergetragen ward, faßte er den Saum des Goldbrokats, in den sie eingehüllt war, und drückte ihn inbrünstig an seine Lippen. Die Thora wurde auf dem Altar auseinander gerollt, und zu jedem Abschnitte, den der Vorbeter las, war je einer der drei Prediger aufgerufen worden, um den Segen darüber zu sprechen. Beim vierten Abschnitte erhob der Vorbeter seine Stimme laut und rief: „Es erhebe sich unser Lehrer und Meister (Doctor und Magister) Rabbi Baruch ben Binjamin!“ Baruch Spinoza, der mit diesem Ehrentitel zur Thora gerufen wurde, ward feuerroth; er verließ seinen Synagogenstuhl und begab sich an den Altar, wo er mit zitternder Stimme den Segen sprach. Ein Jeder in der Synagoge verwunderte sich über die Beispiellosigkeit, daß diese Ehre einem Jüngling von fünfzehn Jahren zu Theil wurde; nur Wenige waren, die solches für unerhörten Mißbrauch hielten, denn Baruch war geliebt von Allen die ihn kannten. — Mit dem langen sogenannten Mussaph (hinzugefügtes Gebet) und einigen Schlußgebeten schloß der Gottesdienst.

[1] Juden im deutschen Reiche.

5. Vater und Sohn.

An der Thür war großes Gedränge. Alles glückwünſchte Baruch und ſeinem Vater zu der Ehre, die ihnen heute widerfahren war.

„Es iſt gewiß," ſagte der Vater auf dem Heimwege zum Sohne, „die Predigten haben heute zu lange gedauert; die Prediger ſollten daran denken, daß ſie vor lauter leeren Magen predigen (da man vor dem Frühgebete keine Speiſe genießen darf). Laß dir das zur Warnung ſein, daß du einmal nicht zu lange predigſt. Freuſt du dich darauf?"

„Mir ſchwindelt," entgegnete Baruch, „auf ſolche Höhe gehoben — ich bin zu ſchwach."

„Gott erhalte dir dieſen frommen Sinn," ſagte der Vater beifällig nickend. „Rechtſchaffene Naturen werden leicht kleinmüthig bei einer Ehre, die ihnen geworden. Vertraue auf Gott, der dich auserwählt hat, er wird dir auch Kraft geben, deinen Ruf zu erfüllen; ſage dir nur: ja, du biſt auserwählt, weil du die Kraft haſt."

Auf der Schwelle ſeines Hauſes legte nun der Vater wie am vergangenen Abend wiederum die Hände auf das Haupt des Sohnes und ſegnete ihn abermals: „Der Herr mache dich gleich Ephraim und Menaſſe."

Auf der Treppe harrte Miriam und übergab Baruch ein Pergament, das Rabbi Saul Morteira geſchickt hatte: es war das rabbiniſche Diplom. — Der Vater ſchloß ſogleich ſeinen Silberſchrank auf und wählte den

ſchwerſten vergoldeten Becher, um ihn des andern Tages dem Lehrer zu ſenden.

Baruch durfte von nun an ſeinem Namen den Titel Rabbi vorſetzen.

Er empfand einen ſeltſamen Schreck, ſo oft er von den Beſuchenden mit dieſem Titel angeredet wurde, es war ihm, als trüge er eine unſichtbare Krone auf dem Haupte. Bald aber wurde dieſe Majeſtät von einem innern Aufruhr angegriffen, der ſich jetzt mit verſtärkter Macht erhob.

Baruch war eingetreten in die Reihe der ſtimmbefähigten Wächter des Geſetzes und es war nicht Beſcheidenheit, wenn er den ihn darob doppelt Lobpreiſenden betheuerte, daß er ſich für die ihm auferlegte Würde zu ſchwach fühle. War's die fröſtelnde Ermattung, die den überfällt, der am Ziele eines heißen Strebens angelangt iſt?

Wie neidiſche Dämonen wurden Zweifel in ſeinem Innern laut, ehedem flüchtig gekannte und leicht bezwungene, aber auch neue, nie geahnte; ſie ſpotteten ſeiner Würde und blähten ſich ſtolz auf.

Baruch ſchaute oft wie verloren drein. Das Geſpenſt Geronimo's, des Mannes mit dem zwieſpältigen Herzen, das ihm in der Nacht nicht erſchienen war, ſchien ihn jetzt am hellen Tage aus allen Winkeln anzugrinſen.

Bei Tiſche, wo man auf Baruchs Wohl trank und Alles ſich ihm zuwendete, ward er wiederum heiter und theilte mit den Andern die feſtliche Stimmung.

Als er Nachmittags den heutigen Wochenabſchnitt mit den Commentaren nochmals für ſich las, ward er erſt nach geraumer Zeit gewahr, wie nur Lippen und Augen laſen, ſeine Seele war nicht dabei. Er zürnte

der widerſpenſtigen Kraft in ihm und in inbrünſtigem Gebete flehte er zu Gott, er möge ihm beiſtehen, ſeinen Glauben zu erhalten und zu ſtärken. Thränen fielen auf das offene Buch, ſie lösten die Beklemmung ſeines Innern. Mit lauter, mächtiger Stimme, als müßte er ſie der verſammelten Gemeinde künden, ſprach er nun die Worte des Geſetzes, und bei dieſer Anrufung verſchwanden die Dämonen im Herzen und ein glückſeliges Hochgefühl durchſtrömte ſein ganzes Weſen.

Der Vater kam, ſetzte ſich eine Weile ſtill zu ihm, dann ſagte er, das Buch zumachend, Baruch dürfe jetzt wohl minder emſig ſein, er habe ja in ſo früher Jugend die höchſte Würde erreicht; er müſſe jetzt auch darnach trachten, ſeinen Körper zu kräftigen.

Baruch küßte nochmals das Buch und ſtellte es in die Reihe, dann faßte er freudig die Hand ſeines Vaters.

„O mein Sohn," begann der Vater wieder, „deine Ehre iſt ſiebenfach die meine, du kannſt es nicht wiſſen — mögeſt du es einſt gleich mir erfahren — nichts kommt der Glückſeligkeit eines Vaters gleich, der ſelber nach Ehre geſtrebt und nun ſeinen Sohn ſie erlangen ſieht; mein Glück und meine Freude ruht auf deinem Haupte, iſt dein und doch mehr als mein, beſſer als mein. Ich ſehe die Zeiten des Meſſias vor mir, ich weiß jetzt, wie es dem Vater zu Muthe ſein muß, der den Erlöſer ſeinen Sohn nennen darf. Gott verzeihe mir, daß mein Herz ſo übervoll iſt und ich ſollte dir das auch nicht ſagen, aber du darfſt es wiſſen, wie glückſelig du mich machſt. Mein letzter Bruder iſt todt, die Wunde iſt mit himmliſchem Balſam geheilt, du biſt mein Sohn und Bruder."

Baruch hatte seinen Vater noch nie so bewegt gesehen; mit demüthigem Blicke schaute er in sein flammendes Auge; die Seelen von Vater und Sohn ruhten in einander. Der Vater hielt die eine Hand vor die Stirn und sagte nach einer Pause in ruhigem Tone:

„Hast du keinen Wunsch, Baruch? Sprich ihn aus, ich möchte dich gern belohnen für die Freude, mit der du mein Herz erquickest."

Das war ein eigenthümliches Zurücklenken in die gewohnte Welt und nur weil ihm dieses Verlangen geläufig war, konnte Baruch sagen:

„Laßt mich doch endlich die Sprache aller profanen Wissenschaften, die lateinische, erlernen. Warum soll ich es minder als meine Mitschüler, Isaak Pinhero, Ahron de Silva und viele Andere?"

„Ja, ich will deine Bitte gewähren. Gott der Allgütige, der dich bisher geleitet, wird dich auch ferner davor bewahren, daß du aus solchen Schriften kein Gift einsaugest. Und weiter wünschest du also nichts?"

„Ist es wahr?" sagte Baruch, schüchtern zur Erde blickend, „ist es wahr, was Rodrigo Casseres gestern Abend von der moriskischen Abstammung meiner Mutter (ihr Andenken sei gesegnet) gesagt hat? That ich Chisdai Astruk Unrecht, als ich ihm vor einem Jahre in's Gesicht schlug, weil er mich damit neckte?"

Des Vaters Antlitz verwandelte sich plötzlich bei diesen Worten, er blickte starr darein und preßte die Lippen; endlich nahm er einen Schlüssel aus der Tasche, schloß einen Schrank auf, nahm die Todtenkleider, die jeder fromme Jude immer bereit halten muß, heraus,

rollte sie aus einander, bis er ein Papier fand, das er Baruch mit den Worten darreichte:

„Da nimm und lies, du hast vom Tode meines Bruders gehört, du bist der Erbe von unser Aller Leben. Sei dessen eingedenk. Diese Worte sollten erst zu dir dringen, wenn mein Mund verstummt ist, aber es ist besser so. Du bist stark genug."

Der Vater drängte ihm mit zitternder Hand die Schrift auf und ging mit seinem Gastfreunde zuerst nach dem großen Hafen, dem sogenannten Buitenkant, wo der eintönige Jodelgesang der Matrosen ertönte, und die in sabbathlicher Freude lustwandelnden Glaubensgenossen dem glücklichen Vater wiederholt ihre Theilnahme äußerten. Dann zeigte er dem Gastfreunde die mit üppigem Wachsthum erfüllten Polder und heute schien doch ein gewisser Stolz auf die neue Heimath und ihren durch unabläßige Kraft eroberten Bestand in ihm zu walten. Während er dem Fremden die wasserschöpfenden Windmühlen, den Bau der Deiche und Dämme erklärte und wie jedes Stück fruchtbaren Landes seine Geschichte hat, sah der staunend Hörende in seltsamer Bewegung darein. In dem Manne, der jetzt öffentlich sich zum Glauben der Väter bekannte, mußte eine eigene Andacht herrschen, denn er sagte:

„An diesen Niederlanden hat unser Gott zum zweitenmale das Wunder der Trockenlegung des Meeres zur Rettung des Volkes Israel vollendet. Er hat es nicht durch ein unmittelbares Wunder gethan, sondern den Menschen seine Kraft gelehrt."

Unterdessen saß Baruch in der Kammer und las:

Manuela.

Meinem einzigen Sohn Baruch allein.

Wenn dieſe Worte zu dir dringen, iſt mein Mund verſtummt. Meine Seele iſt wiederum bei der, der ſie allzeit angehörte, und von der ich dir erzählen will... Meine ganze Jugend ſteigt vor mir herauf, meine Wangen brennen, ich habe aus Schmach und Lüge ein ſeliges Leben erobert.

So vernimm.

Ich war zwanzig Jahre alt, als ich im Frühling nach Sevilla reiste, um meinen Bruder Moſes, genannt Geronimo, in ſeinem Kloſter zu beſuchen. Ich ſage, ich war zwanzig Jahre alt, kannte aber die Menſchen und ihre Verſtellungskünſte. Unglück und Verſtellung macht vor der Zeit alt und erfahren. Ich zog alſo nach Sevilla. Mein Bruder empfing mich mit grauſamer Kälte, und reichte mir kaum die Hand durch das Gitter des Sprechzimmers: „Erdenſohn, ich habe nichts mit dir gemein, was willſt du von mir?“ ſo rief er. Ein ſolcher Empfang lockte mich nicht ferner zu ihm. Ich hatte ein Geſchäft von mehreren Wochen in Stadt und Umgegend zu beſorgen. Acht Tage blieb ich darauf in Sevilla, ohne meinen Bruder wieder zu ſehen. In der Geſellſchaft der ſo fröhlichen Lindo's

und Majo's verlebte ich manche glückliche Stunde des heiterſten Selbſtvergeſſens, aber auch der trübe Ernſt der Erinnerung an die Blüthe unſeres Glaubens in Sevilla blieb nicht aus. Einſam beſuchte ich den erſt ſeit fünf und zwanzig Jahren zerſtörten Leichenacker vor dem Thore von Minjoar; dort hatten einſt die Gebeine der Großen aus Iſrael geruht, dort ſtand einſt das herrliche Denkmal für unſern Ahnherrn, den großen Rabbi Baruch de Eſpinoſa, deſſen Namen du trägſt; aber nichts war mehr zu ſchauen, nicht einmal eine verwitterte Inſchrift bezeichnete die Stätte, wo man die Gebeine des Edeln verſenkt hatte; im Grabe ſelber hatten die Spanier ihnen die Ruhe nicht gegönnt, und dort noch nach Gold und Silber und gottloſen Büchern bei ihnen gefahndet.

Eines Tages überkam mich ein unbezwinglicher Drang (nach dem, was in Folge deſſen vorgefallen iſt, möchte ich es eine Ahnung nennen), meinen entmenſchten und verpfafften Bruder wieder zu beſuchen. Als ſtiege ich den heiligen Berg Zion hinan, wo einſt die Herrlichkeit Gottes gethront, mit ſolcher Freude wandelte ich nach dem Trianen-Kaſtell, wo Pfaffen im Namen des Schöpfers regierten. Ich konnte mir von meiner Freude keine Rechenſchaft geben, und doch ſie auch nicht bezwingen. Als ich in's Sprechzimmer trat, begegnete mir ein ſchluchzendes Mädchen, das mit verhülltem Angeſicht aus demſelben kam. „Sennora,“ ſagte ich, „bedürft ihr eines Beſchützers, und darf ich —“ ich konnte nicht ausreden, das Mädchen richtete ſein gluthvolles, ſchwarzes Auge zu mir empor, eine Thräne

perlte von den langen Wimpern, leise den Kopf schüttelnd verneigte es sich und ging. Ich ward von einem Familiaren in die Zelle meines Bruders geleitet. Krampfhaft erfaßte er meine Hand, und als der Familiare die Zelle verlassen, fiel er mir weinend um den Hals: „Benjamin, mein Bruder, da bist du, ja, ich bin kein Joseph, ich habe mich selber verkauft. Doch, nein, nein, ich will ruhig sein; siehst du, es ist noch gerade wie zu Hause, du bist der jüngere und hast doch alle Macht über mich, „„o wie schön und lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sind,"" so sprach er. Er sah mir's an, wie der schneidende Gegensatz mit seinem ersten Empfange mich befremdete, er bat mich, ihm zu verzeihen, er habe nicht anders gekonnt, weil das Sprechzimmer so gebaut sei, daß auch das leiseste Wort von dem Prior, dessen Zelle gerade über demselben ist, vernommen werden kann. Man mißtraue ihm immer noch halb, und er habe zeigen wollen, daß er nöthigenfalls alle Bande der Natur zerreißen, die Priester allein als seine Brüder und die Kirche allein als seine wahre Mutter betrachten könne. Er schilderte mir nun seine ganze Lebensweise, und wie er im Verborgenen den Gott der Väter anbete; die schlauesten Ränke, die gräßlichsten Mordgeschichten, Alles erzählte er mir mit unbeweglicher, frommernster Miene, nur selten zuckte ein leises Lächeln um seine Mundwinkel. Ich gab ihm meine Verwunderung über diese stumpfe Ausdruckslosigkeit seiner Mienen zu erkennen. „Das verrätherische Angesicht," sagte er, „das ist unser größter Feind. Darum habe ich mit Gottes Hülfe das Alles stumpf

und lahm gemacht. Drinnen mag's toben und ſich zanken nach Gefallen, aber auf der Oberfläche, da muß Ruhe ſein; das iſt die gebenedeite ewige Ruhe der Heiligen.“ Wir ſprachen noch lange mit einander, ich erinnerte an Eleaſar, genannt Conſtantin Monteſiore, der in gleicher Abſicht wie Moſes, in den Dominikanerorden eingetreten war. „An ihm zeigte ſich's,“ ſagte Geronimo, „der ward gefangen in jenen unentdeckbaren Schlingen, die in der Luft des Sprechzimmers ſchweben. Sein Vater hatte ihn beſucht, ſie waren unvorſichtig genug, ihr Geheimniß den plauderhaften Wänden anzuvertrauen; eine Stunde darauf wurden ſie in's Gefängniß geſchleudert. Conſtantin (ich will ihn nicht ſchelten, er iſt jetzt todt) konnte das Bewußtſein nicht ertragen, an den Qualen und an dem Tode ſeines Vaters Schuld zu ſein; mit einem Scherben zerbrochenen Glaſes öffnete er ſich die Pulsadern und verblutete ſo ſein junges Leben. Der alte Monteſiore, der ſchon halb Leiche war, wurde zwei Tage darauf mit der Leiche ſeines Sohnes in feierlichem Auto da fe verbrannt.“ So erzählte Geronimo, ich bot nun Alles auf, um ihn, dem Wunſche unſeres Vaters gemäß, zur Flucht zu bewegen, er aber ſchwur hoch und heilig, nimmer lebendig ſeine Klauſe zu verlaſſen. Ich kehrte nach der Stadt zurück, der unerklärliche Starrſinn meines Bruders mit ſeiner nach außen hin abgetödteten Lebenskraft erſchütterte mein ganzes Weſen; aber alle meine Gedanken verſchwanden wie nichtige Schattenbilder, als ich das Mädchen, welches mir in dem Sprechzimmer begegnet war, auf einem Stein am Wege

sitzen sah. Sie beachtete mich nicht und ich ging an ihr vorbei; kaum aber war ich drei Schritte von ihr entfernt, als es mich wie mit magischen Banden wieder zu ihr hinzog. „Sennora," sagte ich, „ich habe kein Recht darauf, in das Geheimniß Eurer Seele einzudringen, aber ich habe ein Recht darauf, wenn Ihr der Hülfe bedürftig seid, Euch solche anzubieten, und Ihr, sie von mir zu fordern." Sie gestand mir später, daß der bewegte Ton meiner Stimme ihr mehr Vertrauen zu mir eingeflößt habe, als die ritterliche Entschlossenheit, die meine Worte bekunden sollten. „Laßt mich, gütiger Caballero, mein Retter ist nur der Tod," sagte sie mit einer Stimme, in der der Ausdruck schmerzvollen Entsagens und bescheidenen Hülferufs sich zur schönsten Harmonie versöhnt hatten. O, es lag ein unbeschreiblicher Reiz in dieser ganzen Erscheinung, ich fühlte es, und doch hatte ich in der Abenddämmerung, der sie noch durch sorgfältiges Einhüllen in die Mantilla zu Hülfe kam, fast nichts von ihr gesehen, als ihr leuchtendes Augenpaar. Ein unnennbarer Schauer durchrieselte mein ganzes Wesen, als ich so vor ihr stand, ich war festgebannt in ihre Nähe. Das war mehr als bloßes Mitleid, mehr als bloße Theilnahme an fremdem Kummer; was mich hier festhielt, ich wußte es nicht, das war die Liebe, die sich offenbart, wenn wir uns dem Wesen nahen, das der Herr für uns geschaffen. —

Ich redete noch lange mit dem Mädchen, oder, wie sie hieß, Manuela; sie bat mich um Verzeihung, weil sie meine Hülfe von sich gewiesen, ich solle nichts Arges

von ihr denken, Unglück und Schmerz hätten sie den Menschen mißtrauen gelehrt. Thränen erstickten ihre Stimme. So war also der Schmerz auch der Genosse ihrer Jugend. O! die Unglücklichen verstehen sich bald. Sie erzählte mir, daß dort in dem Schlosse ihr Vater schon seit drei Monaten eingekerkert sei. Sie wolle hier warten, bis der Inquisitor aus der Stadt zurückkehre, sie wisse wohl, ihr eigenes Leben stehe in Gefahr, weil das Gesetz es Jedem verbietet, und sei es auch das eigene Kind, für den um Gnade zu bitten, der der Ketzerei angeklagt ist; sie aber wolle sterben mit ihrem Vater und doch fürchte sie die jetzt wieder einbrechende Nacht. „Ich sehe schon," sagte sie, „es soll so sein, ich soll abermals in Jammer und Thränen dem Tage heranharren." Sie raffte sich auf und entfernte sich schnell. Ich stand wie eingewurzelt da, und als sie an einer Biegung des Weges meinen Augen entschwand, übermannte mich's wie unendliches Heimweh, ich stürmte ihr nach. Am Abhange des Hügels, wo man die prachtvolle Brücke über den Quadalquivir überschauen kann, bemerkte ich wie drei in faltige weiße Mäntel gehüllte Gestalten gemessenen Schrittes einherkamen; Manuela warf sich den Voranschreitenden zu Füßen; ein herzdurchbohrender Jammerschrei drang zu mir herüber, Manuela wurde zur Seite geschleudert. Ich sprang aus allen Kräften, die Männer setzten ruhig ihren Gang fort, sie kamen an mir vorüber; ich hielt in meinem raschen Laufe inne, zog meinen Hut ab und verbeugte mich, es war der Inquisitor von zwei Dominikanern begleitet, die von ihrer Seelentreibjagd in

das Trianen-Schloß zurückkehrten. Die Minute, die ich hier in demüthig bebender Stellung, tausend Flüche für den Schändlichen und tausend Sorgen für Manuela im Herzen, harren mußte, ward mir zur Höllenpein. Wie ein vom Bogen geschnellter Pfeil eilte ich davon und holte Manuela ein, die mühsamen Schrittes dem Thore zuwankte. Sie erkannte mich und blieb stehen. Ich konnte nicht sprechen vor raschem Athemholen, und ergriff nur ihre Hand. „Laßt mich, ich bitt' Euch," sagte sie, jedoch ohne meine Hand zurückzuweisen. Ich schwor ihr, o! damals fühlte ich's lebhaft, wie gräßlich es ist, das Heiligste, bei dem man schwören kann, nicht nennen zu dürfen; ich meinte, meine Zunge müßte mir erlahmen, als ich hier, wo ich die höchste Gewißheit geben wollte, bei San Jago schwören mußte. Ich konnte nicht reden, so durchwühlt war mein ganzes Innere. Manuela schloß meine Hand in ihre beiden Hände, ihre feuchten Augen blickten vertrauungsvoll zu mir auf. „Ja," sagte sie, „ich folge der innern Stimme, unglücklicher als ich bin, kann ich doch nicht werden; kommt mit, Ihr sollt Alles hören." Ich bot ihr meinen Arm, und mit Zögern legte sie ihre zitternde Hand darein. „So haben mich diese Straßen noch nie gesehen," sagte sie leise, als wir gleich am Thore in eine Seitenstraße einlenkten. Ich suchte sie zu beruhigen, sie schwieg und hüllte sich noch tiefer in ihre Mantilla. Ohne ein Wort zu reden, gingen wir nebeneinander, bis wir in einer engen Straße, unweit der Kirche Unserer Frau vom Pfeiler, in ein unscheinbares Häuschen eintraten. „Kommst du endlich, Manuela?" ertönte

ein ziemlich starker Diskant, und eine runde Gestalt mit einem Lichte wälzte sich wie ein Wollsack die Stiege herab. „Ich habe schon dreizehnmal Ave Maria gebetet, und San Jago eine dreipfündige Wachskerze gelobt, wenn du glücklich nach Hause kommst. Ei, mein süßes Täubchen, wen hast du denn da bei dir? Gelobt sei die heilige Jungfrau, ist das nicht Don Alfonso Sajavedra aus Valencia? Verzeih' Usted, meine alten Augen —" „Du hast wirklich falsch gesehen, Laura, es ist nicht der Vetter, sondern ein Fremder, ein Freund wollte ich sagen, der uns helfen will," sagte Manuela. „Ich habe doch recht," fuhr die Alte fort, „habe ich dir's nicht schon längst gesagt, wenn du gehst, wird uns geholfen? Ich, wo ich hingekommen bin, haben sie mich weggeworfen wie eine ausgedrückte Orangenschale, ja lacht nur," fuhr sie kreischend fort, „es ist doch wie das Sprüchwort sagt: ein frisch geprägter Real mit des Königs Bildniß (Gott schütze ihn) ist besser, als ein abgegriffener. Dürft Euch viel darauf einbilden, edler Ritter, daß mein schüchternes Täubchen bei Euch eine Ausnahme gemacht hat." Die Alte hörte nicht auf, die Tugend Manuela's zu preisen, und sagte, das könne nur durch ein Wunder geschehen sein, daß ich so Großes über sie vermocht hätte. Manuela hatte viele Mühe, sie zum Schweigen zu bringen. Nachdem mich die Alte sattsam gemustert, war sie hinausgegangen. Manuela mußte meinen Blick empfunden haben, sie schlug verschämt die Augen nieder. „Sennor," sprach sie, und ergriff mit Hast meine Hand, „Sennor, was denkt Ihr von mir?" „Daß wir uns lieben,"

antwortete ich, ihre Hand küssend. „Ja, wir lieben uns," sagte sie, „Gott im Himmel weiß es, wir lieben uns; o Mutter! Mutter! warum mußtest du sterben, ehe du das unendliche Glück deines Kindes gesehen?"

Thräne auf Thräne rann bei diesen Worten über ihre heißen Wangen. „Und darf ich Euch lieben, Sennor?" fragte sie leise und bedeckte mit beiden Händen ihre Augen und Wangen; „kennt Ihr denn mich? kenn' ich denn Euch?" „Wir kennen uns," erwiderte ich, „in demselben Augenblicke hat Gott den Funken der Liebe in uns angefacht; wir lieben uns, giebt es ein innigeres Kennen?" O! es ist nur ein schwacher Nachhall jener Empfindung, den ich aus der Vergangenheit wieder auferwecken kann; aber noch jetzt, da ich dem Grabe entgegen gehe, noch jetzt durchzuckt es mich wie ein Blitz, wenn ich daran denke, wie damals auf Einmal der Liebe Allmacht mich erhob. Das war Gottes Fügung. Dieses Sichfinden und Erfassen, ohne sich gesucht oder erstrebt zu haben. Damals zwar, ich gestehe es, fühlte ich das noch nicht; versenkt in nie geahnte Seligkeiten, erkannte ich die unsichtbare Hand, die Alles so fügte, noch nicht so ganz, wie sie sich jetzt mir gezeigt. Mitten in der Freude erwachte in Manuela wieder das Andenken an die freudlosen Stunden ihres eingekerkerten Vaters. Ich tröstete sie, versprach die Hülfe meines Bruders, sie aber vertraute nur wenig.

Die Alte kam mit dem Essen. „Wie heißt denn der edle Caballero?" fragte sie Manuela leise; ich sah die Verwirrung des Mädchens. „Sagt nur meinen Namen laut, Sennora," fiel ich rasch ein, „er hat ja

guten Klang hier im Lande und das gute Mütterchen hat ja ohnedieß die eine Hälfte prophetiſch errathen; ich heiße Alfonſo de Eſpinoſa.“ Wir ſaßen gemüthlich bei Tiſche; die Alte betrachtete mich immer und forderte Manuela auf, zu geſtehen, ob ſie nicht Recht habe, daß ich Dieſem oder Jenem auf's Haar ähnlich ſehe. „Bei Gottes Blut,“ ſagte ſie, „wie froh bin ich, daß auch wieder ein Sombrero (Männerhut) dort am Nagel hängt, ſo zwei Weibsbilder ganz allein ſind doch gar zu verlaſſene Geſchöpfe, und wer weiß, wie es mit dem alten Valor ausgeht.“ Dieſer Name machte mich ſtutzig, ich drang in Manuela, mir die Geſchichte ihres Vaters zu erzählen; ſie ſchlug die Augen nieder und begann nach kurzem Beſinnen:

„Ihr wißt, daß mehrere Frauen aus Grenada gerade in Cardia waren, als das Edikt verleſen wurde, daß es den Moriskinnen künftighin nimmer erlaubt ſein ſolle, wie ihre angeſtammte Sitte mit ſich bringt, verſchleiert auszugehen. Unter den Frauen, denen die Soldaten auf dem Marktplatze zu Cardia die Schleier zerriſſen, war auch die Frau meines Oheims, die ſtrahlende Mirzah genannt. Ihre Schönheit war ſo groß, daß man glauben mochte, eine Heilige ſei aus dem Paradies herabgeſendet worden, um den Tapferſten aller Nachkommen der ehemaligen Herren Spaniens zu beglücken. Noch nie hatte eines fremden Mannes Blick dieſe Reize berührt, und jetzt ſo dem gaffenden Pöbel preisgegeben zu werden! Die Kunde von dem Schrecklichen, was geſchehen war, eilte den jammernd zurückkehrenden Frauen voraus; wie durch einen heftigen

Erdstoß ward dadurch der ganze Aljaniz erschüttert, denn die Absicht, die letzte Sitte der ehemaligen Mauren zu vernichten, war unverkennbar. — Ich weiß gar nicht, wie ich eigentlich zu dieser Erzählung hier komme; ich habe Mirzah, die von ihrem Manne grausam verstoßen wurde, nie gekannt, und ihr Schicksal hängt mit dem unsrigen eigentlich gar nicht zusammen. Verzeiht, wenn ich nicht weiß, wo ich anfangen soll, ich habe mir die Sachen nie zurecht gelegt, weil ich nie glauben konnte, einst davon Rechenschaft geben zu dürfen. Mein Vater wohnte damals wie die übrigen maurischen Christen im Aljaniz von Grenada. Ach! ich kann heute nicht erzählen," so schloß Manuela und erhob sich rasch. „Nun, so bin Ich da," sagte die Duenna, „weiß ich denn nicht Alles so gut als Ihr? War ich nicht dabei, wie es Eure Mutter, Gott hab' sie selig! erzählte? Mir zittern noch die Glieder bis zum Herzen, wenn ich daran denke wie's damals hergegangen sein muß." Unter vielen Zwischenfragen und Einreden erfuhr ich endlich, daß der Vater Manuela's, Don Antonio de Valor, bei den Mauren Aben Hamed genannt, ein Geschwisterkind Aben Humega's sei. Don Antonio, der dem Maurenaufstand abgeneigt, in dem christlichen Glauben beharrt und Grenada nicht verlassen hatte, litt von seinen Stammesgenossen nicht minder als von den eingebornen Spaniern viele Unbilden. Sogar die beiden Söhne Don Antonio's waren heftig gegen ihren Vater ergrimmt, und als der beabsichtigte Sturm auf den Alhambra mißglückt war, flohen sie zu dem sogenannten Alpujarrenkönig Aben Humega in die Sierra

Nevada und fielen mit Ruhm bedeckt in dem beispiellos muthig geführten Vertilgungskriege. „Ja, früher hättet Ihr zu uns kommen sollen," sagte die Duenna unter Anderm, „da hättet Ihr Euch umgesehen, da war es anders als jetzt hier: flämische Teppiche auf dem Boden, aus Gold und Seide gewirkte Tapeten an den Wänden, goldene und silberne Becher auf den Tischen, daß man meinte sie müßten brechen." — Wir hatten viele Mühe die Alte zum Schweigen zu bringen, und Manuela erzählte: „Der Aufstand war unterdrückt, die Mauren in die Ferne zersprengt, gefallen oder eingekerkert. So lange der menschenfreundliche Marques von Mondejar in Grenada befehligte, lebte mein Vater ungestört in der Selbstbeschränkung, zu der ihn sein Wille und die Zerstörung seiner Güter bestimmte; als aber der edle Marques abberufen wurde, ward mein Vater als heimlicher Anhänger des Islam verhaftet. Der Halbbruder des Königs, Don Juan von Oesterreich, der hierauf den Oberbefehl erhielt, befreite ihn jedoch aus seiner Gefangenschaft. Mein Vater zog hieher, um fern von den Resten seiner ehemaligen Verbindungen in Ruhe zu leben. Zehn Jahre blieb ihm diese unverkümmert; mein Vater besuchte alltäglich die Kirche, sonst aber verließ er das Haus nie und wandte seine ganze Zeit dem Studium gelehrter Schriften und meinem Unterrichte zu.

Da raffte vor anderthalb Jahren ein hitziges Fieber nach wenigen Tagen meine Mutter dahin, fast Niemand hatte sich ihrem Bette nahen dürfen als mein Vater, sie verschied in seinen Armen. Von dem Tage, da

meine Mutter begraben wurde, kam mein Vater nicht mehr über die Schwelle des Hauses; ich selbst, die ich sonst Alles über ihn vermocht hatte, konnte ihn nicht einmal zu einem Gange in die nahe Kirche bewegen. Vorgestern Nacht waren es zwölf Wochen, o Gott! ich vergesse die Stunde nie, da verlangten zwei Familiaren im Namen der Inquisition Einlaß in unser Haus; Laura hatte den Muth aufzuschließen, ich konnte mich nicht von der Stelle bewegen. Sie drangen ein und schleppten meinen Vater nach dem Trianenschlosse, wo er sich wegen seines vermeintlichen Ketzerthums vertheidigen sollte. Eine Stunde darauf wurde Alles im ganzen Hause durchsucht und versiegelt; ich mußte es selbst mit ansehen, wie sie jenes Bild meiner Mutter dort herunter rissen, weil sie Schätze dahinter verborgen glaubten, und, wie sie sich ausdrückten, das verführerische Heidengesicht Geld geschluckt haben könne." Hier hielt Manuela plötzlich inne. „Ich habe Euch Alles erzählt," fuhr sie dann in zuversichtlichem Tone fort; „ich habe weder Mißbrauch zu fürchten, noch leider auch erfolgreichen Gebrauch zu hoffen."

Ich bot Alles auf, um Manuela zu beruhigen; gespensterhaft erschien mir aber die Alte, die während der letzten Erzählung mit gefalteten Händen und stieren Blicken dasaß, ihre Lippen bewegten sich mechanisch wie zu einem leisen Gebete. Manuela merkte nicht darauf, denn es war mir gelungen ihren Geist von den traurigen Bildern der Vergangenheit abzuwenden. Mitternacht war vorüber, als ich in meiner Posada ankam. Als ich des andern Morgens erwachte, schien mir Alles ein Traum.

Ich besuchte Manuela und glaubte wirklich Grund zu haben, Alles für ein Gebilde meiner erhitzten Phantasie zu halten. Reue über das verletzte gewöhnliche Herkommen, Unruhe und Verzweiflung an dem Schicksal ihres Vaters sprach aus ihrem ganzen Wesen. Sie erschien mir so ganz verändert: statt der kühn aufstrebenden Schnellkraft ihres Geistes war es heute ein geknickter Wille mit sklavischer Ergebung, den sie mir kundgab, und der mich von ihr entfernte. Ich Thor, der ich glaubte, jenes engelgleiche Hochgefühl, das uns frei über all die Schranken und Hemmnisse des gewöhnlichen Lebens hinweghebt, könne in gleicher Macht endlos so fortbestehen. Aergerlich, daß mir nun abermals das Hohe vor der Alltäglichkeit zerrann, verließ ich Manuela, und nur noch aus Mitleid und um der einmal übernommenen Pflicht zu gehorchen, ging ich zu Geronimo und erzählte ihm Alles. Sein Scharfblick erkannte die Gestalt der Dinge leicht: „Das Mädchen ist ein Engel oder ein Teufel," sagte er; „gewöhnlicher Verstellung wie gewöhnlicher Tugend ist so Außerordentliches nicht möglich. Die rein passive Ergebung in den höheren Willen, die dich heute so irre machte, ist nichts als der erste Artikel im Credo des großen Propheten. Doch sei nur ruhig, ich glaube es einleiten zu können, daß der alte Valor bald frei gegeben wird, ob er gleich so wenig Christ ist als du und ich — Man hat nur wenig Geld bei ihm gefunden." Ich wollte Manuela erst wenn ihr Vater befreit war, wieder besuchen, um ihre Verzweiflung so am besten zu widerlegen. Ich ging des Abends noch in die Gesellschaft meiner Freunde.

Mit lautem ola amigo! wurde ich von den Verſammelten begrüßt, Jeder wollte den Grund meines Ausbleibens ſeit zwei Tagen wiſſen, und Jeder erklärte ſich denſelben nach ſeiner Sinnes- und Handlungsweiſe. Ich war luſtig und guter Dinge. — Tags darauf nach der Frühmette beſuchte ich wieder meinen Bruder. Es war in der That wunderbar, wie ſchnell Don Antonio freigegeben wurde. Denn kaum hatte Geronimo die Sache bei dem Inquiſitor berührt, als man ihm ſchon willfahrte. Ich durfte jetzt Don Antonio nach Hauſe geleiten. Am Eingange in die unterirdiſchen Kerker mußte ich warten, bis er heraufkam; denn Niemand außer den Beklagten durfte jene finſteren Stätten betreten. Endlich kam der Befreite herauf, da ſah man, was Folter und Kerker vermögen. Don Antonio hatte kaum die Kraft, ſich aufrecht zu erhalten, ſeine Augen, dem ungewohnten Lichtſtrome ausgeſetzt, thränten unaufhörlich; um dieß zu verhindern, mußte er ſie ſchließen. Ich geleitete ihn und erzählte, was mir ſeit den letzten Tagen begegnet war; ſeine bleichen Lippen verzogen ſich zu einem Lächeln, denn er mochte aus meiner Schilderung die Liebe zu Manuela erkennen. „Und weiß mein Kind von meiner Rettung?“ fragte er und riß dabei die Augen auf, ſo daß die wilden Blicke mir bis in's Herz drangen. Ich geſtand, daß ich Manuela für ihre Zweifel beſtrafen und ſie nur erſt an ſeiner Seite hätte wieder ſehen wollen. Er antwortete nicht, und indem er den Kopf ſchüttelte, murmelte er einige unverſtändliche Worte vor ſich hin. Mir ward unheimlich in ſeiner Nähe. —

Wir kamen endlich vor Don Antonio's Haus. Niemand aus demſelben bemerkte uns. Nur mit Mühe und auf jeder Stufe Athem holend ſtieg Don Antonio die Treppe hinan. Wir traten in die Stube, ermattet ſank er in den Lehnſeſſel, der ſchon ſeit Jahren den Kummervollen zu tragen gewohnt war. Noch immer nahm Niemand Kunde von unſerer Anweſenheit; ich öffnete die Kammerthüre: dort ſah ich Laura neben einem Bette ſtehen, auf welchem Manuela ſchlummerte. Auch Don Antonio ſchlich mühſam herbei, und als die Duenna uns bemerkte, rief ſie in furchtbar gellendem Tone: „O Jeſus Maria! der Herr!“ Manuela erwachte, ſtarr blickte ſie uns eine Weile an, und als träume ſie und wolle die Trugbilder verſcheuchen, fuhr ſie haſtig mit der Hand über die Stirn. „Manuela! mein Kind!“ rief Don Antonio. Da ſchnellte ſie plötzlich empor: „Vater!“ rief ſie und lag ſchluchzend an ſeinem Halſe. Es war eine Minute des höchſten Entzückens, wo das unvermögende Wort zurücktritt und die Seelen ſich unmittelbar berühren. „Laß mich, mein Kind, laß mich,“ ſagte Don Antonio, und dießmal waren es Thränen, von der Freude erpreßt, die über ſeine hohlen Wangen rannen: „Ich vermag es nicht, dieſe unendlichen Liebkoſungen zu ertragen, komm zu dir, Manuela, ſieh dort unſern Freund, unſern Retter, Don Alfonſo, dem danke, er ward auserkoren zum Werkzeuge Gottes in unſerer Noth.“ Manuela ließ ab von ihrem Vater, ihr ſeelenvolles Auge blickte wieder ſo bittend und ſtrafend zugleich wie damals, als ich ſie zum erſtenmale ſah, ſie warf ſich vor mir auf die Kniee, erfaßte meine

Hand und bedeckte sie mit Thränen und Küssen. „Verzeiht mir, hoher Herr," bat sie, „ich habe Eure Macht und Größe nicht gekannt; verzeiht einer armen, unvernünftigen Magd." „Steh auf, Manuela, steh auf, ich befehle es dir, so war's nicht gemeint, so dankt man nicht," sprach Don Antonio. Manuela gehorchte.

Täglich besuchte ich fortan Manuela. Ihr Vater war schwer krank. Die von der Folter halbgelähmte Spannkraft der Muskeln hoffte der Arzt wieder herzustellen, nur die volle Sehkraft glaubte er schwerlich retten zu können. Man hatte Don Antonio schwören müssen, ihm nichts von seinem Zustande zu verhehlen, und eine namenlose Wuth kochte in seinem Innern. „Der Mensch," sagte er einmal, „ist das verworfenste Geschöpf der Erde; wo ist ein Raubthier, das, ich will nicht sagen gegen Thiere seiner eigenen Gattung, nein, gegen solche als deren Herr es geboren ist, so grausam verfährt, wie ein Mensch mit dem andern? Der hungernde Tiger, der reißende Wolf saugt seiner Beute das Blut aus, aber das ist noch barmherzig gegen die Menschen, die mit tausendfachem Tode tödten. Sie haben herrliche Gaben, kühnen Erfindungsgeist, und sie erfinden Gräber, wo sie ihre Mitmenschen lebendig verfaulen lassen. O wenn ich nur vor —" er unterbrach sich und knirschte mit den Zähnen. Manuela kannte diesen Zustand ihres Vaters, sie wagte es nicht, ihn durch Einreden zu beruhigen, und sie bot alle Rührigkeit ihres Geistes auf, um seine Schwermuth zu verscheuchen. Die unzähligen kleinen Aufmerksamkeiten, die sie mit so anspruchloser Miene erzeigte, der Reichthum

von kleinen Geschichtchen und Lieblingserinnerungen ihres Vaters, von denen ihr Mund übersprudelte, die hellen Lieder, die sie so jugendlich frisch zur Guitarre sang, dieses Alles, und auf solche Weise, konnte nur von einem überreichen Herzen geboten werden. Ich that Manuela vielleicht Unrecht, aber meine Eitelkeit schmeichelte sich doch, daß an diesem freudigen Herauskehren ihres innern Lebens nicht blos kindliche Liebe allein, sondern auch meine Anwesenheit einigermaßen Theil hatte. Wir liebten uns nur noch inniger, bewußter.

Don Antonio genas von Tag zu Tage; ein leiser Schimmer seines Auges, durch den ihm die Umrisse aller Gegenstände wie mit einem dunklen Flor überworfen erschienen, war gerettet worden. „Manuela," sagte ich eines Tages zu ihr, als ich mit ihr allein war und Don Antonio noch seine Siesta hielt, „Manuela, darf ich endlich ernste Schritte zu unserer Verbindung thun?"

„Ich bitt' Euch," antwortete sie, „redet mit mir nicht von so ernsten Dingen, ich bin noch zu jung um darüber nachzudenken."

„Ich aber habe Euch schon einmal gesagt, daß ich meine Liebe nicht einem Kinde, sondern einer Jungfrau mit selbständiger Willenskraft zugewendet habe."

„Und wer ist denn die Glückliche?" lächelte Manuela, „ich habe vergessen danach zu fragen."

Ich schwor ihr, daß ich mich nicht länger durch leichten Scherz gängeln ließe, sie müsse mir gestehen, ob sie den Willen ihres Vaters kenne.

„Nein," war ihre einsylbige Antwort.

„Und was seid Ihr zu thun gesonnen, wenn mich Euer Vater, was Gott verhüte, zurückweist?"

In entschlossenem Tone antwortete sie: „Kindespflicht geht über Alles, aber ich werde —" sie konnte nicht ausreden, denn Don Antonio rief aus der Kammer: „Was ist das für ein Lärm? warum habt ihr Streit?"

„Don Alfonso will mir's nicht zugeben, daß ich vor einem Monat erst fünfzehn Jahre alt geworden bin."

„Schon, mein Kind, sage lieber schon, denn je älter man wird, desto schlimmer geht's einem auf diesem vermaledeiten Boden."

„Manuela hat Unrecht," sagte ich zu Don Antonio, als er zu uns herauskam, „sie hat Euch falsch berichtet, sie wollte mir's nicht glauben, daß ich morgen abreisen will."

„Das thut mir in der Seele leid," sagte der Alte, „möcht' Euch gerne immer um mich sehen, man gewöhnt sich in meinem Alter schwer an einen neuen Freund, zumal an einen von Euren Jahren; aber bei Euch, ich muß gestehen, ich möchte, was ich sonst nie wünschte, wieder jung werden, blos um ganz Euer Freund sein zu können."

„Wollt Ihr nicht lieber mein Vater sein?" Ich fühlte wie alles Blut mir in's Gesicht drang, ich sah, wie heftig Manuela erröthete, als ich diese Worte mühsam hervorgepreßt hatte.

„Geh Kind," sagte Don Antonio gleichgültig, „geh

zu unſerem Nachbar und hole mir das Buch, das er ſchon ſo lange von mir hat.“

Manuela ging.

„Ich bin Euch ſehr zu Dank verpflichtet,“ redete hierauf Don Antonio mich an, „aber es iſt nicht Männerart, den Dienſt und den Dank in ſüße Worte einzukleiden; auch ſollte man ja nach den Lehren unſerer Religion keinen Dank verlangen und keinen bieten dürfen, da wir in all unſerm Thun und Laſſen nur Werkzeuge in der Hand Gottes ſind. Ich weiß nicht, ob deßhalb der Undank in der Welt ſo groß iſt — aber verlangt nur von mir was ich geben kann, Ihr ſollt es haben, nur mein Kind, meine Manuela! die kann ich nicht miſſen, ſie iſt meinem Leben ſo nothwendig wie die Luft, die ich athme, und ſo lange ich athme, ſoll ſie keines Mannes Weib werden. Dringt nicht weiter in mich, erſpart Euch und mir die unnöthigen Worte.“

Ich war wie erſtarrt, ich konnte nichts mehr reden, die Thränen ſtanden mir in den Augen, ich nahm meinen Hut und ging. Don Antonio rief mir nach, ich ſolle bleiben, ich kehrte mich nicht daran. Manuela begegnete mir auf der Treppe; ich ſah ſie kaum an und eilte davon.

Ich ging zu Geronimo und erklärte ihm meinen Entſchluß abzureiſen und den Grund deſſelben.

„Nicht Manuela,“ ſagte er, „willſt du fliehen, vor dir ſelbſt, vor der eigenen Neigung deines Herzens möchteſt du davon laufen, aber ſie wird dir folgen wie dein Schatten, nicht verſchwinden wird ſie durch die

Entfernung, nein, immer reizender, immer lockender dir erscheinen, und in Sehnsucht und widerstrebenden Hoffnungen dich aufreibend wirst du an einem geistigen Siechthum hinkränkeln. Der Herr behüte dich doppelt und dreifach vor dem andern Wege. Glaub' mir, du weißt, auch ich habe einst geliebt, und da drinnen im Herzen lebt meine todte Isabella, bis es einst zu schlagen aufhört. Drum rette deine erste Liebe, oder sieh zu, daß du die Gewißheit deiner Täuschung mit dir nimmst. Ermanne dich und geh nochmals zu Manuela."

Ich folgte gern seinem Rathe.

Abends wollte ich noch von dem fröhlichen Kreise der Freunde Abschied nehmen. Alle glückwünschten mir zu der schönen Braut; einer meinte, ich sei doch herablassend, daß ich der Freunde noch gedenke, während ich im Begriff stünde, mich mit einem Nachkömmling der Chalifen von Cordova zu verbinden. „Das Geschlecht ist so edel als das der Ponce di Leon, und wer mir's läugnet, dem will ich die Spitze meines Degens als Stammbaum in's Herz pflanzen," erwiderte ich und war bereit meinen Worten schnell die That folgen zu lassen. Alle sprangen auf und beschwichtigten den Streit. Meine Heiterkeit war aber durch diesen Vorfall gestört, ich suchte deshalb so bald als thunlich nach Haus zu kommen.

Ich reichte Diesem und Jenem die Hand zum Abschied; aber Alle riefen: „Nein, so lassen wir dich nicht, du sollst sehen wie sehr wir dir geneigt sind; wir ziehen mit dir vor Liebchens Haus und schicken auf der Töne Leiter deine Gefühle zu ihr hinauf ins stille Kämmerlein,

wo sie von dir träumt.“ Von den Wänden der Posada waren schnell die Guitarren und anderen Instrumente herabgenommen, ihre Harmonie ward durch einzelne Griffe erprobt, die Kehlen wurden noch durch einen guten Zug mit Wasser vermischten Mancha-Weines angefrischt. Ich dankte, ich sträubte mich gegen ihr Beginnen, es half nichts. „Und gehst du nicht mit,“ riefen Alle durcheinander, „so ziehen wir allein hin, und du wirst dann morgen von Wundern hören, welch' himmelstürmende Liebesboten wir nach ihr ausgesendet.“ Um ihre Ausgelassenheit zu verhindern, zog ich bebenden Herzens mit durch die einsamen Straßen, in denen nur der Tritt und das muthwillige Lachen unserer lustigen Genossenschaft wiederhallte. Kaum war das erste Abschiedslied gesungen, als in den benachbarten Häusern neugierige Schönen im leichten Nachtüberwurfe an den Fenstern erschienen; nur im Hause Manuela's blieb Alles still und öde. Die Freunde zogen sich zurück, ich blieb allein und sang abermals jenes wehmüthige Abschiedslied, aber noch immer erschien Niemand; unwillig schlich ich in meine Wohnung zurück. — Mit bewegter Seele und erzwungener Stärke ging ich des andern Morgens früh in Manuela's Haus. Als ich sie in ihrem leichten Morgenanzuge überraschte, schrie sie laut auf, und ohne meinen Gruß zu erwidern, verschwand sie hinter der Kammerthüre, die sie schnell verschloß.

„Guten Morgen flüchtiger Ritter von Obenaus! hat Euer Trotzkopf den Mißmuth in der Nachtmütze stecken lassen?“ so rief sie lachend zu mir heraus, „nun, wer

hat Recht, Vater?“ begann sie wieder, „nicht wahr, ich habe auch Menschenkenntniß? Habe ich's nicht gesagt, Don Alfonso kommt wieder, ich weiß es gewiß? Nun mein Herr Ritter, weil Ihr mir einen Sieg über meinen Vater errungen habt, erlaube ich Euch kraft meiner Macht zu binden und zu lösen, noch drei Tage in Sevilla zu bleiben, wenn Ihr Euch die Buße auferlegt, jeden Tag zur heiligen Manuela zu wallfahrten, eine Stunde lang vor ihr zu knieen und sie anzubeten; oder wollt Ihr eine andere Gnade?“

„Ja,“ antwortete ich, „die, daß Ihr die uns zugemessenen Minuten nicht unnöthigerweise auf Euren Putz verwendet und so bald als möglich herauskommt.“

Sie antwortete nicht, sondern sang das Abschiedslied von gestern Abend mit zitternder Stimme. Sie hatte kaum die erste Strophe geendet, als sie, die übereinandergeschlagenen Arme unter einem grauen Ueberwurfe versteckt, heraustrat. „Stürmischer!“ sagte sie, „Ihr seid ja unendlich karg mit den Augenblicken, und laßt einem nicht einmal Zeit zum ordentlichen Ankleiden; da bin ich kindisches Ding aus Furcht, Ihr möchtet wieder wie gestern davon rennen, schnell in einen alten Mantel meiner seligen Mutter hineingefahren; es ist aber das ungeschickteste altväterische Ding, ich halte es nicht lange darin aus, darum machet nur, daß Ihr bald fort kommt oder entlaßt mich auf eine kleine Weile.“

„Will Euch nicht lange mehr Unbequemlichkeiten verursachen, Sennora,“ antwortete ich, durch den

Schlußsatz ihrer Rede gereizt. Sie merkte es, und ging, unwillig den Blick zur Erde geheftet, auf und ab.

„Wenn es denn sein soll, daß wir uns trennen," sagte sie, „so ist mir's am liebsten es geschieht jetzt; ich sehe schon, durch diese fortdauernden Gereiztheiten werden die Erinnerungen, die uns für eine dunkle Zukunft hell leuchten sollten, farblos und zerfahren. Mein Vater weiß es, ich habe dessen vor ihm kein Hehl, wie sehr ich Euch liebe; der Himmel gebe, daß Eure Liebe gleich sei der meinen, mehr wünsche ich nicht. Ich weiß aber auch zu gehorchen."

Don Antonio saß schweigsam in seinen Schlafmantel gehüllt, die Hände zwischen den Knieen zusammengepreßt und den Oberleib herniederbeugend in seinem Lehnsessel. „Welche Feuerprobe des Ungemachs hat eure beiderseitige Liebe denn schon bestanden?" murmelte er mit unheimlicher Stimme, ohne sich im mindesten aus seiner zusammengekauerten Stellung zu erheben.

„Sie ist in Ungemach geboren," antwortete ich, „aber freilich, das vergißt man gern und schnell."

„Was wollt Ihr?" rief er und erhob sich mit Zittern von seinem Sitze, „was wollt Ihr von mir? Weil Ihr das Schicksal hattet, bei der Rettung meines Lebens behülflich zu sein, sucht Ihr mir nun mein Leben doppelt und dreifach zu rauben, da Ihr meines Kindes Liebe und Gehorsam mir rauben wollt? Ich habe euch Alles gegeben, ihr stolzen Spanier, ihr habt meines Stammes Macht und Kraft mir tropfenweise abgezapft, ich bin nur noch ein abgedorrtes Reis; aber

so wahr das Blut der alten Valor in meinen Adern rollt, mein Kind, mein Leben sollt ihr mir nicht rauben, so lange diese Hand noch Kraft genug hat, den Dolch in eines schwachen Mädchens Brust zu bohren. Geht, ich alter Thor ließ mich wieder hintergehen und hielt Euch für besser als Andere, geht, Ihr seid auch so habsüchtig und tückisch wie alle."

Seine Stimme erscholl wie Schlachtenruf, seine schäumenden Lippen zitterten vor Wuth, kraftlos sank er wieder in seinen Sessel zurück. Manuela war zu ihm geeilt, sie streckte die nackten Arme nach ihm aus und bat ihn weinend sich zu beruhigen.

„Gott! wo soll ich mich hinwenden?" rief sie. Ich erkannte meinen Fehler, bot Don Antonio meine Hand und bat ihn, seine eben gesprochenen Worte zu vergessen, wie ich sie selbst vergessen wolle, damit wir in Frieden scheiden. Er faßte mit Innigkeit meine Hand.

„Ihr habt mich zu hämisch gereizt," sagte er, „Don Antonio de Valor war leider nie undankbar, und nie hat er sich solche Reden ungeahndet in's Gesicht werfen lassen. Mein Kind ist mein, mein eigen wie meine rechte Hand; soll ich sie zum Dank für Euch abhauen und Euch schenken? Ich bin nicht mehr zornig, gewiß nicht; geduldet Euch, es ist ja nur noch eine kurze Spanne Leben, die ich zu durchlaufen habe, ich mache Euch die Zeit nicht mehr lange."

Er hielt inne und strengte all seine Sehkraft an, um den Eindruck dieser Worte in unseren Mienen zu lesen; er muß Beruhigendes darin gefunden haben, denn mit seltener Weichheit der Stimme fuhr er fort:

„Ich hatte es so gut mit Euch vor: wenn der Frühling kommt, wer weiß ob ich nicht nach Guadalajara gezogen wäre, um mit Hülfe Eures weisen Vaters das Licht meines leiblichen und geistigen Auges mir zu schärfen.“

„O, das wäre herrlich!“ jauchzte Manuela, „gewiß, ich will Euch pflegen, daß Ihr ganz jung werden sollt. Bis wohin kommt Ihr uns entgegen, Don Alfonso?“

Das Gespräch nahm jetzt eine heitere Wendung. „Das hätte ich nie gedacht, daß Alles noch schön ausklingen wird; es ist gut, daß meines Vaters langer Degen drinnen an der Wand in die Scheide eingerostet ist, sonst wäre vielleicht noch unsere Stube zum blutigen Kampfplatze geworden;“ so sprach Manuela und ihre Munterkeit lebte aus Schmerz und Thränen nur noch verklärter auf.

Don Antonio sprach keine Sylbe; aber mitten unter Erinnerungen an die Vergangenheit und Planen für die Zukunft fühlte ich, daß jetzt der Augenblick der Trennung sein müsse, denn aus dieser heitern Umgebung wollte ich mich losreißen. Ich reichte Don Antonio die Hand zum Abschied.

„Ziehet hin in Frieden,“ sagte er, „in Frieden mit Euch und mit uns; gedenket meiner bei Eurem würdigen Vater.“

„Und sehen wir uns bald wieder?“ fragte ich; er drückte mir die Hand und nickte bejahend. Manuela stand regungslos da, unsere Blicke begegneten sich, es war als ob Jedes von uns nochmals das getreue Bild des Andern in bewußter Anschauung sich einprägen

wolle, in Jedem von uns rang der Schmerz über eine prüfungsvolle Trennung mit dem Willen ihn zu besiegen. „Manuela, lebt wohl!“ sprach ich, mich der Geliebten nähernd; „lebt wohl!“ antwortete sie mit fester Stimme, „ich weiß gewiß, Ihr vergeßt meiner nie, und ist es unsere Bestimmung, daß wir uns einst ganz angehören sollen, so finden wir uns wieder; ist es anders verhängt, was nützt Jammern und Widerstreit? Gehorsam ist unsere Pflicht. Seid dann glücklich mit einer Andern, die Euch gewiß nicht mehr lieben kann als ich; doch daran soll keine Macht der Erde und des Himmels mich hindern, Euch zu lieben bis zum Tode und noch nach ihm. Lebt wohl!“

Ich umarmte den Vater nochmals heftig, o! ich glaube, ich hätte den Großinquisitor selbst damals an mein Herz gedrückt. — Ich weiß nicht mehr, wie ich mich losriß, aber an der Hausthür hielt mich die Duenna auf und jedes Wort von ihr ist mir seltsamer Weise noch in Erinnerung, ja ich höre ihre Stimme. —

Es ärgert uns oft, ist aber doch weise so eingerichtet, daß neben der Nachtigall auch immer ein Kukuk oder sonst ein prosaischer Alltagsvogel sich einnistet, oder ein Frosch im Sumpfe quakt.

„So geht's in der Welt,“ begann die Alte, indem sie den Saum meines Mantels küßte, „die Laura, die's mit der ganzen Welt am besten meint, die wird überall vergessen. Ihr müßt nicht glauben, daß ich Euch nachgelaufen bin, damit Ihr mir danken sollt, wüßt' eigentlich auch gar nicht für was? Ihr seid ja immer so stolz, daß Ihr kaum guten Tag Laura sagtet, und doch

hab' ich schon viel Euretwegen ausgestanden, drum hätt' ich's wenigstens auch verdient, daß Euer Gnaden bei mir Abschied nimmt; es könnte mich kränken, wenn ich Undank nicht schon längst gewohnt wäre bei der ganzen Welt. Ach heilige Maria, Mutter Gottes, steh' mir bei! ich arme Sünderin könnte wünschen, daß man mir jetzt gerade die letzte Oelung brächte und mir ein Häuschen von sechs Brettern mitgäbe; unser guter, lieber Don Alfonso geht fort, jetzt haben wir wieder das ganze Jahr Aschermittwoch. So wahr mir San Jago gnädig sei, Ihr dürft mir glauben, wenn ich Manuela nicht so lieb hätte, bei dem alten Krittler wär' ich keine vierundzwanzig Stunden geblieben, der macht Jahr aus Jahr ein ein Gesicht wie ein Judas, und das gute Kind, ach! was sieht das bei ihm aus, das weiß Niemand als ich. O! es geschieht Euch ganz Recht, wenn nur ich nicht darunter leiden müßte; so Alles unter sich ausgemacht, unser Einem kein Sterbenswörtchen davon gesagt, da sieht man, was dabei herauskommt, wenn man nicht auch alte erfahrene Leute, die in der Welt auch schon was mitgemacht haben, zu Rathe zieht. Bei meiner vorigen Herrschaft da hab' ich ein Pärchen zusammengebracht, der Alte hat noch viel ungerner anbeißen wollen als unser Murrkopf da droben, aber die sind auch nicht so stolz gewesen, daß sie vor lauter Schnäbeln und Herzen ihre besten Freunde vor der Nase übersehen haben; es ist wahr, sie haben mir zuletzt auch mit Undank gelohnt, aber was thut das? Giebst du heute, so bist du morgen vergessen, sagt das Sprüchwort, und ein Sprüchwort ist ein wahr Wort. Wenn

Ihr mir nur einen Wink davon gegeben hättet, ich hätt' das Ding ganz anders eingefädelt; Ihr könnt gut und brav sein, aber (nehmt mir's nicht übel, Usted, es ist, so wahr ich eine Sünderin bin, gut gemeint) aber gescheit seid Ihr nicht. Sechs Wochen lang lauft Ihr drum herum wie die Katze um den heißen Brei, gleich den andern Tag, gleich die andere Stunde, wo Ihr den Alten heimgebracht, hättet Ihr um mein süß Täubchen freien sollen; gesteht nur selbst, hätt' er's Euch abschlagen können? Drückt die Limone aus, bevor sie verfault, sagt das Sprüchwort; nach sechs Wochen, San Jago! was vergißt der Mensch nicht in sechs Wochen! da wundert's mich gar nicht, daß er sich das Maul gewischt und Euch mit einem magern Gratias abgefertigt hat. Den kennt noch gar Keiner, der hat einen Stolz wie ein Ritter vom Berge, er ist aber auch, ich glaub's noch immer, ein halber Heide — ich blieb' nicht im Haus, wenn nicht wegen des guten Kindes, das ich so lieb habe, als ob ich's unter meinem Herzen getragen hätte. Ich sag' Euch, ich habe schon viel Verliebte gesehen, ich selbst, seht mich nur an wie Ihr wollt, bin auch einmal jung gewesen und sauber, ich hab' mich dürfen sehen lassen, ich hab' meinen ersten Mann gern, recht gern gehabt, aber daß man so verliebt sein kann wie die Manuela, das hätt' ich mein Lebtag nicht geglaubt. Was liegt dem Alten daran? seinetwegen kann sie graue Haare bekommen und ihr süßes Fleisch verdorren, der hat ein zähes Leben, der stirbt nicht so bald; er gönnt sie gar keinem Andern, Gott verzeih mir meine Sünden, ich glaub' er möcht'

sie selbst heirathen, wenn das nicht gegen die Natur wär'. O! es dreht mir das Herz im Leib herum, wenn ich dran denke, wie sich das Alles so schön hätt' einrichten lassen, dann stünd' es jetzt ganz anders und die alte Laura hätt' noch die Freude gehabt, so eine junge rothwangige Manuelita oder einen Alfonsito auf ihren Armen zu wiegen. Nun das sind jetzt lauter Reden in den Wind und ich halt' Euch nur damit auf; nichts für ungut, edler Herr, macht, daß Ihr bald wieder kommt, dann laßt nur die Laura sorgen, Ihr sollt sehen wie Alles so gut geht."

Ich hatte der Alten fast willenlos, als ob ich dazu verpflichtet wäre, zugehört, und reichte ihr nun einige Dublonen zum Abschied; sie wollte sie nicht annehmen, da sie nicht wisse warum, sie hätte sie ja nicht verdient; nach einigem Zureden nahm sie es, und mit schalkhaft dankbarer Miene sagte sie:

„Ihr hättet früher einsehen sollen, daß das Sprüchwort sagt: Geschenke sprengen Felsen. Habt Ihr keinen Auftrag mehr an Manuela?"

Ich wußte keinen; sie küßte mir die Hand, und unter Schelten und Murren über den heidnischen Kahlkopf ging sie davon. Nach einer Stunde, in der ich noch Geronimo besuchte, hatte ich Sevilla verlassen. Ich fühlte es klar, hier hatte sich ein Wendepunkt in meinem Leben gestaltet, den ich nie aus den Augen zu lassen mir vorsetzte.

Aber was sind des Menschen Vorsätze und Entschlüsse? Ein Hauch, ein Schatten berührt sie, und sie sind nicht mehr.

Ein Jahr und darüber war verflossen; ich hatte zweimal an Manuela und ihren Vater geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Da trat allmälig ihr holdes Bild in den Hintergrund der Seele zurück; die Verschlossenheit und Selbstgenügsamkeit, in die ich mich eingepuppt hatte, verschwand nach und nach. — Der Austritt unsers Oheims zu Madrid mit seiner ganzen Familie aus unserer heimlichen Gemeinde, sein reuiges Eingeständniß und seine Bußfertigkeit für die seitherige Halbheit seines Glaubens erfüllte uns mit Trauer und Angst. Die mächtigen Espinosa's in dem heutigen Spanien sind die Kinder dieses Oheims. Nicht durch ein einziges Geständniß seiner Mitschuldigen suchte er sich jedoch von den harten Bußen, die ihm auferlegt wurden, zu befreien. Wir erfuhren aber durch unsern Geronimo, daß durch ein neues Edikt der Inquisition nicht, wie man bisher geglaubt hatte, nur die maurischen Christen, sondern auch die Judenchristen nach Afrika deportirt werden sollten. In der Sorge um das eigene Schicksal und das der Angehörigen, erwachte in mir auch wieder das Andenken an Manuela mit allem Zauber ihres engelgleichen Wesens. Ich sah es daher als einen Fingerzeig Gottes an, als Rodrigo Casseris, der nach Sevilla reiste, mir die Besorgung jeglichen Auftrags anbot. Ich schilderte Manuela in einem Briefe alle Schrecken, die uns bedrohen, und beschwor sie, mit ihrem Vater schleunigst zu uns zu kommen, damit wir vereint die Zukunft ertragen. Fast ohne Erfolg zu hoffen, und nur um meiner letzten Liebespflicht zu genügen, sendete ich den Brief ab.

Die Bruſt von tauſend Sorgen und Ahnungen bewegt, den Vätern grollend, die uns ein alltäglich wiederkehrendes ruhmloſes Märtyrerthum und das Doppelgeſicht des Glaubens als leidiges Erbe hinterlaſſen, war ich eines Tages die Landſtraße entlang gewandert. Da bemerkte ich einen Wagen, der langſamen Schrittes den Weg herkam; ich trat näher, ein Blick, ein Schrei und — Manuela lag in meinen Armen. Wie von innerer magiſcher Kraft getrieben, hatte ſie ſich behende über die Brüſtung des Wagens herausgeſchwungen. Ich ſetzte mich ſchnell wieder mit ihr in den Wagen, zog die Gardinen vor und fuhr dem Thore zu. Don Antonio ſaß in eine große wollene Decke gehüllt neben Manuela; auch er freute ſich der glücklichen Schickung, daß wir uns hier ſo bald getroffen. „Wenn's noch lange ſo fortgegangen wäre über Berg und Thal," ſagte er, „hätte Manuela mich als Leiche zu Euch gebracht; das Fahren rüttelt mir alle Glieder ſo auseinander, daß ich meine, ich wäre wieder auf der Folter. Nicht wahr, Manuela, nun haſt du dein Höchſtes erreicht, da du mich alten Thor zu der weiten Reiſe überredet haſt? Ja, ja, nun iſt an meinem Leben nichts mehr gelegen, jetzt wär's am beſten, wenn ich bald ſterbe, nicht wahr? Seid nur ruhig, es dauert nicht mehr lang."

Mit einem höhniſchen Lächeln grinste er uns an und ſchob Manuela's Arm weg. War mir ſeine Weigerung ehedem wie dämoniſche Habgier erſchienen, ſo hatte ich bei dieſer Weiſe, ſeines eigenen Kindes Freude zu vergiften, mit Haß gegen ihn zu kämpfen; er war

bei alledem Manuela's Vater. Manuela verstand es, durch unzählige kleine Fragen und Erinnerungen meinen Aerger zu zerstreuen. Es gelang ihr leicht, denn wie unendlich Vieles hatten wir uns zu sagen; aber sonderbar! während hundert gewichtige Fragen sich in unserm Sinne drängen, ist es oft gerade die unbedeutendste, die am ersten zu Worte kommt. „Wie geht's der alten Laura?" fragte ich.

„Sie ist todt, die falsche Schlange; hört nur, wie es uns mit ihr erging. Es werden jetzt ungefähr sieben Monate sein, mein Vater lag schwer krank darnieder (wie er überhaupt seit Eurer Abwesenheit nicht einen Monat lang ununterbrochen gesund war), da erkrankte auch Laura; sie wurde in das Hospital San Lorenzo gebracht, welches sie zum Erben ihrer ganzen Habe einsetzte. Ihre Krankheit entwickelte sich schnell, sie war unheilbar. Nachdem sie schon die Sterbesakramente empfangen, äußerte sie als letzten Wunsch, man möchte mich zu ihr bringen, sie könne nicht eher ruhig sterben, bis sie mich noch einmal allein gesprochen hätte. Auch mein Vater rieth mir hinzugehen, und mit kaum bezwingbarem Widerwillen ließ ich mich nach dem Hospital geleiten. Ich hätte Laura nicht wieder erkannt, so abgemagert war sie in den wenigen Wochen; sie aber erkannte mich alsbald und streckte weinend ihre knöchernen Hände nach mir aus. Ihre ehemalige Beredtsamkeit war noch nicht verschwunden; nur mit halber Stimme und von Stöhnen und Aechzen unterbrochen, gestand sie mir, wie sie es war, die auf Zureden ihres Beichtvaters bekannt habe, daß mein Vater die Kirche

nicht besuche und den Heidengott im Stillen verehre. Der Beichtvater habe sie zwar schon damals für diese gottgefällige Handlung von allen ihren Sünden freigesprochen, aber jetzt sei es ihr, als ob sie nicht sterben könne, bevor auch ich ihr das viele Ungemach, das dadurch über mich gekommen wäre, verziehen hätte; ich solle bedenken, daß sie damals ihr eigen Seelenheil dafür verbürgt habe, daß ich ein gutes Christenkind sei, darum sei ich auch immer frei ausgegangen; ich solle bedenken, sagte sie — und der alte Schalk guckte noch aus ihrem halbgebrochenen Auge hervor — daß ich nur so den guten lieben Don Alfonso kennen gelernt, und sie versprach mir bald im Himmel für unsere Vereinigung zu beten. Ich dankte für ihre gütige Verwendung, mochte ihr aber doch die Todesstunde nicht verbittern und verzieh ihr, wie ich gestehen muß, nicht recht von ganzer Seele."

Ich erzählte nun Manuela von der letzten Standrede Laura's, und unter solchen Gesprächen waren wir am Hause meines Vaters angelangt. Die Ankömmlinge waren meinem Vater hochwillkommen. Der alte Valor wurde die Treppe hinaufgetragen, das geringe Gepäck war bald an Ort und Stelle. Meine Schwester, die einige Jahre älter als Manuela war, wurde bald deren vertrauteste Freundin, so daß sie sich bei uns heimischer als zu Hause fühlte. Wir bereiteten im Stillen die Abreise vor, aber der kränkliche Zustand Don Antonio's, in welchem er nie etwas von einer Abreise hören wollte, machte uns bange; mein Vater, der als der erfahrenste Arzt in ganz Neu-Castilien galt, fürchtete für ihn ein

langes Hinsiechen. Wie waren wir daher erstaunt, als man ihn eines Morgens mit entsetzlich aufgedunsenem Gesichte im Bette todt fand. Nur dies Einzigemal, als Manuela das schrecklich entstellte Angesicht ihres Vaters zuerst erblickte, sank ihr Körper unter der Wucht des Schmerzes ohnmächtig zusammen, sonst hatte sie alle Wechselfälle des Lebens kräftig ausgedauert. Mein Vater behauptete, das sei nicht das Aussehen eines natürlichen Todes; in der That fand man auch, als man die Leiche entkleidete, das Amulet, das Don Antonio seit seiner letzten Verhaftung auf dem Herzen getragen hatte, aufgerissen und leer, nirgends war aber der Ueberrest eines Giftes zu entdecken. — Nie hat Manuela von diesem Umstande etwas erfahren.

Da nun der alte Valor todt war, glaubte mein Vater mit der Abreise nicht länger zögern zu dürfen. Der Verstorbene hatte keine Kunde von seinem letzten Willen hinterlassen: was war natürlicher, als daß Manuela mit uns reiste? Mein Vater trug mir auf, sie an die baldigste Besorgung ihrer etwa unerledigten Angelegenheiten zu gemahnen. Ich ging zu ihr, fand sie allein, weinend und nachdenklich. „Wir alle ehren diese Zeichen kindlich frommen Sinnes," sagte ich, „aber wozu noch länger düsteren Gedanken Euch hingeben? Mein Vater will auch Euch Vater sein, und ich — nun Ihr wißt, was ich Euch sein möchte."

„Nein, nie!" antwortete sie; „habt Erbarmen mit mir armen Waise und laßt mich hinziehen zu meinem Oheim nach Valencia, er wird den Haß meines Vaters an mir nicht rächen, er wird das Kind seiner Schwester

nicht verstoßen. Wie gern bliebe ich bei Euch, aber ich sehe es zu spät, eine eiserne Scheidewand trennt uns auf ewig."

„So wißt Ihr denn schon?" fragte ich mit Ungeduld, „hat meine Schwester es Euch anvertraut? Glaubt mir, schon lange klang es in meiner Seele wie feiger Meineid, daß ich nicht längst Euch Alles gestanden, Ihr hättet mich nie verrathen. Ja, ich bin ein Jude, und will meinem zertretenen Glauben angehören, so lange noch ein Lebenshauch in mir wohnt, und könnt Ihr mich jetzt verlassen, nun wohlan, so habt Ihr mich nie geliebt; ziehet hin zu Eurem Oheim, Niemand wird Euch hindern." Manuela blickte mich starr mit verzweifelten Blicken an.

„Ihr seid grausam, Sennor," sagte sie, „das hätte ich nimmer von Euch gedacht; wer hat Euch diese Macht über mich gegeben, so freveln Hohn mit mir zu treiben, und daß ich Euch dennoch lieben muß? Glaubt Ihr ich sei verzagt und schäme mich meines Glaubens? Sagt's nur frei, ich weiß du hängst dem Islam an, wie dein todter Vater that — und ich will Eure Kniee umfassen und Euch um Verzeihung bitten, aber verhöhnt mich nicht; was hab' ich Euch denn gethan?"

Ein Thränenstrom erstickte ihre Stimme, sie wandte sich schluchzend von mir ab. „O Vater! Vater!" rief sie, „so verfährt man mit deinem Kinde; warum hast du mich nicht mit dir in's Grab genommen?"

Ich beschwor alle Flüche des Himmels auf mich herab, wenn ich nicht Wahrheit gesprochen hätte. Sie blickte mich wieder freundlich an, und die stille Thräne

in ihrem Auge verrieth den unendlichen Schmerz über das Unrecht, das sie mir gethan, und über den entsetzlichen Abgrund, der sich vor unseren Augen aufschloß. „So nah und doch so unendlich fern!“ sagte sie, mir die Hand zur Versöhnung reichend. Ich bestürmte sie mit all ihrer frühern Liebesmacht: „Gott ist der Gott der Liebe, wo Ihr ihn auch verehret, sei es in Kirchen, Moscheen oder Synagogen; und wäre es nicht der Wille Gottes, hätten wir uns so gefunden und wieder gefunden?“ In feuriger Rede stellte ich ihr die verschiedenen Glaubensbekenntnisse so dar, wie sie es für Liebende sind; ich kümmerte mich wenig um das, was in den Büchern geschrieben steht und was die Priester lehren, Gott verzeih mir's! ich möchte heute nicht Alles verantworten. Manuela hörte mir nur halb zu, und in herzzerreißendem Tone rief sie:

„Herr! Gott! vernichte mich nicht, weil ich noch zweifle. Was hab' ich verbrochen, daß du so Unendliches mir auferlegst? Kann ich der Kindheit Glauben aus der Seele tilgen und doch noch leben? Warum denn gerade mir, gerade mir dem schwachen Mädchen, das grausame Geschick Moslemin zu sein im Herzen und Christin im Angesichte, um zuletzt Beides Lügen zu strafen? Giebt's keine Tempel mehr, daß man mich hindurchjage und mein armes Herz zerfleische? Mein Vater hatte doch Unrecht, als er vor drei Jahren eine alte Zigeunerin die Treppe hinab warf, daß ich meinte sie könne nicht mehr aufstehen, weil sie mir prophezeit hatte, ich würde nicht in meinem jetzigen Glauben sterben und ich sei zu großen Dingen geboren; ich

möchte nur wiſſen, was das für große Dinge ſein werden. Wenn jetzt die alte Hexe wiederkäme, wie würde ſie ſtaunen über ihre eigene Weisheit!“ — Ein Schrei des Entſetzens unterbrach Manuela's Rede, „das iſt die ſchwarze Kunſt, die hier ihr Spiel treibt,“ rief ſie und ſchmiegte ſich furchtſam an mich. Ich blickte nach der Thür, dort ſtand ein altes Zigeunermütterchen auf ſeinen Stab geſtützt und bat mit klugem Lächeln um ein Almoſen. Ich beruhigte Manuela, die am ganzen Leibe zitterte, ſich jetzt aber Zwang anthat und beherzt vor die Bettlerin hintretend fragte: „Kennt Ihr mich?“

„Ei warum denn nicht?“ antwortete die Alte und erhob ihr grinſendes Geſicht, „da ſeht, hab' ja ein gutes Denkzeichen, die Narbe da über meinem linken Aug', die hab' ich aus Eurem Hauſe in Sevilla davon getragen; nun wie ſteht's mit meiner Prophezeiung? Iſt ſie nicht eingetroffen?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete Manuela.

„Ihr wißt nicht? ei, ei, aber ich weiß.“

„Danke ſchönſtens für Eure Weisheit,“ antwortete Manuela, ihr eine Gabe reichend.

„Nur einen Augenblick laßt mir noch dies Sammethändchen, ich weiß noch viel mehr Dinge.“ Manuela ſträubte ſich nur halb. Die Alte kicherte ſo heftig, als ſie eine Weile die Handfläche betrachtet hatte, daß der Stock ihrer Hand entfiel. „Das geht über alle Maaßen,“ rief ſie, „nun ſeht einmal her, dieſe feingeſchliffene Lebenslinie iſt mir nur Einmal vorgekommen: ein ſchmucker Ritter kommt und holt Euch über's Meer,

dürft Euch darauf verlassen, es ist so gewiß wahr, so gewiß, als ich noch so jung und schön sein möcht' wie Ihr; seht Ihr die kleinen Schnittchen, die da drüber weggehen? Das bedeutet viel Kummer und Herzeleid; aber halt, das müßt Ihr noch hören: da steht ein prächtiger Junge, den Ihr bekommen werdet, braucht nicht so roth zu werden, es giebt einen tüchtigen vielgerühmten Ritter, mit dem keiner in die Schranken treten mag, er führt seine Streiche mit solcher Sicherheit und Ruhe, daß er alle seine Gegner in den Sand streckt; der Ring da abwärts, das bedeutet eine Krone, die er ausschlägt." Solche und andere Narrenspossen sprach die geschwätzige Wahrsagerin noch viel, und ich wundere mich nur über mich selbst, daß ich die Geschichten noch alle im Kopf behalten habe. Manuela schien, so sehr sie es auch verbergen wollte, doch mehr daran zu glauben als ich; ich habe nie auf derlei Dinge etwas gehalten und wir haben ja jetzt den augenscheinlichsten Beweis, was daraus geworden ist. Auch mir wollte sie noch weissagen, ich hatte aber ganz andere Dinge zu thun und zu denken, gab ihr daher ein Geschenk und hieß sie nun ihres Weges gehen.

Durch diesen sonderbaren Zwischenfall war die tiefe Aufgeregtheit Manuela's, die mich schaudern machte, glücklich abgeleitet worden. Ich stellte ihr nun nochmals Alles mit Ruhe vor, auch sie war ruhig; ich mußte ihr versprechen, sie vor dem andern Morgen mit keinem Worte mehr zu bestürmen. „Ich werde Alles treu und gewissenhaft überlegen," sagte sie, „Niemand kann, Niemand darf mir hier rathen."

Des andern Tages als ich erwachte, war mein erster Gedanke: heute entscheidet sich deines Lebens künftige Gestalt. Es ist in solchen Stimmungen nicht möglich, irgend einen Gedanken festzuhalten, eine peinliche Ungeduld verzehrt uns. Ich eilte hinaus auf die Almeda, ich jagte mein Roß, als ob ich mit seinen raschen Schritten auch die träge Zeit zwänge, daß sie ihren Lauf beschleunige, damit ich endlich zu Manuela gehen könne. — „Gott allein weiß, wie ich gerungen," sagte sie als ich zu ihr kam, „Ihr habt gesiegt; aber ich bitt' Euch, macht daß wir fortkommen, hier halte ich's nicht länger aus." — Ich erzählte meinem Vater Alles. „Du hast nicht wohlgethan, mein Sohn," sagte er, „so ungleiche Gewichte in die Wagschale zu legen; mir ist Alles, was du mir hier sagst nichts Neues, doch so mit gebrochener Seele darf das Mädchen unserm Glauben und unserer Familie nicht gewonnen werden; ich werde ihr unverhohlen all die schweren Pflichten, die unser Glaube zu üben befiehlt, all die Leiden, die er noch zu tragen verdammt ist, auseinandersetzen; beharrt sie dann noch auf ihrem Vorsatze, nun denn, so gebe Gott seinen Segen dazu, daß sie die Stammmutter einer frommen Nachkommenschaft werde."

Manuela blieb standhaft.

Kein Hinderniß stand unserer Abreise mehr im Wege. Nachdem wir mit vieler Mühe unsere Habe in beweglichen Werth umgesetzt hatten, reiste Immanuel mit der Schwester und Manuela voraus, denn wir mußten möglichst dafür sorgen, kein Aufsehen zu

erregen. In der Nacht darauf folgte ich mit meinem Vater. Ich konnte mich der Thränen kaum erwehren, als wir uns von den traulichen Straßen wie Diebe, von Nacht und Furcht umgeben, wegschlichen. O! wir liebten unser Stiefvaterland von ganzer Seele, das fühl' ich noch jetzt. Mein Vater sprach keine Sylbe. Erst als die Morgenröthe aufging, befahl er mir hier die Sonne zum Zeugen zu nehmen und bei Gott dem Allerhöchsten zu schwören, daß ich Manuela so lange nicht als die Meine betrachten wolle, bis sie in unsern Glauben aufgenommen und durch den Bund der Ehe mir zugegeben sei. Wir holten die Vorausgegangenen ein und kamen nach manchen Beschwerden in Oporto an. Dort wohnten wir bei dem Vater Uriel da Costa's bis zum Tage der Abfahrt. Auch Mendez Henrico aus Madrid trafen wir hier; er verließ ein hohes Amt am Hofe und eine heißgeliebte Braut, um mit seinen Brüdern in fernem Lande seinen Glauben offen zu bekennen. Es war ein wortkarger Reisegefährte. Einen gräßlichen Fluch, wie ihn noch nie eines Menschen Zunge ausgesprochen, beschwor er über das unglückliche Spanien herab als wir die Anker lichteten; dabei rollten seine Augen wie die eines Rasenden, er knirschte mit den Zähnen und stampfte mit den Füßen, daß mir vor dieser Wuth bangte und ich ihn besänftigen wollte. Ohne mir zu antworten oder nur nach mir umzublicken, ging er an das andere Ende des Schiffes, rückte sich in einer einsamen Ecke ein Gewinde vorräthiger Tauseile zurecht, und kauerte sich dort zusammen. Ich hatte genug zu thun mit den eigenen

Angehörigen und ließ Henrico nach seiner Weise gewähren. Die Fahrt war Anfangs glücklich; das neue Schauspiel erweckte Manuela's Heiterkeit wieder. Aber schon am ersten Abend erkrankte mein Vater. Er suchte wieder wie sonst durch starke Arzneimittel entgegen zu wirken, es half nichts, sein Zustand verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. „Es ist sonderbar," sagte er einmal zu mir, als ich an seinem Bette saß, „da liege ich altes Kind wieder in einer großen Wiege, die mich aus dem Leben hinausschaukeln wird. Werft meinen Leib nur nicht hinaus in die kalte Fluth; wie Joseph einst seine Brüder, so beschwöre ich euch, meine Kinder, nehmt meine Gebeine mit und begrabt sie in dem Lande, wohin der Herr euch führen wird; ich fühl's, mein Auge soll's nicht mehr schauen." Ich suchte ihm solche Gedanken auszureden, er aber sagte: „Ich weiß, meine Stunden sind gezählt, ich habe viel Freud' und Leid genossen auf dieser Welt; Preis und Dank sei Gott dem Herrn für Beides. Komm, rufe mir meine Kinder, auch Manuela, auch sie ist mein Kind, du wirst glücklich mit ihr sein." — „Weinet nicht," sprach er dann zu den Eintretenden, „ich kann ruhig in die Grube sinken, da ich weiß, ihr werdet fortan ungehindert und in Frieden eurem Gotte leben dürfen; und sollte abermals eines Drängers Hand euch verstoßen, verzaget nicht, denn das Gesetz unseres Gottes, des einzig Einigen, wird einst glorreich erkannt werden von allen Völkern."

Mein Vater sprach noch viel über die Einrichtung unseres künftigen Lebens; es war als ob sein naher

Tod ihm das Fernſehen in unbekannte Verhältniſſe geſtattet hätte. Er ſegnete noch Jeden einzeln, und nach wenigen Stunden verſchied er mit gebetähnlicher Lippenbewegung. Ich habe ſeitdem vieler Menſchen Geiſt ſich losringen ſehen vom Körper, aber nie ſah ich ſolch himmliſch verklärtes Antlitz wieder. Unſere Thränen floſſen reichlich; am heftigſten aber weinte Manuela, ſie war zum zweitenmale verwaist. Als keine Rückkehr des Lebens in den Leichnam mehr zu hoffen war, entleerten wir in der Stille eine große Kiſte und zogen der Leiche das Sterbegewand, das noch meine Mutter bereitet hatte, an. Ein Säckchen mit Erde aus dem gelobten Lande, das mein Vater für ſchweres Geld hatte kommen laſſen, lag bei den Sterbegewändern. Wir legten ihm dieſe heilige Erde unter das Haupt und ſtellten den Sarg in die unterſte Kajüte, wo mein Bruder ihn bewachte. Es war ein neblichter Morgen, als wir weiter fuhren. Gegen Mittag erhob ſich ein fürchterlicher Sturm mit all den Schrecken, die ich bisher nur aus den Erzählungen von den vielfachen Reiſeabenteuern meines Vaters gekannt hatte; ich dankte Gott, daß er ihn dieſer neuen Qual überhoben und ſuchte durch dieſen Gedanken die zitternden Mädchen zu beruhigen. Da trat der Schiffshauptmann zu uns und befahl mir in kurzen Worten, ihm augenblicklich die Kiſte anzugeben, worin die Leiche verborgen ſei, damit er nicht nöthig habe alles zu durchwühlen und viel Zeit zu verlieren; es ſei eine bewährte Regel, daß das Meer ſich nicht eher beruhige, als bis ihm die Leiche, die ein Schiff mit ſich führe, zum Opfer gebracht

worden. Ich suchte ihn zu beruhigen, war aber dabei so unvorsichtig, ihm das Lächerliche seines Aberglaubens begreiflich machen zu wollen. Er hätte mich für diese Belehrung fast niedergestochen, wenn nicht Manuela ihm in den Arm gefallen wäre. Ich wollte nur mit dem Tode den Willen meines Vaters unerfüllt lassen und setzte mich zur Gegenwehr; die Mädchen jammerten und weinten; die ganze Schiffsmannschaft kam hinzu, ich mußte mich fügen. Nachdem wir noch schnell den Sarg mit Ballast beschwert hatten, damit er sogleich untersinke, trat ich mit hinaus in die Wuth der Elemente und mit blutendem Herzen sah ich, wie die hochaufbrausenden Wellen ihren Rachen über der dargebotenen Beute schlossen. Auf lange Zeit war meine Ruhe dort mit versenkt worden. — Alles auf dem Schiffe war in gräßlicher Bewegung, nur Einer stand regungslos da inmitten dieses Aufruhrs, es war Mendez Henrico. Den gespannten Hahn einer Pistole in der einen Hand, mit der andern sich aus aller Kraft an ein Tauseil anklammernd, stand er auf dem Verdeck. „Was wollt Ihr? Seid Ihr wahnsinnig?“ rief ich ihm zu; er lächelte mitleidig: „Seht Ihr das Meer da?“ sagte er, „seht Ihr das Meer da? Das ist ein großes Taufbecken, da sollen wir nun auch noch nach griechischem Ritus getauft werden; mich aber sollen sie bei lebendigem Leibe nicht dazu zwingen, sie, denen die Elemente selbst sklavisch heucheln. Bricht der dort (hier deutete er auf den Mast), so brennt diese Kugel in meinem Herzen, ich will nicht“ — In diesem Augenblicke krachte der Mast, ein Schuß knallte und Henrico stürzte kopf-

über aus dem Schiff. Ich war selbst wie zerschmettert von alle dem was mich umgab; wir waren ein Spielball in den Händen des Sturmes.

O mein Sohn! Wer sein eigenes Leben und was er von der Welt gesehen, was wichtig und was nichtig ist, erkennen will, der lernt es am besten, wenn er mit Allem was er ist und hat, draußen auf dem endlosen Meere ist. Im Sturm wie in der darauf folgenden Stille habe ich tiefer in Alles geblickt als je sonst. Es war mir wie jenes vierzigjährige Wandern unserer Vorväter durch die Wüste: nicht das alte Geschlecht sollte nach dem gelobten Lande kommen, in mir selbst starb es aus — ein neuer Mensch sah endlich das Land der Freiheit vor sich.

Wir landeten in Antwerpen. Erst über tiefe Trauer hinweg sollte ich unsere neue Heimath lieben lernen.

Dreißig Tage trauerte ich, wie es das Gesetz vorschreibt, um meinen Vater; noch lange erregte es mir tiefe Gewissensbisse, seinen letzten Willen nicht erfüllt zu haben. Manuela war unterdeß in die jüdische Gemeinde aufgenommen worden, und an ihrer Seite fand ich die Ruhe und das Glück, für das ich Gott ewig danke. Wir hatten Beide schwere Lebenskämpfe. Wir hatten uns Beide das Judenthum in der gemeinsamen Ausübung einer freien Genossenschaft ganz anders gedacht; wir wußten nicht, wie viel doch noch von Angewöhnung in uns war, und mir besonders wollte es nicht behagen mit der bloßen Freiheit, ein Leben von tausend religiösen Observanzen eingehegt leben zu dürfen. Gott der Allgütige wird mir meine Schuld

verzeihen, ich habe erkennen gelernt, daß sein heiliger Wille überall waltet und die Beobachtung des Gesetzes nur zu ihm führt. Wir haben Alles aufgegeben, um euch, unsere Kinder, im Frieden unseres Glaubens erwachsen zu sehen. Seid dessen eingedenk. Du vor allen mein Sohn.

Das ist die Geschichte meines Lebens, meiner Liebe, geschrieben für meinen einzigen Sohn Baruch allein.

6. Thalmud und Latein.

Die Hand Baruchs zitterte als er die Blätter wegegte, seine Stirne war heiß als er sie mit der Hand tützte.

Welch ein Wirrsal ist das Leben der Menschheit, as sich in Stammes- und Glaubensgenossenschaften bscheidet; und die eine haßt und verfolgt die andere nd dünkt sich allein weise und gottgefällig, und die empel werden zu Feldherrenzelten, darin die Parole ndgegeben wird, den Kundigen zum Heile, den Anderen zum Verderben ...

Eine Stimme, noch mächtiger und eindringlicher ls die in der Synagoge, rief jetzt Baruch den Segen u sprechen über das offenbare ungeschriebene Gesetz, essen beide Säulen Befreiung von jeglicher Stammes- nd Glaubenssonderung und Liebe zur Menschheit deuen. Hat nicht schon Maimonides gelehrt: die Frommen aller Religionen gelangen zur ewigen Seligkeit?

Baruch war nicht mehr der Sohn Israels, er war er Sohn der Menschheit. Nicht nur seine Abstammung rieb ihn darauf hin, sich als solchen zu erkennen — enn gleich dieß die erste Veranlassung war — der eist des Lebens, der Geist Gottes erfaßte ihn und trug hn hinweg über alle Schranken und hielt ihn fest und rei in wonniger Schwebe.

Erst als ihn der Vater rief, erwachte Baruch und mußte sich besinnen wer und wo er war. Er gab dem Vater die Blätter zurück und küßte seine Hand. Der Vater hielt die Hand des Sohnes fest und ging mit ihm nach der Synagoge. Baruch antwortete denen, die ihm am Eingange des Gotteshauses zu der erlangten rabbinischen Würde Glück wünschten, nur zerstreut und halb. Die Leute hielten ihn für stolz.

Diese Voraussetzung wurde theilweise zur Wahrheit, als er des Sonntag Morgens nach dem Frühgottesdienste seinen mit Blech beschlagenen Folianten unter den Arm nahm und den Weg nach der Schule „Gesetzeskrone" einschlug.

Wie freudig und behend war er sonst diesen Weg gegangen, und jetzt schaute er wie verworren drein und strauchelte fast bei jedem Schritte. Eine aus Mißmuth und Stolz gemischte Empfindung beherrschte seine Seele; er sollte nun fort und fort diesen Weg gehen, sollte allzeit dieselben Bücher abermals studiren und was konnten sie ihm Neues bieten? Er hatte die rabbinische Würde, das Höchste in diesem Bereiche, errungen, und war und blieb doch wiederum Schüler in den gleichen Lehrgebieten, in denen man nur den Scharfsinn bis zum Aberwitz üben sollte. Er war zu Hause in Allem was sich hier kund gab, wozu sollte das ewige Einerlei? Noch schmerzlicher aber war der Gedanke, daß er ein Fremder geworden, denn die Erfahrungen des vergangenen Tages hatten ihn hinausgehoben über jegliche Gewöhnung; war es nicht ein Frevel, daß er wieder in dieselbe eintrat und sich geberdete als ob nichts geschehen wäre?

Die jüdiſche Volksgenoſſenſchaft und ihre Lehre war nicht mehr der Kern des ganzen Weltlebens und alles Andere nur äußere Schale. Da ſind Häuſer gebaut, Schiffe gezimmert, Straßen gebahnt, unbekümmert um die vereinſamte Gemeinde; da tönen Glocken und rufen zu anderen Heiligthümern. Wo iſt die Lebenskraft der Welt? — Der zum muthigen Jüngling Gereifte wäre gerne eingedrungen in ihre ewigen Hallen — und ihm öffnete ſich jetzt nur die Thüre zur Schule „Geſetzeskrone.“ Er wollte ſich nicht drein finden, daß die Welt nicht plötzlich eine andere werden ſollte, weil ſie ihm jetzt als eine andere erſchien. Warum ſollte es nicht möglich ſein, zum bewußten Daſein erwacht, auch mit ihm ein neues zu beginnen?

Die Welt geht in ihren gewohnten Gleiſen fort.

Die Wunden der erſten Jugend heilen leicht, die Zweifel beſchwichtigen ſich ſchnell, ſei es im Vergeſſen oder in gewohnter Unterordnung des Willens.

Als Baruch wieder in die Schule eintrat, war er ganz in jugendlicher Weiſe dem nächſten Intereſſe hingegeben und alles andere ſchien verſchwunden.

Rabbi Saul Morteira wies ihm den Platz zu ſeiner Linken an, den zur Rechten hielt Chisdai durch das Recht der Verjährung inne. Die übrigen Schüler ſaßen nach Alter und Kenntniſſen geordnet an dem langen Tiſche „zu den Füßen des Rabbi.“ Der Lehrer befahl Baruch, den am Freitag unterbrochenen Abſchnitt bis zum Ende laut vorzuleſen. Es war die Stelle Thalmud Tractat Kiduſchin Folio 22. Baruch las: „Geſchrieben ſteht 5. B. M. 21, 10: Wenn du ausziehſt

zum Kriege wider deinen Feind und der Herr giebt ihn in deine Hand, daß du ihn in Gefangenschaft führest, und du siehst unter den Gefangenen ein Weib von schöner Gestalt und du hast Lust zu ihr und nimmst sie dir zu Frau ... Diese Indulgenz ist deßwegen gestattet, weil sich die Israeliten doch nicht hätten davon abhalten lassen und es besser ist, sie thun etwas das erlaubt ist, als daß sie etwas thäten was nicht erlaubt ist." Kaum hatte Baruch einige Minuten gelesen als sich ein heftiger Streit zwischen ihm und Chisdai entspann. Der große Scholiast Rabbi Samuel Edels hatte zu dieser Ausführung ein Problem aufgestellt und es mit den Worten geschlossen: „hiefür läßt sich eine Auflösung finden." — Chisdai glaubte solche gefunden zu haben, aber einer der jüngsten Schüler, der unten am Tische saß, gab ihn mit zwei Worten dem allgemeinen Gelächter preis. Nun sprang Chisdai auf und wollte den Frechen mit Einem Worte niederdonnern; aber auch Baruch stand auf und schlug sich auf Seite des Kleinen. Chisdai wendete sich zu dem Gegner, den er für ebenbürtig hielt; er zog die Ellenbogen zurück und reckte seine auseinander gespreizten Finger empor, daß sie dastanden wie eine Pallisade von Ausrufungszeichen, mitleidig lächelnd und mit ironischer Verwunderung schüttelte er sein gelehrtes Haupt über die schwachen Gründe, die man gegen ihn aufbot; aber Baruch setzte ihm immer heftiger zu, da endlich fuhr Chisdai kollernd auf seinen Gegner los, er packte ihn an seinem Mantel und wollte ihn nicht mehr zu Wort kommen lassen, er schlug auf den Tisch, wendete sich behende nach allen

Seiten an Dieſen und Jenen, es nützte nichts. Baruch hatte ihn durch ſeine Ruhe in ein Dilemma gelockt, aus dem er ſich nicht retten konnte. Chisdai ſetzte ſich nieder und kaute an den Nägeln. Baruch löste das Problem ganz einfach.

„Ich finde es ſonderbar," ſagte er dann, „daß man hier etwas geſtattet, weil man es ſonſt doch thun würde; das könnte man bei jedem andern Dinge eben ſo gut anwenden."

„Die Strafe derer, die eine Nichtjüdin heirathen, folgt gleich darauf —" ſagte Chisdai mit frohlockender Miene, die Niemand zu deuten wußte als Baruch und er — „denn der Thalmud ſagt: faſt unmittelbar auf dieſe Verſe folgen die von dem abtrünnigen Sohne, weil aus ſolcher Ehe nur Gottloſe hervorgehen."

Baruch antwortete nichts. „Bleibt nun als Reſultat," fragte er den Rabbi, „daß eine Ehe mit einer Nichtjüdin keine Sünde iſt?"

„Du ſiehſt es ja," antwortete der Rabbi, „aber nur zu Zeiten des Krieges."

„Kann aber Gott ein Geſetz für den Krieg und ein anderes für den Frieden geben?"

„Warum nicht? Es giebt ja auch viele Geſetze, die bloß für Paläſtina gegeben ſind. Bleib nur bei dem Worte, hier iſt allein vom Krieg und nicht vom Frieden die Rede."

„Verzeiht," erwiederte Baruch, „ich muß noch etwas fragen. Hier gleich nach dieſem Verſe ſteht: wenn ein Mann zwei Frauen hat, die eine liebt er, die andere aber nicht; die Erlaubniß, mehrere Frauen zu heirathen,

galt doch für Krieg und Frieden, für Palästina und die anderen Länder, warum gilt sie jetzt nicht mehr?"

„Du weißt ja, daß Rabbi Gerschon „das Licht des Exils" auf alle Zeiten denjenigen mit dem Bann belegt hat, der mehr als eine Frau heirathet."

„Wie durfte er aber das, da es ja in der heiligen Schrift nirgends verboten ist, und nach dem Thalmud König Salomo blos verboten war, mehr als achtzehn Frauen zu heirathen?"

„Ich glaube gar," antwortete der Rabbi, „du meinst, das hätte das Sanhedrin von Mainz nicht so gut gewußt als du. Ich kann dir jetzt nicht Alles auseinandersetzen, du bist nicht allein da; wenn du vorwitzige Fragen stellst, kann ich die Anderen damit nicht aufhalten. Chisdai lies weiter."

Chisdai that wie ihm befohlen. Die ganze Vorlesung geschah in einem Tone, den man seines allgemeinen Gebrauchs wegen für Tradition hält; der halb wehklagend singende, halb litaneimäßig recitirende Ton ließe sich eben so wenig auf Regeln der Deklamation oder Musik zurückführen, als aus dem babylonischen Sprachgemengsel des Thalmuds eine Grammatik abstrahirt werden kann. Ein jeder der Schüler bemühte sich aus den vielen kunstreich gewebten Fragen des Textes und der zahlreichen Commentatoren neue Fragen zu combiniren, die dann wieder durch frappante Syllogismen u. s. w. gelöst wurden. Trotz der ungebundenen Geistesrührigkeit, die sich von allen Seiten offenbarte, war doch eine gewisse geregelte Ordnung nicht zu verkennen. Der Rabbi hörte die Fragen eines jeden genau

und forderte dann, je nachdem er deren Lösung schwierig oder leicht fand, Diesen oder Jenen dazu auf. Chisdai, der dem Throne des Rabbi zunächst saß, winkte den jüngeren, die die ersten Ansätze ihrer Dialektik zaghaft machten, freundlich und mit herablassender Aufmunterung zu. Er lächelte wie ein Feldherr, der im Bewußtsein bald Größeres auszuführen, einem Untergeordneten, der ein kleines Scharmützel glücklich ausgeführt, wohlwollend auf die Schulter klopft. Als eine Pause eintrat, führte er zwei sich offenbar bekämpfende Ansichten des großen Maimonides in die Schlachtlinie, indem er gegen die hier dargelegte Ansicht eine widersprechende aus dem Tractat Chetuboth auf vielen Umwegen und mit vieler List auf den Wahlplatz brachte. Alles schwieg.

„Nun Baruch, was sagst du dazu?“ fragte der Rabbi. Baruch fuhr wie aus einem Traume auf, denn er hatte sich in ein ganz anderes Gebiet des Denkens begeben. „Nun Baruch, was sagst du zu dem, was Chisdai hier vorbringt?“ fragte der Rabbi wiederholt.

„Er hat vollkommen Recht,“ antwortete er rasch.

Ein schallendes Gelächter, das Chisdai zuerst begann, bewegte sich von dem einen Ende des Tisches bis zu dem andern.

„Wo sind deine Gedanken jetzt wieder?“ fragte der Rabbi besänftigend, „nicht nur seinen Worten, auch seinen Gedanken muß man einen Zaum anlegen. Nun, wer weiß eine Antwort auf Chisdai's Frage?“ Niemand antwortete. Da brachte Chisdai mit triumphirender Miene eine feingeknöpfte Kette von Autoritäten,

Argumenten und Schlüssen hervor, mit welchen er die unwiderleglich scheinende Frage auf's Glänzendste auszugleich. Baruch suchte seine abschweifenden Gedanken mit aller Willensmacht zurückzulenken, mit peinigender Emsigkeit sprach er die Textesworte vor sich hin, es fruchtete nichts; sein Geist schwebte über den Worten unaufhaltsam nach anderen Richtungen. Von der Anwendung, die die ganze Erörterung auf das Schicksal seiner Mutter an die Hand gab, war er bald zurückgekommen; der Zweifel über die ewige Gültigkeit und Unabänderlichkeit des Gesetzes richtete sich in ihm auf, er glaubte ihn in seinem Entstehen bewältigt zu haben, indem er sich überredete, daß sein Lehrer entweder nicht die Tiefe der Kenntnisse habe, um auf solche Fragen zu antworten, oder daß er ihn noch für unwürdig halte, ihm vom Baume der Erkenntniß mitzutheilen. Vieles was in seiner Erinnerung fast erloschen war, tauchte in frischer Lebensgestalt wieder in ihm auf, und er war froh, als er seine Mitschüler die großen Folianten zuschlagen und den Rabbi mit einem schweren Seufzer aufstehen hörte.

Zu Hause setzte er sich mißmuthig und mit Widerwillen gegen Alles schweigend zu Tische. Der Vater ließ ihn unbekümmert gewähren; nur Miriam schaute ihn fragend an. Man sprach von der so eben erfolgten Abreise des Rodrigo Casseres und den Annehmlichkeiten des künftigen Zusammenlebens beider Familien.

„Was ist denn heute mit dir, Baruch?“ fragte der Vater, nachdem gespeist worden war. „Du hast doch sonst immer daran gedacht, daß „die Väter“ sagen:

wenn drei an einem Tiſche eſſen und nicht vom göttlichen Worte ſprechen, iſt es als ob ſie von einem Todtenmahl genöſſen. Muß ich dich daran gemahnen, vor dem Tiſchgebete einen Abſchnitt aus der Miſchnah zu leſen?“

Baruch ſtand auf, holte den ſaubern Quartband und ſprach einige Paragraphen vor ſich hin. Heute zum erſtenmale fand er es läſtig, daß man, den Biſſen noch faſt zwiſchen den Zähnen, abermals die alten Geſetze wiederkauen müſſe.

„Ich war auch heute ſchon für dich bedacht,“ ſagte der Vater, „ich habe einen Lateinlehrer für dich gefunden; doch, lies nur ruhig weiter, ich will dir's nachher erzählen.“

Schneller als ſonſt las Baruch die vorgeſchriebene Zahl der Abſchnitte; um jedoch durch deren ſchnelle Beendigung ſeinem Vater nicht zu verrathen, wie ſehr der angeregte Gegenſtand ihn erfaßte, las er noch zwei Paragraphen mehr, aber nirgends folgten ſeine Gedanken den Zeilen, die Auge und Mund ablas. Er maß die Schuld hievon den Reden ſeines Vaters bei, denn er wollte ſich's noch immer nicht geſtehen oder wußte in der That nicht völlig, welch eine unabſehbare Veränderung in ihm begonnen hatte. Er ſchlug das Buch zu und blickte erwartungsvoll auf ſeinen Vater, der ihm befahl, das lange ebräiſche Tiſchgebet laut zu ſprechen. Glückliche Macht der Gewohnheit! Hätte Baruch nicht ſeit ſeiner erſten Kindheit dieſes Gebet täglich mehrmals verrichtet, er hätte jetzt oft geſtockt; denn während er Gott für die leibliche Nahrung dankte

und um Wiederaufbauung Jeruſalems bat, ſchweifte ſein Geiſt zu den Göttern nach Rom und Athen und freute ſich der geiſtigen Nahrung, die ihm von Ariſtoteles und den römiſchen Hiſtorikern geboten werden ſollte.

Nach dem Amen ſtand der Vater auf, zündete ſich eine Cigarre an und ſprach: „Wenn ich ausgeraucht habe, Baruch, ſo gehen wir miteinander zu Salomon de Silva. Ich habe Anfangs doch ungern in den ſauren Apfel gebiſſen, aber das machte ſich Alles ſo von ſelbſt, daß ich meinen Widerwillen dagegen ganz verloren habe. Ich begleitete heute Morgen Rodrigo Caſſeres hinaus an die Amſtel, wo er mit der Trekſchuit (Zieh-ſchiff) nach Leyden abfuhr, und wie ich zurückkehrte, begegnete mir unſer lieber Doktor; ich weiß nicht, die Leute machen viel zu viel Aufhebens von deiner geſtri-gen rabbiniſchen Erhöhung; laß dich nur nicht ſtolz machen von ſolchen Reden.“

„Gewiß nicht,“ antwortete Baruch, ohne aufzublicken. Wie verändert war der Vater heute! Wo war ſeine ſab-bathliche Erhebung?

„Man muß immer noch weiter kommen, das iſt die Hauptſache,“ fuhr der Vater fort. „Eben als ich nun mit dem Doktor darüber redete, fiel mir mein Verſprechen ein, und Silva ſagte, er könne mir einen Lateinlehrer empfehlen, wie kein zweiter mehr in halb Europa zu finden ſei.“

Baruch und ſein Vater gingen miteinander zu dem Arzt. „Ich warte ſchon lange auf euch,“ ſagte dieſer, „und Magiſter Nigritius hat mich gewiß ſchon heute Morgen erwartet.“ Das Lob, das Baruch nun

persönlich von dem Arzte erhielt, ward ihm doppelt peinlich, weil er durch die Vorgänge in seinem Innern wie durch den in der heutigen Schule sich dessen unwürdig hielt.

Wäre es in der That eine buchstäbliche Nothwendigkeit, daß er ein Abtrünniger werden müsse? — Baruch bebte jetzt vor der Erfüllung eines heiß ersehnten Wunsches.

Ist aber das Abtrünnigwerden eine innere Nothwendigkeit, wer will sich dann dagegen stemmen?

„Ich habe stets einen Widerwillen gehabt," sprach der Vater, während die Drei miteinander gingen, „meinen Sohn Latein und noch dazu bei einem Christen lernen zu lassen. Ich habe einst den Spruch aus dem Thalmud gehört: Verflucht sei, wer seinen Sohn die griechische Wissenschaft lernen läßt. Dem Akosta hat nichts Anderes den Kopf verrückt; hätt' er sein Lebtag weder Latein noch Griechisch gesehen, ich möchte darauf schwören, er lebte jetzt noch unter uns in Ruh' und Frieden, in Ehre und Glück."

„Euer Wort in Ehren, lieber Binjamin," sagte der Arzt. „Ihr seid ein geschickter Kaufmann, wißt wie und wann man Rosenholz und Zimmt, die Ihr durch die ostindische Compagnie bezieht, am besten absetzt; aber von diesen Angelegenheiten müßt Ihr Euch anders belehren lassen. Ich kann es nicht glauben, daß Ihr auch einer von denen seid, die ihre Jugend ganz vergessen und die polnische Verfinsterung bei uns einführen möchten. Das Ansehen und die Ehre, die wir genießen (hiebei erhob sich der Blick des Doktors bis zum Stolze),

verdanken wir dem allein, daß wir in den weltlichen Wissenschaften auch ein Wort mitsprechen können. Ein anderes ist wegen des Lernens bei einem Christen; Euer Baruch ist aber so heimisch in der Bibel und im Thalmud, daß er gegen einen Beweis, den man ihm aus der Bibel für das Messiasthum Jesu aufgestellt, leicht zehn Gegenbeweise findet; auch sind die frommen Christen gewöhnlich die, die Jeden gern in seinem Glauben lassen; weit mehr sind die Freigeister unter den Christen zu fürchten, die könnten unsere Jugend verderben, denn wer die Grundbedingungen jeder Religion leugnet, der ist der eigentliche Verführer. Die wahre Wissenschaft aber führt am Ende wieder zum Glauben."

Der gelehrte Arzt erläuterte dieses Thema noch ausführlich, denn nicht nur zeigte er seine, für einen Arzt in der That seltenen theologischen und philosophischen Kenntnisse gern, sondern er wollte auch hierdurch den barschen Anfang seiner Rede vergessen machen. Er hatte noch nicht geendet, als er in das Haus des Magister Nigritius eintrat, und während er mit ziemlichem Geräusch die fünf Treppen voraufstieg, gab er seinen Begleitern Verhaltungsregeln gegen den Mann, den man jetzt besuchte. Man war endlich oben auf einem reichlich mit Spalten versehenen Boden angelangt. Der Doktor öffnete die Thür: ein kleines Männchen mit einem grüngelben Gesichte und einem gleichfarbigen dintenkleckſigen Schlafrocke sprang ihm entgegen und stolperte über einige Folianten, die auf dem Boden lagen. „Heureka carissime amice!"[1] rief der

[1] Ich hab's gefunden, werther Freund.

Magiſter, „Marsi und nicht Mauri darf man leſen. Sehen Sie, hier will Horaz die Abkunft Auguſts vom Kriegsgott ableiten und ſagt:

Quem juvat clamor, galeaeque leves,
Acer et Mauri peditis cruentum
Vultus in hostem. [1]

Nun aber ſind die Mauren weder kriegeriſch noch tapfer. Hier iſt eine Stelle im Hirtius über den afrikaniſchen Krieg, wo weniger als dreißig Gallier zweitauſend mauriſche Reiter aus ihrer Stellung vertrieben; auch hatten die Mauren gar keine Fußgänger. Sodann waren die Mauren ja ſtets Feinde, und der erlegte Feind, über den ſich Mars freut, wäre ein Römer — wie ungeſchickt und unpatriotiſch! Darum leſe ich Marsi und die Marſiſchen Fußgänger waren die tapferſten unter den italiſchen Stämmen, wie mehrere Belegſtellen aus Strabo, Appian und Virgil, ja ſogar zwei Stellen aus Horaz ſelber beweiſen. Seht, mit dieſer einzigen Conjectur will ich dem Prahlhans Kaſpar Barläus ſein groß Maul ſtopfen, daß er auf Lebzeiten genug haben ſoll. Ach, lieber Doktor, wie froh bin ich, daß ich einen Mann habe, dem ich das Alles erzählen kann und der einen ſolchen Fund zu ſchätzen weiß. Schon ſeit heute Morgen warte ich mit Schmerzen auf Euch. Ich kann's jetzt gar nicht mehr begreifen, wie man dem feinſten Römer ſo lange zumuthen konnte, die dummen Mauren gelobt zu haben. Setzt Euch, lieber Doktor."

[1] Den Kriegeslärm und das Blinken des Helmes ergötzt, und des mauriſchen Fußgängers grimmiger Blick auf den blutenden Feind.

Der Magiſter legte einige offene Bücher, die auf einem hölzernen Stuhl lagen, ſanft auf den Boden. Erſt jetzt berückſichtigte er die beiden Fremden, die er bisher nicht zu bemerken ſchien. Baruch ſtand ſtarr dreinblickend da während der langen Darlegung des Magiſters; er kniff nachdenkend die Lippen übereinander, denn es war ihm, als hätte ſich heute die ganze Welt verſchworen, ihn auf allen Schritten an die mauriſche Abſtammung ſeiner Mutter zu erinnern.

„Was will man von mir?“ fragte der Magiſter ärgerlich. Der Arzt beſchwichtigte ihn und ſagte, ſie hätten eine Bitte. „Setzt Euch hier,“ ſagte der Magiſter zu dem Vater, und rückte ihm ſeinen mit braunem Leder überzogenen Lehnſeſſel zurecht, „Ihr, junger Mann, ſetzt Euch zu mir auf's Bett.“

„Seid Ihr mit der Medicin zur Neige und wie geht's mit dem Huſten?“ fragte der Arzt.

„Optime. Dieſe Nacht mußte ich noch lange im Bette huſten, und als ich mein Oellämpchen ausgelöſcht hatte, ſchwebten mir die Buchſtaben noch immer vor den Augen; da auf einmal fällt mir's ein, daß man Marsi leſen muß, ich ſchreie vor Freude laut auf; in meiner Angſt, ich möchte den herrlichen Fund im Schlaf wieder verlieren, ſpringe ich aus dem Bette, wenn ich mich aber todt geſucht hätte, ich hätte mein Feuerzeug nicht gefunden; ſeht, dort ſteht's noch auf dem Boden, beim Mondſchein habe ich es mit Kreide dort hingeſchrieben, bin dann ruhig eingeſchlafen und als ich heut früh im Schweiß aufwache, iſt der Huſten wie weggeblaſen.“

„Ihr müßt Eure bisherige Lebensart aufgeben," ſagte der Arzt, „und beim herannahenden Frühling fleißig Eure Klauſe verlaſſen, ſonſt ſtehe ich Euch nicht dafür, daß, wenn der Bruſthuſten wieder kommt, das Freudenfieber über eine glückliche Conjectur ihn wegſchwitzen wird." Der Magiſter lächelte mit gutmüthigem Unglauben. Nun brachte der Arzt ſeinen Wunſch vor, und Nigritius willfahrte mit der Clauſel, daß Silva es verantworten müſſe, wenn er zu ungeſchickt dazu ſei.

„Wie alt iſt man?" fragte er Baruch.

„Fünfzehn Jahr."

„Und man kann noch nicht decliniren?"

„Nein."

„Hm, hm," brummte der Magiſter, „Ars longa vita brevis, ſagt Hippokrates; zu fünfzehn Jahren da hatte Hugo Grotius ſchon die gelehrte Ausgabe des Martianus Capella gemacht, Stevini Seefahrerkunſt in's Lateiniſche überſetzt, die Phänomene des Aratus ſo ergänzt, daß man nicht wußte, wer ſchöner Latein ſchrieb, Cicero oder er; ich ſelbſt, ut ad minora redeam, habe, da ich ſo alt war, ſchon ein Carmen gemacht, ſelbſt Virgil hätte mir keinen Germanismus, nicht eine falſche Cäſur nachweiſen können. Fünfzehn Jahr! Nun wir wollen ſehen; diligentia est mater studiorum, d. h. man muß fleißig ſein." Baruch verſprach's und der Magiſter fuhr fort: „Man kann täglich um dieſe Zeit zu mir kommen, mich aber nicht wecken, wenn ich ſchlafe. Man braucht keine Bücher mitzubringen, ich habe ſie alle."

Nachdem der Arzt nochmals ſeine Glückwünſche über

die Conjectur wiederholt, verließ er mit Baruch und deſſen Vater den Magiſter.

„Ihr wißt, ich laſſe meine Kinder Alles lernen, daran ſpare ich nie; aber ich mache mich nicht größer, als ich bin, ich bin kein reicher Mann und möchte doch auch wiſſen, was der Magiſter fordert; zu viel kann ich für den Baruch allein nicht ausgeben, ja, wenn ich meinen Proceß gewinne, kann ich ſchon etwas mehr darauf verwenden, aber jetzt, ich muß bedenken, ich habe noch zwei Kinder.“ So ſprach der Vater und der Arzt brach in ein lautes Gelächter aus. „Nun, was iſt da zu lachen?“ fragte jener ärgerlich.

„Nichts, als daß Ihr den Magiſter als Kaufmann anſeht; und wenn er morgen nichts zu eſſen hätte, er würde eher verhungern, als daß er nur einen Deut Unterrichtslohn anſprechen würde. Wie der Rabbine es als ein heiliges Werk anſieht, in Bibel und Thalmud zu unterrichten, ſo geht es ihm mit Griechiſch und Latein. So menſchenſcheu er auch iſt, hat er doch alle Menſchen ohne Unterſchied von Herzen gern, und ſo ſchüchtern er ausſieht, wenn Leute bei ihm ſind, ſo muthig ja übermüthig iſt er gegen ſie, wenn er die Feder in der Hand und ſeine allzeit ſchlagfertigen Bundesgenoſſen, ſeine Bücher, zur Seite hat. Durch ſein außerordentliches Gedächtniß kann er jeden Augenblick ein ganzes Heer von Beweisſtellen ausheben. Dieſer Nigritius iſt ein ganz merkwürdiger Menſch.“

„Es iſt doch ein trauriges Leben ſo ganz allein, keine Menſchenſeele um ſich und nichts als Bücher und Bücher; ich möchte nicht ſo leben,“ ſagte Baruch.

„Das glaube ich dir, Junge," versetzte der Arzt. „Da siehst du, das ist auch wieder ein verborgener, aber unberechenbarer Vorzug unserer Religion: es ist gar nicht möglich, daß solche Einsiedlersnaturen in ihr aufkommen. Wenn sich nicht Einer losgesagt hat von allen ihren heiligen Gebräuchen, was Gottlob bis jetzt ungeahndet noch nicht vorgekommen ist, und was auch nicht stattfinden darf, wie will's Einer machen, daß er so allein lebt? Dreimal täglich in einer Versammlung von wenigstens zehn Glaubensgenossen zu beten, an jedem Sabbath und Feiertage unfehlbar die Synagoge zu besuchen, das sind lauter Vorschriften, die ein einsiedlerisches Abschließen unmöglich machen. Auch solche eigentlich pedantische Naturen mit ihrer minutiösen Haarspalterei und kleinlichen sogenannten Ordnungsliebe, wie man sie hier zu Lande so häufig findet, trifft du unter den Juden nicht, das kommt vom südlichen raschen Blut." — Der theologisirende Arzt hätte diese eben erst gefundene Idee noch gern näher ausgeführt, aber die Neugier des Vaters unterbrach ihn mit der Frage: „Woher ist der Magister und wovon lebt er?"

„Er ist aus Heidelberg, einer deutschen Stadt am Rheine, er heißt eigentlich Schwarz, hat aber, wie alle jetzigen Gelehrten, seinen Namen latinisirt. Er spricht nicht gern von seinem früheren Leben, nur in einer traulichen Stunde habe ich einst von ihm erfahren, daß in dem jetzt bald dreißig Jahre dauernden Kriege seine Vaterstadt von den Kaiserlichen geplündert und eingeäschert wurde. Er war so glücklich, die ihm gehörigen Manuscripte aus der nach Rom gebrachten Universitäts-

bibliothek zu retten; er flüchtete damit, ſtand aber jetzt verlaſſen da. Nicht zweimal in ſeinem Leben war er über das Weichbild ſeiner Vaterſtadt hinausgekommen, in Attika und Latium kannte er jedes Haus und jeden Weg, aber hier wußte er nicht wo aus noch ein. Er ſchloß ſich einer Geſellſchaft Auswanderer an und kam hieher, wo er nun ſeit ſechs und zwanzig Jahren lebt. Die Heidelberger Bibliothek hat ihm ſeine Manuſcripte, die er mit ſehr reichen Gloſſen verſehen hatte, wieder abgekauft. Außerdem beſorgte er für ſeinen Landsmann Gerhard Voſſius und für andere die Correcturen; die beſten Emendationen in den alten Claſſikern ſind von ihm, und Niemand weiß es, daran liegt ihm aber nichts. — Es grenzt an's Unglaubliche, wie wenig der Mann braucht, er mag ſtudiren ſo viel er will, er bleibt einen Tag wie den andern, immer heiter und vergnügt, aber von der Welt weiß er nichts; er iſt doch jetzt ſchon tief in den Sechzigen, aber er iſt noch ſo unerfahren wie ein Kind von zehn Jahren; er weiß Euch genau anzugeben, wie viel Seſtertien Craſſus im Vermögen gehabt hat, wenn er aber zwanzig Stüber hat und ſie zählen ſoll, weiß er ſich nicht zu helfen und nicht zu rathen. Es iſt gut, daß er ſo brave Hausleute hat; der Klaas Ufmſand und ſeine Frau die gute Gertrui, die ſorgen in Allem für ihn. Laß dir das Alles auch geſagt ſein, Baruch, damit du dich nie über ihn luſtig machſt, wenn er etwas linkiſch iſt; Spott kann er nicht ertragen. Wenn er auch manchmal leeres Stroh driſcht, iſt er doch ſo grundgelehrt und du kannſt ſo viel bei ihm lernen, daß du ihm ſtets mit Ehrerbietung begegnen mußt."

„Ja, ja," sagte der Vater, „wenn du bei dem nicht Latein lernst, ist's aus damit."

Von nun an ging Baruch täglich zu dem Magister. Zwar fühlte er bald, daß dies nicht der Mann dazu sei, um ihn in die gepriesenen Tempel klassischer Weisheit einzuführen, aber eingedenk der Drohung seines Vaters ließ er nichts davon kund werden, wie er sich in seinen Erwartungen getäuscht hatte. An der dürren Schaale der Grammatik des Donat mußte er nagen, während ihn so sehr nach dem nährsamen Kerne gelüstete. Nicht einmal jene Geistesgymnastik des Thalmudstudiums ward ihm bei diesen inhaltslosen Formen, die blos dem Gedächtnisse eingeprägt werden sollten. Ein Schüler wie Baruch hätte einer ganz eigenthümlichen Behandlung bedurft. Ein Geist, der sich schon an den höchsten Fragen des Denkens versucht hatte, war über die Stufe der bloßen Empfänglichkeit längst hinaus, und nur was er in sich verarbeiten konnte, faßte er wahrhaft. Der Lehrer suchte Baruchs Ungeduld stets mit der Versicherung zu beschwichtigen, daß „nur dann, wenn man alle Formen im Kopfe habe, man inoffenso pede im Gebiete des Classicismus umherwandeln könne." Baruch lernte allmälig die fremde Weise, die sich in seinem Lehrer kund gab, achten und ihr nacheifern. Gerade dieser stetige, oft mit peinlicher Aengstlichkeit bemessene Fortgang, der sich keine Beschleunigung, noch viel weniger ein Abspringen erlaubt, gerade diese spröde Disciplin muthete ihn schließlich an gegenüber dem funkensprühenden Absplittern in der Thalmudschule. Er zwang sich zu regelrechtem Schritthalten und der Lehrer

empfand diese Hingebung und gewann seinen Schüler stets lieber, denn er freute sich täglich mehr, ein theilnehmendes Wesen um sich zu sehen. Er versprach seinem Schüler, er wolle ihm, wenn er einst sterbe, seinen Cicero „über das höchste Gut und das höchste Uebel," den er mit reichen Randbemerkungen versehen habe, als Erbstück hinterlassen. — Eines Tages, als Baruch zu seinem Lehrer kam, empfing ihn dieser mit ungewöhnlicher Freude und erzählte, daß er heute eine der schwierigsten Stellen in Cicero's Orator gerettet habe; die Scholiasten und die späteren Philologen hätten die leichtere Lesart immer vorgezogen, das sei natürlich bequemer, aber es sei heilige Pflicht jedes ächten Philologen, gerade die schwierige Lesart, weil sie schwieriger sei und nicht so leichthin von Jedermann begriffen werde, als die richtige und ursprüngliche anzusehen.

„Das ist sonderbar," sagte Baruch, „das kommt mir gerade vor, als ob ich, wenn ich über ein Gerstenfeld gehe und einige Garben dort liegen sehe, sagen müßte: ei, das sind gewiß Hafergarben, die man von einem andern Felde hergetragen hat, denn Gerstengarben zu vermuthen das ist ja keine Kunst."

Magister Nigritius stutzte; dieses Uebertragen thalmudistischer Sophistik auf ein entferntes, wenn gleich nicht unverwandtes Gebiet befremdete ihn; es gelang ihm jedoch, Baruch darzuthun, daß die Abschreiber eine schwierige, nicht leicht verständliche Lesart wohl gern in eine leichtere verwandelten, es sei daher Pflicht, wenn in der schwierigeren Lesart ein Sinn zu finden sei, diese vorzuziehen. Baruch war befriedigt von dieser

Deutung, der Scharfsinn, der hiebei in Anwendung kam, muthete ihn an; dennoch fühlte er seinen Drang nach einer neuen Welt voll heitern Glanzes, die sich ihm erschließen sollte, unbefriedigt.

Die gesteigerte Brustkrankheit des Magisters, und die zwischen ihm und Baruch herrschende geheime Unlust machte den Unterricht fortan zu einem unregelmäßigen und wenig fruchtbringenden.

Um dieselbe Zeit begann Rabbi Saul mit seinen Schülern den Traktat Erubin, und um die Lösung der dort gegebenen geometrischen Probleme zu erleichtern, trug er einen vollständigen Cursus der Mathematik nach der ebräischen Uebersetzung des Euklid vor. Der unruhige Geist Baruchs fand hierin genugsame Beschäftigung; auch gab er sich wieder mit ungetheiltem Eifer dem Studium des Thalmuds hin, er hoffte in ihm seine alte Ruhe wieder zu finden. Die unmittelbare Lust an diesem Studium war von ihm gewichen und doch trachtete er jetzt mit wahrem Heißhunger nach vollerer Sättigung seiner Wißbegierde. Er sprach sich gegen Niemand aus und theilte Niemand etwas davon mit. Denn das liegt ja im Wesen des jugendlich wachsenden Menschen wie jedes Wachsthums in der Natur überhaupt, daß vermöge seiner Anziehungskraft das Aneignen das Entäußern weit überragt und so die Lebenselemente steigert und zu festen Formgebilden zeitigt. In schlummerähnlicher Stille erwuchs der Geist des Jünglings, der eigenen Erkenntniß und fremdem Einblick zur Ueberraschung.

7. Der Friedenstraktat.

Der rechtschaffene Mynheer Dodimus de Vries trug das Datum vom 24. Oktober 1648 mit gewissenhafter Frakturschrift in sein Hauptbuch ein und schrieb darunter, wie viel Wolle, Safran und Ingwer heute angekommen, und wie viel Käse, Zucker und Thee er heute abgesendet. Der Thee Nachmittags war köstlich und Mynheer de Vries sagte seiner Frau Eheliebsten, daß er von dieser Sorte noch $7\frac{1}{2}$ Centner auf dem Lager habe, die jeden Tag mehr werth werden, denn der berühmte Dr. Beverocius habe eine Schrift geschrieben, worin er deutlich zeige, daß der Thee ein Heilmittel gegen alle Krankheiten sei und die ostindische Compagnie lasse diese Schrift auf ihre Kosten drucken und verbreiten. Hierauf schlief er sanft ein und lächelte im Traume wie ein Kind, und doch ahnte er nichts von der zarten Ueberraschung, die ihm Mevrouw de Vries bereitete: aus Tulpenzwiebeln von der herrlichsten Sorte und der verschiedensten Größe und Gattung, die sie aus ihrem Garten eingeheimst hatte, baute sie eine Pyramide auf dem Schreibpulte, dem Schlafenden gerade gegenüber, und als der Glückliche erwachte, traf sein erster Blick das sinnreiche Gebäude. Er drückte seine dicke Ehehälfte an sein hocherfreutes Herz und ging heiter und wohlgemuth in das Contor.

Es war ein glücklicher Tag, ein Tag wie alle anderen, nur mit der Extrafreude der Tulpenzwiebel-Pyramide. Was konnte die Welt noch Ungewöhnliches bringen?

Drei prächtig gekleidete Herolde jagten in raschem Trab und mit schmetternden Trompeten durch die Straßen Amsterdams unaufhaltsam dem Rathhause zu. Der Hammer ruhte plötzlich in der Schmiede, das Weberschiffchen hing am Webstuhl, der Handelsbeflissene spritzte seine Feder aus, der Wechsler rückte sich die Brille auf der Nase zurecht, verschloß seine schwarze Kiste schnell und zog noch zweimal am Hängschlosse, um gewiß zu sein, daß es auch recht schließe; unser Mynheer de Vries legte bedächtiglich das Löschpapier auf das so eben beschriebene Blatt, schlug das Hauptbuch zu und verschloß es in das Pult; dann brachte ihm Mevrouw Perücke und Stock.

„Mein Täubchen, hast du mir's nicht angesehen? Mir hat's den ganzen Tag geahnt, daß etwas Wichtiges in der Welt vorgehen muß," so sprach Mynheer de Vries und er nahm seinen Sohn Simon an die Hand und ging nach dem Rathhause, um zu erfahren was ihm geahnt hatte.

Nicht so ruhig ging es in den Häusern der Rathsmänner her, da mußte Alles Hände und Füße in Bewegung setzen, um den Rathsherrnornat herbeizuholen und die stattliche Person des Hausherrn damit zu bekleiden; nichts wollte in der Eile recht passen und der gestrenge Rathsherr schalt über die Unordnung der Hausfrau und suchte noch auf dem Wege Alles so gut als möglich seiner Würde gemäß zurecht zu legen. Er

bedurfte seines ganzen Ansehens, um durch die Menge die sich dort versammelt hatte, den Weg nach dem Eingange des Rathhauses zu finden. Handwerker, die Schürze noch umgebunden und die nervigen nackten Arme übereinandergeschlagen, Contoristen, die Feder hinterm Ohr und Dinte an den Fingern, Lastträger, die ihre Last neben sich gelegt und sich darauf gesetzt hatten, Soldaten, Müssiggänger, Weiber und Kinder, Alles stand bunt durcheinander und theilte seine Muthmaßungen über die Ankömmlinge mit. Ein vornehmer Pflastertreter lobte den leichten Trab der Pferde und die feine Arbeit an den Wämmsern der Herolde: die säßen wie angegossen und seien gewiß in Madrid oder Paris gemacht, hier zu Lande sei die Kultur noch weit zurück, kein Amsterdamer Schneider verstünde einem Wamms solch einen genialen Schnitt zu geben. Ein Höckerweib bewunderte mit ihrer Nachbarin an den Herolden die reiche Goldstickerei und die Breite und Farbenpracht der Bänder, und ein Kaufmannslehrling bemerkte seinem Kameraden, das seien solche Utrechter Bänder, wovon sie viel auf dem Lager hätten und die sie mit fünf und zwanzig Procent Nutzen zu vier und ein halb Stüber die Elle verkaufen. An der rechten Ecke des Rathhauses hatte sich eine lange hagere Gestalt aufgepflanzt, die Beine nachlässig übereinander geschlagen, ein Liedchen vor sich hinpfeifend.

„Gut daß du da bist, Flyns," riefen mehrere Lastträger, „du kannst uns gewiß Auskunft darüber geben, was die goldenen Vögel, die da hereingeflogen sind, im Schnabel stecken haben; du hast doch heut schon mehr

als zehn Rathsherrnköpfen das Kinn geputzt, du mußt wissen was in den vereinigten Staaten vorgeht. Haben wir wieder eine Silberflotte gerapst, oder giebt's sonst was? Ei der Teufel, du machst ja ein Gesicht wie ein Mynheer draußen am Hafen, wenn er hört, daß ihm ein Schiff versoffen ist." So riefen Alle durcheinander, und der Bartkünstler wollte sich aufmachen, um mit stolzer Miene ihrer Zudringlichkeit zu entgehen.

„Holla, halt, so geht's nicht," riefen Alle; „gelt, draußen in der Feuerkugel beim vollen Glas Genever, da weißt du immer Alles so gut und noch besser als der Großpensionarius selber, da kannst du uns gut Alles vorschwatzen; jetzt, Bruder, jetzt zeig's wenn du was weißt, und wer dann noch einmal sagt: du lügst, dem wollen wir sein Fell gerben, daß ihm Hören und Sehen vergehen soll." Ihre geballten Fäuste zeigten, daß sie wirklich gesonnen waren, ihren Worten Kraft zu geben. Flyns aber antwortete noch immer nicht und suchte aus der ihm öffentlich nicht genehmen Umgebung herauszukommen.

„Laßt ihn gehen," sagte Einer, „der Bartkratzer hat uns Alle immer über den Löffel barbiert; warum wär' er denn da, wenn er etwas mehr wüßt' als wir? Er muß eben auch warten, bis uns von da droben herunter was zugeworfen wird."

„Ha, ha!" lachten Alle, „gelt, du weißt auch nichts, du mußt auch warten!"

„Ich warte nur," sagte Flyns, „um mich daran zu gaudiren, wie ihr mit Wind in den Ohren abziehen könnt; ihr Häringsseelen meint, man wird euch brüh-

warm die Neuigkeiten um eure Schandmäuler ſtreichen? Ja, proſit die Mahlzeit, das ſind keine Sachen für euch Strohlümmel; geht, wenn ich nicht meinen eigenen Werth kennte, müßt' ich mich ſelbſt verachten, daß ich mich mit euch ſo gemein gemacht hab'; das kommt dabei 'raus, wenn man zu gut iſt und das Anſehen ſeines Standes nicht immer vor Augen hat; ihr habt mich geſehen."

„Nein, nein, ſo war's nicht gemeint, du darfſt nicht bös von uns gehen," riefen Alle, „und wenn der kleine Rattenfänger da noch ein Wort gegen dich ſagt, ſo wollen wir ihm ſeine Schnauze verklopfen, daß ſie aufſchwillt wie ein Wollſack, dem man den Reif abnimmt. Sei jetzt nicht bös und erzähl' uns, du weißt's gewiß."

Der Gefeierte nahm wieder ſeine frühere vornehm nachläſſige Stellung ein, und begann: „Wißt ihr noch, was ich geſagt hab', als wir geſtern Abend beim Nachhauſegehen weit gegen Oſten feurige Kriegsſchaaren am Himmel fechten ſahen? Nun werdet ihr bald ſehen, was darauf erfolgt. Mir iſt die Sache nicht aus dem Sinn gekommen. Wie ich heut früh zu dem reichen van Kampen, der bei der Oude Kerke wohnt, komme, um ihn zu bedienen, macht der ein Geſicht wie die Katz wenn's donnert; der iſt immer zäh und iſt nichts von ihm herauszukriegen, ich leg' aber mein' Sach' fein an und erfahre von ihm, ohne daß er's weiß, daß der Krieg jetzt erſt recht angeht. Mit dem Spanier, mit dem ſind wir längſt fertig, der kann nicht mehr mucken; aber Brüder! Ihr werdet die Augen aufreißen vor

Staunen, man wird mit Menschenköpfen ein ganzes Land pflastern können. Der Türk', hab' ich's nicht schon lang gesagt, der ruht nicht, der möcht' Oestreich gern eine Schlappe beibringen? Aber seht einmal an, dort hat sich der pausbackige Seilerobermeister Reuwerz auf ein Faß gestellt und plappert den Maulaffen, die umher stehen, wieder was vor; es ist nicht mehr zum Aushalten mit dem Pack; seitdem der Seilergeselle Michel Ruyter ein tapferer Seeheld geworden, glaubt Jeder, der aus Werg ein Tauseil zusammentroddeln kann, in ihm steck' auch so etwas von einem Admiral; jeder Lehrbursch, der am Haspel dreht, meint, die hundert Kriegsschiffe und die hundert Kauffahrteischiffe, die wir täglich können in See gehen lassen, verdanken wir ihm allein, und so ein Kerlchen, das noch nicht trocken hinter den Ohren ist, gackst auch schon von Freiheit und Recht. Aber es müßt' kein Gott im Himmel sein, wenn es nicht wieder einmal auch anders ginge, dann gelten Leute von Stand und Bildung wieder was; mein Vater war erster Kammerdiener" —

„Ei, wärmst du wieder die alte Geschichte auf? Die haben wir schon hundertmal gehört und haben dir immer gesagt, wir wollen nichts wissen von einer Herrschaft der Oranien; Statthalter mögen sie sein, da haben wir nichts dagegen, aber bei ihrer Herrschaft könnten wir verhungern, und jetzt haben wir vollauf zu essen, wenn wir nur die Hände nicht in den Schooß legen." So sprach Maessen Blutzaufer, der das Wort für seine Kameraden führte, und ehe sich's der Bartkünstler versah, war er von seiner Zuhörerschaft verlassen.

„Hoch leben die vereinigten Staaten!“ rief Einer aus der Menge, und wie von einem elektrischen Schlage berührt, riefen alle Versammelten unaufhörlich: „Hoch leben die vereinigten Staaten!“ daß von dem mächtigen Rufe die Scheiben an den Häusern klirrten. Als wieder Stille eingetreten war, drängte sich Alles um den sprechenden Seilerobermeister.

„Brüder!“ rief er, „Gehorsam ist die erste Pflicht des braven Bürgers, Gehorsam gegen das Gesetz und Achtung und Vertrauen gegen die Obrigkeit, die wir nicht mehr von fremden Tyrannen erhalten, sondern die wir aus unserer Mitte wählen. Ich habe Viele von Euch darüber murren hören, daß man freie Bürger der Republik hier unten warten läßt, während sie droben bei verschlossenen Thüren die Staatsgeheimnisse, die uns Alle, Einen so gut wie den Andern angehen, für sich behalten. Ihr Alle wißt, Brüder, ich liebe die Freiheit so gut als Einer, ich würde meinem eigenen Sohn ohne Bedenken meinen besten Strick um den Hals hängen, wenn ich erführe, daß er ein Verräther an der Freiheit geworden ist oder werden will; ich hasse das Herrengeschmeiß, das besser sein möchte als wir, wie ich den Gottseibeiuns hasse. Drum dürft ihr mir's glauben, daß ich's ehrlich meine, wenn ich euch ermahne ruhig zu sein. Es kann Fälle geben, wo die Väter der Republik es für besser erachten, die Nachrichten nicht gleich in alle Winde auszupofaunen. Gesteht selbst, können nicht auch Verräther unter uns sein?“

„Nieder mit den Verräthern! hoch lebe die Freiheit!“ brauste der begeisterte Ruf der ganzen Menge auf.

„Drum Brüder," fuhr der Redner fort, „mag kommen was da will, Krieg oder Friede, zu Waſſer oder zu Land, wir haben das Heft in Händen und wollen's uns nicht entwinden laſſen, wir haben uns die Freiheit erkämpft, wir können ſie auch ſchirmen." —

Der Ruf: „Hoch lebe Hooft! hoch leben die Generalſtaaten!" unterbrach den Redner, denn oben auf dem Balkone des Rathhauſes erſchien der alte Droſt Hooft und mit ihm die Rathsherren, ſo viele der Balkon faſſen konnte. Andächtige Stille herrſchte als der Droſt gedankt hatte und darauf begann:

„Brüder! Ein kleiner Zufall hat es verhindert, euch alsbald die Nachricht mitzutheilen, die eines Jeden Herz mit Freude und Dank gegen Gott erfüllen muß. Geſtern endlich iſt den dreißigjährigen Kriegesſchrecken und den ſiebenjährigen Friedensunterhandlungen ein Ziel geſetzt worden. Ehrenvolle und gedeihliche Punkte für die vereinigten Staaten ſind in den Traktat, den alle Mächte Europa's beſchworen haben, aufgenommen worden. Vor allem hat Spanien mit der Bekräftigung von ganz Europa die vollkommene Unabhängigkeit unſerer Republik anerkannt. Es iſt das ein Ehrenpunkt und weiter nichts, denn wir haben nicht gewartet bis man uns die Freiheit geſchenkt hat, wir haben ſie uns errungen mit Hülfe Gottes und unſerer guten Sache. Unſere rechtmäßigen Eroberungen in Brabant, Flandern und dem Limburgiſchen, das Recht, die Schelde nach unſerm Gutdünken zu ſchließen, und noch andere Vortheile ſind uns verblieben. Freuet euch und danket Gott, denn er iſt's, der die Menſchen beſtimmte, endlich

das Schwert in der Scheide ruhen zu laſſen, daß Friede ſei zwiſchen Chriſt und Chriſt; betet zu ihm, daß er den Frieden erhalte. Liebet Gott, ſchirmet die Freiheit."

„Hoch lebe die Freiheit!" ertönte unaufhörlich der Ruf der ſich zerſtreuenden Menge durch alle Straßen, bis er endlich durch das Geläute der Glocken, welche die Friedensbotſchaft in alle Lüfte verkünden ſollten, abgelöst und übertönt wurde.

Es war ein herrlicher, herzerhebender Anblick, das Leben eines Volkes zu betrachten, wie es nur aus dem Bewußtſein einer glücklich errungenen und froh empfundenen Freiheit emporſproſſen konnte. Zwar vermochte manches Gemüth noch lange nicht ſich an den Gedanken zu gewöhnen, daß endlich Friede ſei, wie der lange von einer Laſt Gedrückte noch immer ihre Schwere auf ſich ruhen glaubt, auch wenn er längſt davon befreit iſt.

Die Frommgläubigen waren die erſten, die ſich dem neuen Stand der Dinge mit Zuverſicht hingaben, denn ſie hatten's ja deutlich gefunden in den Weiſſagungen Daniels und in der Offenbarung Johannis, daß dieſes Jahr, deſſen Zahlen getheilt und zuſammengerechnet die heiligen zwölf und Sieben ergeben, ſein werde ein Jahr des Friedens und der Gottſeligkeit, und ſie gingen heim und riefen ihre Kinder und ihr Hausgeſinde und ſprachen: „Betet und thuet Buße, denn das tauſendjährige Reich, das Reich des Herrn iſt gekommen, und in Erfüllung gehen alle die Verheißungen, und einziehen wird der Herr in ſeiner Pracht." Die aber

nicht so gläubigen Sinnes waren, vertrauten auf die sieben Siegel und die Unterschriften der europäischen Mächte und waren damit zufrieden.

Als Mynheer de Vries nach Hause ging, sagte er zu seinem Sohne Simon: „Hast du recht Acht gegeben? So etwas wirst du, will's Gott, in deinem Leben nicht mehr erfahren," und ein Fernstehender hätte weder aus Miene noch aus Gang errathen, daß Mynheer de Vries seinem Sohne bei dieser Gelegenheit das höchste Gut der Bürgerfreiheit erklärte. Er that das mit so bedachtsamer Ruhe und so ohne irgend eine äußere Erregung, daß sich darin jene unverwüstliche Ausdauer der Niederländer bekundete, die selbst wo die Leidenschaft waltet, doch auch den Nationalbegriff, das makkelyk (gemächlich), gern festhielt. Zu Hause sank Mynheer Dodimus freudetrunken an die Brust seiner Eheliebsten. „Siehst du, Täubchen," sagte er, auf die Tulpenzwiebeln deutend, „die können in friedlichem Boden wachsen, und mein Thee ist um ein Drittel im Preis gestiegen, denn die Soldaten, die jetzt heimkehren, haben lange keinen Thee getrunken und werden sich nun gütlich daran thun." Still und ruhig setzte er sich an den Tisch und suchte die außerordentliche Gemüthsbewegung, die ihn heute überrascht hatte, dadurch auszugleichen, daß er am Abend ein halbes Glas über sein regelmäßiges Quantum trank, bei Tische kein Wort sprach, und noch ehe der Thee kam, sanft einschlief.

Es ist gut, daß das Haus des de Vries weit weg von der Schenke „zur Feuerkugel" ist. Das Schreien und Jubeln, das von dorther ertönte, hätte den Guten

gewiß aus ſeinem Schlummer geweckt. Dort ſaß der ganze Troß von Laſtträgern und that ſich gütlich beim Genever. Das liebliche „Het daghet uyt den Osten“ hatten ſie bis zum Ende geſungen, und Maeſſen Blutzaufer hatte ſo eben das „Wilhelmus van Nassawe“ angeſtimmt, als er durch ein furchtbares Gebrülle unterbrochen wurde. „Holla! da kömmt Judas der Erzſchelm, der falſche Prophet, ſteiniget ihn, kreuziget ihn, erſäuft ihn!“ ſo riefen Alle durcheinander, denn eben trat Flyns ein. „Jetzt gieb Antwort, warum haſt du uns heute Morgen ſo angelogen?“ rief Einer. Flyns ſtand ruhig da und lächelte vornehm. Sein Vater war nicht umſonſt erſter Kammerdiener des Prinzen Moriz von Naſſau geweſen, er hatte diplomatiſches Geſchick genug auf ihn vererbt. Er ließ die Zechbrüder austoben. „Seid ihr fertig?“ fragte er dann ruhig, „Ihr verſteht doch gar keinen Spaß, ich wollt' euch nur auch einmal blau anlaufen laſſen.“

„Aber das iſt niederträchtig und hundsföttiſch von dir,“ rief der Kleine. „Kuſch dich, du Rattenfänger,“ erwiederte Flyns; „bellſt du noch ein einzigesmal, ſo zerreib' ich dir deine krummen Knochen zu Mehl und verkaufe ſie als Rattengift.“

„Still, ſtill, keine Händel, es muß überall Friede ſein, reicht euch die Hände,“ ſo riefen Alle und Flyns ſetzte ſich zu ſeinen Freunden.

„So, jetzt da bleiben wir ſitzen,“ ſagte Maeſſen Blutzaufer; „zehn Pferd' ſollen mich nicht vom Platz bringen. Und wenn der Kaiſer von Japan käme, angethan wie der drinnen im Oſtindienhaus, und thät'

ſagen: da trag' mir das Goldkiſtchen zwei Häuſer weit, du kriegſt tauſend Stüber von mir; ich thät' ſagen: Kaiſer! thu mir Beſcheid, aber heut kann ich dir nicht dienen, ſetz' dich her zu uns, wir ſind auch Kaiſer, grad ſo gut als du. Und wenn der Großpenſionarius ſelber ſchickt, ſo darfſt du heut nicht mehr vom Fleck, Flyns, es ſoll keinem Bart heut mehr was zu leid geſchehen, auch die Bärte ſollen Friede haben."

„Ihr freut euch jetzt Alle mit dem Frieden," ſagte Flyns, „und wißt nicht einmal was das Kind für einen Namen hat."

„Nun wie heißt es denn?"

„Der ewige Friede."

„Vivat! Es lebe der ewige Friede!" ſo riefen Alle und leerten dann ihre Gläſer bis auf den Grund. Flyns prophezeite jetzt die Wiederkehr des luſtigen Lebens von Jakob von Artevelde aus Gent, und erzählte, wie der es in vergangenen Zeiten durch weiſe Anordnungen und Handelsverbindungen dahin gebracht hatte, daß man nur zwei Tage in der Woche zu arbeiten brauchte und die übrigen müßig in der Schenke ſitzen konnte. Das war ein ſchmackhafter Köder, und Jeder hatte ſeine eigenen Phantaſien, wie er ſich ihn herrichtete. Nur Maeſſen Blutzaufer wollte nichts davon wiſſen und behauptete: es ſei weniger gottlos gar keinen Sonntag zu haben als fünf in der Woche.

Die luſtige Geſellſchaft zechte bis ſpät in die Nacht und taumelte dann unter Geſang und Jauchzen nach Haus.

Ueberall war Freude und Jubel, in Kirchen und

Tavernen wie im traulichen Kreise der Familien, denn Friede war über der ganzen Christenheit, Friede in den Religionen, Friede im Himmel und auf Erden.

Nur auf dem Burgwall trauerte eine Seele um den entschwundenen Frieden, der ihr durch keinen Traktat irdischer Mächte mehr zugesichert werden konnte, denn der himmlische Bund, das Gesetz Mosis, lag vor ihr zerrissen. Dort im Bibliothekzimmer der Schule „Gesetzeskrone" saß Baruch Spinoza einsam, und vor ihm aufgeschlagen war Ebn Esra's Commentar über die fünf Bücher Moses, dessen Studium ihm sein Lehrer der Dunkelheit und Schwierigkeit wegen mißrathen hatte. Zwei Stellen waren es, deren Enträthselung ihn lange beschäftigte. Bei der Geschichte vom „Haderwasser," (4. B. M. 20.) das aus einem Felsen hervorbeschworen wurde, war angemerkt: „Die mir richtig scheinende Erklärung will ich hier nur andeuten. Wisse, daß wenn der Theil das All kennt, er dasselbe umfaßt und in ihm Wunder thun kann." Die Schriftstelle 4. B. M. 18.: „Ich kann nicht übergehen das Wort des Herrn" hatte er erklärt: „Das Geschöpf kann das Werk des Schöpfers oder sein Gesetz nicht ändern; das Mysterium ist: ein Theil kann den andern Theil nicht ändern, sondern nur das Gesetz des Alls kann das des Theils ändern. Ich kann dieses Mysterium nicht weiter enthüllen, denn es ist tief; allerdings hat die Esein gesprochen. Wenn du das Geheimniß von den Engeln Abrahams und Jakobs begriffen hast, wirst du auch hier die Wahrheit einsehen." Die Stelle, wo es heißt: „wenn du verstehest das Geheimniß der zwölf ꝛc."

verstand Baruch leichter. Ein verwandter Geist zog ihn hier an, er erkannte dessen Behutsamkeit und geflissentliche Verschleierung und kühn und frei stellte sich ihm das Ergebniß, daß die selbständige Vernunft und der überlieferte Glaube nur durch beiderseitigen Zwang versöhnt werden können. Es war ihm klar dargethan, daß die heilige Schrift nicht nach ihrem ganzen Inhalte von gottbeseelten Männern geschrieben war, die Glorie war verschwunden, das Ganze war Menschenwerk — wie konnten sonst spätere profane Hände in die heiligen Schriftzüge Gottes hineinklexsen? Wer hat die Bibel verfaßt, wer sie überarbeitet? Darf man eine Antwort auf diese Frage heischen und wer kann sie geben? Wer? — Baruch las die Commentarstelle zu 1. B. M. 12, 6, die der kluge Spanier mit den Worten schließt: „Und wer hier das Mysterium eingesehen hat, der schweige.“ „Ja, ich will schweigen,“ sagte Baruch zu sich. Zu tiefem Nachdenken erregte ihn eine andere Darlegung Ebn Esra's, daß es nur Eine Substanz gebe und diese sei Gott, und Gott sei die erste Kategorie von den zehn Kategorien des Aristoteles, wie die Zahl Eins die Wurzel aller Zahlen, und wunderbar war die Erklärung zu dem schwerverständlichen Verse Hiob 23, 13. „Er (Gott) ist im Einen, wer kann ihm entgegnen?“ Das Wörtchen „im,“ erklärt Ebn Esra, scheint hier überflüssig, ist es aber in der That nicht; ich kann das nicht erklären, denn hierin liegt ein großes Geheimniß.“

Was sollen diese räthselhaften Hinweise? Warum aber an einem Worte, an einer Partikel deuten und

ſuchen, wenn dieſe nicht mehr iſt, als oft mangelhafte und unklare Ausdrucksweiſe eines Menſchen?

Baruch ſchlug ſchnell das Buch zu und blätterte in einem andern, denn er hörte Tritte ſich dem Bibliothekzimmer nahen.

Chisdai Aſtruk und Ephraim Cardoſo traten ein. Chisdai reichte Baruch freundlich die ſtets feuchte, krebsrothe Hand und ſchielte dabei in das Buch, um zu ſehen, was er treibe. Chisdai hatte eine ziemlich lange Figur mit etwas gebückter Haltung; ſeine langen ſchwarzen Augbrauen, deren Enden weit in die Stirne hineinliefen, zog er ſtets zuſammen, ſo daß ſich die Haare borſtenartig emporſträubten; die nicht unſchöne gewölbte Stirne war faſt ganz von den unordentlich herabhängenden kohlſchwarzen Haaren bedeckt, der Ausdruck der braunen Augen war wegen der zwei großen runden Brillengläſer nicht erkennbar. Dieſe Brille hatte ihre beſondere Bedeutung, denn die jüdiſchen, wie die chriſtlichen Orthodoxen verpönten das Tragen derſelben als unſtatthafte Neuerungsſucht. Welchen Grund die chriſtlichen hiebei hatten, können wir nicht angeben; die jüdiſchen hatten wahrſcheinlich keinen andern als: weil Joſua und Caleb keine Brillen getragen und doch Alles genau geſehen hatten. Während ſich nun Chisdai bei den Orthodoxen ſtets mit ſeiner Kurzſichtigkeit entſchuldigte, war es ihm dennoch lieb, durch die Annahme dieſer Neuerung von den Aufgeklärteren, deren Zahl in der Amſterdamer Gemeinde nicht gering war, als junger Mann von zeitgemäßer Bildung angeſehen zu werden. In der Hitze des Geſprächs war er ſtets bemüht, dieſes

bedeutsame Instrument in seiner rechten Stelle zu erhalten, denn seine Nase schien in der That nicht für dieses occidentalische Kunsterzeugniß geschaffen; es rückte immer bis zu dem Höcker herab, von wo sich die Nase bis zur Spitze schnabelförmig abbog. Der ziemlich breite Mund lächelte stets nur halb, denn Chisdai war immer eingedenk, daß die Thalmudisten verordnen: kein frommer Jude dürfe aus voller Seele lachen, so lange die heilige Stadt Jerusalem verwüstet liegt, damit erfüllt werde, was geschrieben steht (Ps. 126, 1. 2.): „— Wenn der Herr die Gefangenen Zions zurückführt, dann erfüllt Lachen unsern Mund." Einen sonderbaren Contrast in dem durch beständige Grimassen verzerrten Gesichte Chisdai's bildete das schöngeformte runde Kinn, dessen lange Haare sich zu färben begannen, denn Chisdai war vier Jahre älter als Baruch. Er ließ sich den Bart nie scheeren. Außer an den gewöhnlichen Fasttagen fastete er noch jeden Montag und Donnerstag, und tauchte sich jeden Freitag Mittag neunmal in frischem Quellwasser unter, was jedoch die Unsauberkeit seiner Erscheinung nicht beeinträchtigte. Wo er ging oder stand, summte er unaufhörlich einen Abschnitt aus der Mischnah oder eine Synagogenmelodie vor sich hin, und wenn er saß, bewegte er seine übereinandergeschlagenen Beine wie in gichtischem Zucken. — Als Chisdai sich gesetzt hatte, sagte er zu Baruch:

„Gerade recht, daß wir dich treffen, du sollst Schiedsrichter sein zwischen mir und Ephraim, aber versprich, daß du nicht wie sonst halbe Antworten geben und verschlossen sein willst; ich weiß auch gar nicht, was du dabei hast. Sind wir nicht Brüder?"

„Was verschließe ich denn?“ fragte Baruch.

„Ich will das jetzt nicht ausmachen, sparen wir's auf ein andermal. Damit du ganz unparteiisch bist, will ich dir nicht sagen, wer von uns dieser oder jener Ansicht ist. Also frei heraus: glaubst du an das Dasein von Engeln?“

„Das ist wieder eine sonderbare Frage,“ antwortete Baruch.

„Nun meinetwegen anders,“ fuhr jener fort, „müssen wir an das Dasein von Engeln glauben?“

„Das ist dieselbe Frage; aber sind wir nicht Juden? Müssen wir nicht Alles glauben, was hier steht in der Bibel und in der schönen Reihe von Büchern dort hinter den Drahtgittern?“

„Was steht denn aber in der Bibel von den Engeln?“

„Das weißt du so gut als ich,“ antwortete Baruch.

„Was ist denn aber nach der Bibel das Wesen der Engel? Sind sie körperlich oder unkörperlich?“

„Da hast du eine Musterkarte von Ansichten,“ antwortete Baruch, „und kannst nach Belieben auswählen: Abraham, Hagar und Loth, Isaak, Abimelech und Jakob sind Engel erschienen; der erste hat ihnen ein frischgeschlachtetes Kalb und frischen Kuchen vorgesetzt, mit Jakob hat einer die ganze Nacht hindurch einen Zweikampf gehabt und ihm zuletzt den rechten Schenkel verrenkt, und deshalb dürfen wir ja noch heut zu Tage das Hintertheil von einem geschlachteten Thiere nicht essen. Hast du da nicht Engel genug? Verlangst du noch körperlichere, geh weiter: Bileam ist ein Engel erschienen und die Eselin hat ihn zuerst gesehen, Josua

erſchien ein Engel mit gezücktem Schwerte, Simſons Mutter iſt zweimal ein Engel erſchienen, worauf ſie das gottloſe Rieſenkind gebar. Samuel, David, überall erſchienen Engel. Willſt du einen ganzen Hofſtaat von Engeln? Gleich im erſten Kapitel des Heſekiel iſt große Parade. Ich hörte einmal den verſtorbenen Akoſta ſagen, die Hofengel ſeien weit glücklicher geweſen als alle jetzigen Hofcavaliere, denn ſie hätten in der That vier Flügel und vier Hände, und was noch das beſte iſt, auch vier Geſichter gehabt: ein Menſchen-, ein Löwen-, ein Ochſen- und ein Adlergeſicht, und wo ſie hingingen, gingen ſie grad aus, wenn ſie einem beliebigen Geſichte folgten. Willſt du unkörperliche Engel? Es ſteht ja auch geſchrieben (Pſ. 104, 4.): Er macht die Winde zu ſeinen Engeln."

„Glaubſt du auch nicht an böſe Engel?" fragte Chisdai.

„Glaubſt du, und wieder glaubſt du! Was ſteht geſchrieben, mußt du fragen, und ſo viel ich von unſerer Bibel weiß, ſteht von einem Satan oder einem Teufel, wie ihn die Chriſten haben, nichts darin. Die Geſchichte mit Hiob iſt auch nach dem Thalmud bloß Dichtung. Vor Gott iſt Alles gut, nur uns Menſchen erſcheint Manches böſe; darum heißt es auch bei dem herrlichen Jeſaias (45, 6. 7.): „Ich der Herr bin, und nichts iſt außer mir, ich bilde das Licht und ſchaffe die Finſterniß, mache Frieden und ſchaffe das Böſe."

„Könnte es aber nicht doch böſe Engel geben?"

„Nein, das unterſcheidende Merkmal eines Engels iſt ja, daß er bloßes Werkzeug Gottes ohne freien

Willen ist: Satan soll nun ein gefallener Engel sein, der sich gegen Gott empört hat, das konnte er aber ja nie, wenn sich nicht Gott gegen sich selber empörte."

„Im Midrasch findet sich die Entstehung der bösen Engel auf schöne Weise erklärt," sagte Ephraim, der bisher still zugehört hatte: „Jedesmal, wenn ein Engel auf der Erde sichtbar erscheinen will, muß er eine Elementarkraft an sich saugen, und keiner darf länger als sieben Tage auf der Erde bleiben. Einst überschritten mehrere diese Frist, und sie hatten durch ihren längeren Aufenthalt so viel Elementarkraft an sich gesogen, daß sie, hiedurch beschwert, sich nicht mehr zum Himmel aufschwingen konnten, und so entstanden die Teufel, wie auch 1. Buch Mos. 6, 2. angedeutet ist."

„Das mag recht schön sein," sagte Baruch, „aber wahr? Wie könnte ein Engel sein Gesetz überschreiten?"

„Also glaubst du nicht an das Dasein von bösen Engeln?" fiel Chisdai ein.

„Kommst du wieder mit deinem: glaubst du," antwortete Baruch jähzornig, „ich weiß so gut als du, daß das tägliche Kadischgebet in der Synagoge deshalb in chaldäischer Sprache gebetet wird, weil die bösen Engel dieses Idiom nicht verstehen und also bei Gott keine Gegensprache wider dasselbe einlegen können; ich weiß so gut als du, daß durch das Schopharblasen[1] am Neujahrstage der Satan wirr gemacht und dadurch ein gutes Jahr für Israel erreicht werden soll."

[1] Eine Art Hilfhorn, auf dem keine Melodie, sondern nur bald Tremolo, bald ganze und getheilte Noten geblasen werden. Vielleicht überlieferte Feldsignale.

Ephraim erklärte nun seine dem großen Gelehrten Maimonides entnommene Ansicht, der die Engelerscheinungen für bloße prophetische Gesichte erklärte.

„Das grenzt an Ketzerei! Das ist verwerflich!“ schrie Chisdai.

„Einverstanden,“ stimmte Baruch bei mit seltsamem Lächeln. „Es ist lächerliches und eitles Geschwätz, wenn Maimonides seine eigenen Erdichtungen aus der Schrift herausquälen und die übernatürlichen Offenbarungen als Traumgesichte deuten will. Das ist Halbheit. Er hat den Muth nicht zu sagen: so lehrt die Schrift und so lehrt die Vernunft.“

Baruch hielt inne, er erkannte noch, wie weit er sich hatte hinreißen lassen. Er las noch in einem Buche und verließ bald das Zimmer.

„Da geht er hin,“ sagte Chisdai zu Ephraim, „der will ein zweiter Akosta werden.“

„Du hast's auch so spitzig darauf angelegt, ihn zu bösen Reden zu verleiten,“ entgegnete Ephraim, „laß ihn seines Weges ziehen.“

„Nein,“ sagte Chisdai, und fuhr mit den Worten des Thalmud fort: „in Religionssachen ist jeder Israelit einer Bürge für den andern. Auf mir, auf dir und auf uns Allen liegt die Schuld der Sünden, die der begeht.“ Er verließ summend das Zimmer.

8. Der Kabbalist.

Es war in der Abenddämmerung, Baruch und Miriam saßen nebeneinander, die alte Chaje erzählte eine wundersame Geschichte. „Wißt ihr auch schon, unsere Schabbesmagd, die alte Elsje, hat heute Nacht einen gräulichen Tod genommen? Mir wird's grün und gelb vor den Augen, wenn ich dran denke, was die uns hätt' anthun können, und ich bin Stunden lang draußen am Herd bei ihr gesessen. Vor Zeiten, ja, da hat man weit mehr Wunder gehört; meine Mutter hat mir oft erzählt, es hat in Warschau in der Synagoge einmal gebrannt und das Feuer hat schon zu den Fenstern herausgeschlagen, aber der Rabbiner, der war ein großer Baal-Schem,[1] der hat ein Pergament, worauf er verborgene Namen geschrieben hatte, hineingeworfen und die Flamme war aus, wie man ein Licht ausbläst. Nun Gott sei Dank, daß auch in unseren Tagen noch fromme Männer aufstehen, die die Schedim[2] bändigen können."

„Du erzählst wieder so, daß kein Mensch weiß was du willst," sagte Miriam, und Chaje erwiderte:

„Ich hab' die ganze Geschichte in der Metzge von der schwarzen Gudul gehört, ihre Schwester ist ja bei

[1] Exorzist.
[2] Dämone.

dem frommen Rabbi Isaak Aboab in Dienst. Des Rabbi Aboabs Sara, was war das ein liebes Kind! ich hab' immer Angst gehabt, sie möcht' einmal beschrieen werden; jetzt wird's bald ein Jahr, da bekommt sie plötzlich ein Gesicht, kohlschwarz, und statt daß man sonst lauter goldene Reden von ihr gehört, hat sie von da an stets geschrieen und Reden ausgestoßen, wie man sie, so lang die Welt steht, von keinem fünfzehnjährigen Mädchen gehört hat; dabei zuckte sie immer mit den Händen wie eins das die Gicht hat. Es hat's Jeder gesagt, die ist beschrieen worden und es ist ein Sched in sie gefahren. Da hat kein Doktor und kein Apotheker helfen können. Rabbi Isaak hat ganze Nächte hindurch gebetet und geweint, daß sich der Stein in der Wand hätt' erbarmen mögen. Seitdem ihm das Unglück widerfahren ist, hat er von einem Sabbath bis zum andern gefastet, und nur jede Nacht hat er eine Suppe und ein paar Feigen gegessen. Gestern in der Abenddämmerung ist er in das Mikwe [1] gegangen und hat sich neunmal untergetaucht, und als er heimgekommen ist, hat er sein Sargniß (Sterbehemd) angezogen, hat sich seinen Stuhl aus der Synagoge holen lassen und hat seine Tochter hineingesetzt, vier Mann haben sie herausgetragen und in den Stuhl hineinbinden müssen, so hat sich der Sched dagegen gewehrt. Als alle Leute fort waren, hat er an allen Thüren und Fenstern im ganzen Haus den Psalm 130 angeheftet und hat Jedem im Hause eingeschärft, daß heut die ganze Nacht kein Mensch in's Haus hereingelassen

[1] Reinigungsbad.

werden darf; mag Einer bitten und betteln wie er will, es soll sich Niemand unterstehen eine Thür oder ein Fenster aufzumachen, wenn er nicht, Gott bewahre! gleich todt sein will. Darauf hat er lauter heilige Bücher rings um den Stuhl angehäuft so hoch als die Sara war, dann hat er ein blankes schartenloses Schlachtmesser genommen und hat die Sara neunmal damit bekreist, der Sara, die ganz laut geröchelt hat, legt er ein mit heiligen Zeichen beschriebenes Pergament auf die Herzgrube, und an die linke Seite des Stuhls hat er das Schlachtmesser gestellt. Als dies Alles geschehen war, öffnete er die in der Ecke stehende heilige Lade, nahm die Thora in den linken Arm und öffnete mit der andern Hand ein Fenster. Dann legte er schnell die Thora auf den Tisch, auf dem sechs schwarze Wachskerzen gebrannt haben, und wie er die Thora auseinanderrollte, beugte er sich darüber hin, warf sich auf die Kniee und rief den Namen Gottes und aller Engel an, daß es Alle, die es gehört haben, am ganzen Körper eiskalt überlaufen hat. Dann hat er das Schophar genommen und damit geblasen wie am Neujahrstag, daß man gemeint hat, der Messias kommt. Kaum hat's zwölf Uhr geschlagen, da klopft's an die Thür, als ob hundert Mann Hellebardiere mit Kolben daran schlügen. „Macht — macht auf, ich bitt' euch, macht auf — seid barmherzig, ich muß sterben — macht auf, ich bin's, die Elsje ist's — macht auf." So ruft es draußen mit kläglicher Stimme und der Sched in der Sara fangt wieder an zu schreien, daß man es zehn Häuser weit hat hören können. Niemand hat's

gewagt aufzumachen. Rabbi Aboab hat immer fort gebetet und geschrieen, Gott und alle Engel angerufen, daß ihm schier die Stimme ausgegangen ist. Endlich ist es draußen still geworden, auch die Sara war still, und als man nach ihr sieht, lauft ihr kohlschwarze Brüh' wie Tinte aus dem rechten Ohr heraus und auf dem Schlachtmesser, das früher ganz rein war, war ein Blutstropfen mitten drin. Gott sei gelobt! sagt Rabbi Aboab, mein Kind ist gerettet. Man bringt die Sara zu Bett und heute Morgen steht sie auf frisch und gesund und so schön wie noch nie; sie weiß gar nichts von Allem, sondern meint, sie habe lang, lang geschlafen. Die Elsje ist gestern Nacht um zwölf Uhr mit Schaum vor dem Mund nach Haus gekommen und wie sie die Klinke ihrer Stubenthüre in die Hand nimmt, fällt sie todt nieder. — Ihr dürft mir Alles glauben, die Schwester der schwarzen Gudul hat durch das Schlüsselloch dem Rabbi Aboab Alles zugesehen. Gott ist groß, daß er auch noch solche Männer unter uns aufstehen läßt; aber sagt nur Kinder, wer hätte das je geglaubt, daß die Elsje so eine verfluchte Hexe war? Wer weiß wie viel Kinder sie umgebracht hat; und der Undank noch dazu: sie hätte ja verhungern müssen, wenn sie nicht ein paar Stüber bei den Juden als Schabbesmagd verdient hätte; wie manchen guten Bissen habe ich ihr zugeschanzt. Ich fürchte mich, wenn ich nur zwei Minuten allein in der Küche bin, ich mein' immer, die Elsje müsse als schwarze Katze das Kamin herunterkriechen, oder gar als Hex' mit feurigen Augen und Schlangen auf dem Kopf und einen Besenstiel in

ihrer magern Hand, brr! ich blieb' todt." — Plötzlich that es einen fürchterlichen Plumps oben an der Decke des Zimmers, so daß das ganze Haus erzitterte, Jammern und fernes Wehklagen ward vernommen; die Alte schrie: „Schema Israel!" Miriam faßte bebend die Hand ihres Bruders, Alle waren still und horchten auf das ferne Wehklagen.

„Kommt, zündet ein Licht an," sagte Baruch aufstehend, „wir müssen sehen was das war." Chaje steckte mit zitternder Hand ein Licht in die Laterne und Baruch mußte auf ihr dringendes Verlangen seine Thephillin [1] in die Hand nehmen, damit kein Böser Gewalt über sie hätte. Miriam ging auch mit, denn sie fürchtete sich in der Stube allein zu bleiben, und selbst Baruch konnte sich eines leisen Grauens nicht erwehren, als er die Treppe nach dem Speicher mit hinanstieg. Oben angekommen, sah man einen Kasten, der schon lange auf drei Füßen gewackelt, umgestürzt daliegen.

„Also das war's?" sagte Baruch lachend, da hinkte eine schwarze Katze hinter dem Kasten hervor und wischte rasch zum Dachfenster hinaus: „O über unsre Sünden! die Elsje!" schrie die Chaje und ließ vor Schreck die Laterne fallen. Die Drei standen im Finstern und machten sich schnell von dem Orte, wo es nicht geheuer war; Chaje und Miriam hielten sich an dem Rockzipfel Baruchs und so stolperten sie die Treppe hinab.

Baruch sah den geringfügigen Vorfall in seinem Hause für das an, was er war, aber die räthselhafte

[1] Gebetriemen mit Amuletten, Stellen aus der heiligen Schrift enthaltend.

Geisterbannung Rabbi Aboabs befestigte in ihm den Vorsatz, Alles aufzubieten, um in die Geheimlehre einzudringen. Die Kabbala, von der man immer nur erstaunt und mit leisen Worten sprach, enthielt vielleicht die Lösung aller Fragen und Zweifel; die Eingeweihten bildeten vielleicht eine Gemeinde von Wissenden.

Des andern Mittags, es war am Donnerstag, ging er zu Rabbi Aboab. Es war ein Mann in den sogenannten besten Jahren, von hoher und umfangreicher Gestalt. Das viele Fasten hatte ihm wenig zugesetzt, denn er sah wohlgenährt aus; das runde Gesicht mit den vollen rothen Wangen und dem schwarzen bis auf die Brust herabfallenden Barte war schön zu nennen und nur durch eine große Warze über dem linken Auge entstellt, die, wenn er redete, besonders aber wenn er lachte, lustig hüpfte. Baruch wurde freundlich empfangen, doch als er seinen Wunsch vorbrachte, sagte der Rabbi rundweg:

„Nein, das geht nicht; weißt du nicht, daß Rabbi Salomo ben Abereth bei Androhung des Banns verboten hat, Jemand vor dem fünf und zwanzigsten Jahre in die Kabbala einzuführen?“ Baruch bat dringend. „Weißt du auch,“ fuhr jener fort, „daß, wenn du, Gott bewahre! nur die leiseste weltliche Absicht bei dem Studium der Kabbala hast, wenn nur je ein fremder Gedanke sich dabei in dir regt, dein eignes Leben und das Leben all der Deinigen in namenloser Gefahr schwebt? Kannst du dir's getrauen, dich solchem auszusetzen? Willst du?“

„Ich will,“ antwortete Baruch mit fester Stimme.

Ohne ein Wort zu reden erfaßte der Rabbi die linke Hand Baruchs und folgte mit geschärften Blicken den feinen Lineamenten derselben, dann rückte er ihm den Hut aus der Stirne und betrachtete eine Weile die Züge seines Gesichts. Nachdenklich durchschritt er hierauf mehrmals das Zimmer; Strenge und Milde, Alles wendete er an, um Baruch von seinem Vorhaben abzubringen. Baruch war fast zu Thränen gerührt, aber wenn auch mit zitternder Stimme, wiederholte er doch seinen festen Vorsatz ohne zu wanken. „Nun, es sei!“ sagte der Rabbi endlich, „ich fürchte, du begiebst dich allein in die Gefahr und kommst darin um; drum will ich dein Führer sein. Gott wird mich leiten auf dem Wege der Wahrheit. Komm heute nach dem Nachtgebete zu mir.“

Der Synagogendiener Elasar Merimon konnte seine Verwunderung nicht unterdrücken, als er den Jüngling mit dem Rabbi nach dem Mikwe kommen sah. „Schalom Alechem,[1] Rabbi Baruch,“ sagte er und grinste dabei neugierig. Der Rabbi befahl ihm, Niemand etwas von der Anwesenheit Baruchs zu sagen und sich jetzt zu entfernen, da er heute seiner nicht bedürfe. Er nahm ihm Schlüssel und Laterne ab und öffnete das thurmähnliche Gebäude. Der matte Schein der Laterne erhellte die schwärzlich kahlen Wände und die hölzernen Bänke rings an denselben nur spärlich; in der Mitte des runden Gemaches war ein brunnenartiges tiefes Loch, das war das Bad. Der Rabbi murmelte leise ein Gebet vor sich hin und entkleidete sich sorgfältig,

[1] Friede mit euch. Grußformel.

indem er die Vorschriften, die das „Buch der Schamhaftigkeit“ hierüber aufstellt, genau beobachtete. Er hatte sich noch nicht völlig entkleidet, als er die Laterne ergriff und mit schnellen Schritten die dreißig steinernen Stufen des Bades hinabsprang: „Aus der Enge ruf' ich zu Gott, er erhört mich in der Weite, Gott!“ so rief er aus voller Kraft und seine Stimme dröhnte geisterhaft aus dem Brunnen. Baruch schauerte zusammen, da er hörte wie hier in stiller Nacht aus den Tiefen der Erde eine Seele um Erlösung und Erhebung zu Gott flehte. Der Rabbi stellte die Laterne auf die unterste Stufe des Bades und stürzte sich plätschernd in das Wasser. Auf dieses Zeichen legte sich Baruch über die Brüstung des Brunnens, und neunmal, so oft der Rabbi sein Haupt aus dem Wasser emporreckte und sich wieder ganz untertauchte, rief er sein „koscher“ (rein) hinab in das erleuchtete Gewölbe. Der Rabbi kam halb angekleidet und mit bedecktem Haupte wieder herauf; sein langer Bart triefte noch, die zusammengeballten Haare gaben dem sonst so freundlichen Gesichte ein wildes Aussehen. Er gab Baruch ein kleines Buch, worin ein Gebet stand; bei Todesgefahr durften die vielen Namen der Engel, die darin vorkamen, nicht mit Mund und Zunge ausgesprochen, sondern nur im Geiste gedacht werden. Baruch zitterte vor Angst, als er in die dunkle Grube hinabstieg, seine Kniee wankten, aber er faßte Muth und stürzte sich behende in das Wasser. Der Rabbi versah nun den gleichen Dienst, den Baruch bei ihm geübt hatte; auch er rief neunmal das Wort der Reinigung hinab in den Brunnen.

Ohne ein Wort zu reden verließen sie das Mikwe. Als sie auf die Straße kamen, die von der hellen Scheibe des Mondes erleuchtet war, blieb Rabbi Aboab plötzlich stehen, schüttelte wiederholt den Kopf und blickte stets nach dem langen Schatten, der ihm seine Bewegungen nachahmte. Dann sprach er mit himmelwärts gekehrtem Blicke den sonst nur beim Erwachen üblichen Spruch: „Ich danke dir, lebendiger und ewiger König, daß du durch deine wahrhafte und große Gnade mir meine Seele wiedergegeben.“ Baruch wagte es nicht, nach dem Grunde dieser Vorgänge zu fragen, und wahrscheinlich hätte ihm auch Rabbi Aboab noch nicht gesagt, daß die Kabbala lehrt: wer in der „Nacht des Zeichens“ [1] seinen vollen Schatten im Mondschein sieht, der stirbt in diesem Jahre nicht. Rabbi Isaak Loria hatte in dieser Nacht seinen kopflosen Schatten gesehen, und er starb den Tag vorher, ehe das Jahr um war.

Rabbi Aboab war sehr heiterer Laune als Baruch mit ihm zu Nacht speiste. Der Novize hütete sich, auch nur mit einem Blicke nach der schönen Sara zu sehen, aus welcher der böse Geist ausgetrieben war, und die nun, während sie die Speisen auftrug, mit schüchternen Blicken auf den blassen Jüngling schaute, dessen Ruhm in der ganzen Gemeinde so groß war.

Rabbi Aboab tafelte sehr lange, und erst spät in der Nacht ging er mit Baruch in sein Studirzimmer, nahm die Thora aus der heiligen Lade und rollte die Stelle auf, wo die Zehn Gebote standen. Baruch mußte die rechte Hand darauf legen und also sprechen:

[1] Etwa 27. September.

„Ich rufe dich an, Gott, Allmächtiger, Verborgener, der du die Geheimnisse deines Wesens gegeben hast an Adam, Henoch, Abraham und Moses, die sie überlieferten bis auf heute. Laß über mich kommen deinen heiligen Geist und leite mich, daß ich nicht strauchle auf dem Wege, den ich wandeln will; und wenn ich je frevelte und sündigte gegen deine Geheimnisse, so mögen mich überfallen alle die Schrecken, daß ich erbebe vor meinem eigenen Schatten, meine Zunge möge verdorren, meine Eingeweide vertrocknen, mein Augenlicht erlöschen, mein Athem sei Gift, daß er tödte alle meine Lieben, denen ich mich nahe, Gras wachse vor der Thüre meines väterlichen Hauses, weil sie Niemand mehr betritt, und wie ich verloren bin hier, so mögen über mich kommen alle Qualen des Gehinom dort in der Unendlichkeit. Drum, o Herr! leite mich, daß ich ruhe unter dem Schatten deiner Flügel und mich weide an dem Glanze deiner Herrlichkeit. Amen! Amen!“

Ein Schauer durchströmte sein ganzes Wesen, seine Lippen erbleichten, als er diese Worte gesprochen hatte, und noch während er sie sprach, hatte eine Stimme im Innern ihm zugerufen: „Wehe! du hast gefrevelt, da du es wagtest hier einzudringen; kehr' um.“ Es gab hier aber keine Umkehr mehr, das Furchtbarste war geschehen, und der Rabbi war von diesem Tage an zutraulicher gegen seinen Schüler. — Sie setzten sich an den Tisch und nun begann die Lehre: der mystische Grund, warum die heilige Schrift mit dem Buchstaben Beth beginne, ward enthüllt; jeder Buchstabe und jeder Punkt, jede Stellung und jede Versetzung derselben

enthielt eine tiefe Bedeutung. Als Beweis, daß eine Geheimlehre in den Worten der Bibel liegen müsse, wurde angeführt, daß die heilige Schrift ja viele unwesentliche Dinge erzähle wie z. B. 1. B. M. 19, 11, daß Rahel von Jakob geküßt worden sei, wie (4. B. M. 7.) die namentliche Aufzählung der gleichen Beisteuer, die die zwölf Stammfürsten zum Bau der Stiftshütte gegeben und dergleichen mehr. Alles dieß hatte eine geheime Deutung.

Man hatte sich in diese Erörterung vertieft, als der Vielklang des Glockenspiels von der Zuyderkerk die anbrechende Mitternachtsstunde verkündete. Der Rabbi stand auf, zog seine Schuhe aus, streute sich Asche auf das Haupt und setzte sich an dem Thürpfosten (dort, wo in einer kleinen Nische ein Pergament mit dem Schema steht) auf den Boden; er verhüllte sein Angesicht und unter Thränen sprach er das alphabetische Sündenbekenntniß, mit wehklagender Stimme sang er den Psalm 137: „An den Bächen Babylons, dort saßen wir und weinten, da wir Zions gedachten. — Wenn ich dich vergesse, Jerusalem, so möge meine rechte Hand mein vergessen. Meine Zunge klebe mir am Gaumen, so ich nicht dein gedenke, so ich nicht Jerusalem auf das Haupt meiner Freude setze." Die Klagelieder Jeremiä sprach er in derselben Lage; hierauf richtete er sich empor mit den Worten: „Erhebe dich aus dem Staube, auf! Gefangene Jerusalem, schüttle von dir die Fesseln deines Halses, gefangene Tochter Zions. (Jes. 52, 2.) Auf deine Mauern, o Jerusalem, stell' ich Wächter, den ganzen Tag und die ganze

Nacht, nie ſollen ſie raſten, die des Herrn gedenken; ihr ſollt nicht ſtill ſein. Ihr ſollt ihm nicht Stille laſſen, bis er gründet und bis er ſetzet Jeruſalem zum Ruhme der Erden.“ (Jeſ. 62, 6.)

Baruch that dem Rabbi Alles nach, nur kannte er noch nicht die geheime Bedeutung, die jedes dieſer Worte, jede Betonung und jede Miene hatte. Lehrer und Schüler ſetzten ſich wieder an den Tiſch, zogen die Schuhe an und ſtudirten bis zum andern Morgen, da es Zeit war in die Synagoge zu gehen. So pflegten ſie jeden Donnerſtag die Nacht zu durchwachen. —

Baruch durchforſchte das Buch „Geheimniſſe Gottes,“ deſſen Verfaſſer Adam, und das „Buch der Schöpfung,“ deſſen Verfaſſer der Erzvater Abraham ſein ſoll. Nicht nur ſeine ganze Seele, auch ſeinen ganzen Körper erregte er bei dieſem Studium; unaufhörlich ſchaukelte und bäumte er ſich, denn die Kabbala lehrt: wie es überhaupt nichts in der höhern Welt giebt, deſſen Abbild nicht im Mikrokosmos iſt, ſo entſpricht den 248 Geboten der jüdiſchen Religion eine gleiche Anzahl von Gliedern im menſchlichen Körper, und alle dieſe müſſen geweiht und thätig ſein bei dem heiligen Studium. Baruch kannte die Namen und Thätigkeiten aller Engel und wußte die Formeln, welche ſie dem Menſchen dienſtbar machen; aber alles dieß ſo wie die Löſung der chemiſchen und magiſchen Probleme hatte weniger Intereſſe für ihn. Das „Verborgene alles Verborgenen“ war es, über das er unaufhörlich nachſann, und hier lehrt die Kabbala, daß alles phyſiſche und geiſtige Leben nur ein Abbild des Urbildes im Himmel ſei und eine

Kette von Wesen und Thätigkeiten bis zu Gott hinaufreiche. Das ist die Himmelsleiter, die Gott dem Erzvater Jakob (1. B. M. 28, 12) im Traume zeigte; daran die Kräfte der geschaffenen Welt als Engel, je nach ihrer geistigen Befreiung oder materiellen Beschwerung, auf und nieder steigen; die Stufenleiter aller Wesenheiten steht auf der Erde und reicht bis in den Himmel, dort ist das himmlische Jerusalem, dort der Tempel, dem der auf der Erde nachgebildet, dort Alles im Geiste was hier auf Erden an die Materie gebunden ist. Aus dem hebräischen Wort Ruagh (Seele) wird durch Zahlen, die die Buchstaben angeben, bewiesen, daß dieselben ebensoviel wie die verschiedenen ebräischen Worte für Gott bedeuten, die Seele also ein Theil Gottes sei. Das ebräische Wort für Messias hat gleich viel an Zahlengehalt wie das ebräische Wort für Schlange, in deren Gestalt der Satan Eva verleitet hat; der Messias wird demnach der Schlange den Kopf zertreten, Sünde und Tod von der Erde vertilgen. Dem Adam auf Erden entspricht ein dreifacher Adam im Himmel; das wird aus den dreifach veränderten Ausdrücken bei der Schöpfung des Urvaters (1. B. M. 1, 27.) abgeleitet, das Urbild des irdischen Adam ist der Adam Cadmon im Himmel, das Ebenbild Gottes und dessen erstgeborener Sohn. Es giebt vier Welten, die je nach ihrer näheren oder entfernteren Emanation aus Gott geistiger oder materieller sind. Zweck der Weltschöpfung ist aber das Gesetz, nur um der Offenbarung willen ist die Welt geschaffen, denn nach eigenthümlicher Wortabtheilung heißt es (Jerem. 33, 25.): „So

ſpricht Gott: wäre mein Bund nicht, Tag und Nacht und die Geſetze des Himmels und der Erde hätte ich nicht feſtgeſtellt."

Was iſt aller Siegesruhm, was alle Macht der herrſchenden Völker gegen ſolchen unmittelbaren Geiſtesverkehr?

Rabbi Aboab benützte das von ihm aus dem Spaniſchen in's Hebräiſche überſetzte Buch Erira's als Leitfaden zur mündlichen Lehre, die nach Wort und Begriff der Kabbala immerdar ungeſchrieben bleiben und ſich nur von Geiſt zu Geiſt vererben ſollte.

Hier endlich boten ſich Baruch höhere Handhaben, an denen er ſich aufſchwingen konnte. Er beſtrebte ſich ſtets den innern Kern von den poſſierlichen und abenteuerlich geſtalteten Aeußerlichkeiten zu trennen; aber mit Schmerz mußte er finden, daß gerade dieſe den Haupttheil bildeten, ja daß jene allgemeinen Ideen ſelbſt, wo es gilt herabzuſteigen in die wirkliche Welt und die Räthſel der Völker- und Menſchengeſchicke zu löſen, nicht mehr ausreichen, und man zu den abenteuerlichen Annahmen von Seelenwanderung und Dämonenherrſchaft greifen muß, wodurch die Natur und ihre Geſetze ſich in Unvernunft und Anarchie auflöſen. — Der Rabbi hatte ſeine Freude an dem eifrigen Schüler, nur bemerkte er ihm oft, daß, wenn man in die wahren Tiefen der praktiſchen Kabbala eindringen wolle, man alle ſinnlichen Gelüſte, die eine Schöpfung des Satans ſeien, von ſich abthun müſſe. „Am ſechsten Schöpfungstage," ſetzte er hinzu, „iſt das Weib und mit ihr alle ſinnlich böſe Neigung erſchaffen worden; darum lehren

die Rabbinen, daß man im Alter von dreimal sechs Jahren heirathen soll. Ihr habt jetzt gerade dieses Alter erreicht.“ Es unterliegt keinem Zweifel, die Absichten und das Streben des Rabbi waren über alles Irdische erhaben; dieß mochte ihn gleichwohl nicht verhindern, an eine Verbindung Baruchs mit seiner Sara zu denken. Der junge Kabbalist merkte aber nichts, selbst da nicht, als ihn der Rabbi einst absichtlich mit der schönen Sara allein ließ.

Der Rabbi belehrte einst seinen Schüler, daß auch Jesus von Nazareth in der Sekte der Essäer in die Kabbala eingeweiht worden sei. Der Rabbi ahnte nicht, was er damit veranlaßte.

Schon oft war Baruch in der Bibliothek seines Lehrers Nigritius von einem Buche in schwarzem Einband fast unwiderstehlich angezogen worden, aber eine innere Scheu hielt ihn zurück. Und jetzt stieg wieder in ihm die Frage auf: warum soll mitten im freien Felde der Erkenntniß ein Baum voll prangender süßnährender Früchte stehen, den gerade du nicht berühren darfst? Wer hat ein Recht, wenn doch die verbotene Frucht nicht todbringend ist, zu sagen: du darfst sie in dich aufnehmen, und du nicht? Verborgen vor jedem fremden Auge wagte es Baruch das Buch aufzuschlagen.

Er las das neue Testament.

Noch zitterten seine Hände, als sie das Buch hielten. Das war die Macht der Gewohnheit, der ein solches Beginnen als Abfall erschien. Und doch ließ er nicht davon ab. Eine stille Macht erhob sich in ihm. Er fand keinen neuen Aufschluß über die Kabbala, aber

Anderes, Unerwartetes. Eine neue Bibel las er jetzt, und nicht wie ein Kind dem Fingerzeige eines Lehrers folgend, sondern zum Erstenmale und sogleich mit freiem Auge und unbefangenen, selbständigen Geistes. Das wirkte zunächst auf die Auffassung der ihm bisher allein heiligen Schrift zurück. Muß nicht auch diese als Gegenstand freier Betrachtung angesehen werden? Ist es nicht möglich, auch das Gewohnte, mit bestimmten Deutungen Aufgenommene wieder neu und in seinem einfachen Inhalte zu erfassen?

Ueber die Wunder ging er leicht hinweg. Auch die Gleichnißreden mit ihren vielfachen thalmudischen Anlehnungen drangen nicht tief ein. Er hatte auf dem rabbinischen Gebiete zu oft erfahren, wie gern innere Halbheit, die nichts als Unfertigkeit des Gedankens, und äußere Halbheit, die nichts als Muthlosigkeit ist, sich solcher Verhüllungen bedient. Und heißt es nicht, daß Christus selbst seinen Jüngern allein die Wahrheit unverhüllt gegeben? Ist es nicht möglich, den Menschen den reinen Gedanken zu lehren? Ist die Kindwerdung als Rückkehr zu dem unmittelbar eingeborenen Naturwalten einziges Heilmittel für eine durch äußere Dogmen verwirrte, phärisäisch verdorbene Zeit? Muß nicht auch die Mannwerdung als Entfaltung und Zeitigung des auf erkannten Naturgesetzen beruhenden Denkens Heilmittel werden? Bietet jene allein einen festen Halt, weil sich in ihr die Anordnung der Natur unvermittelt darstellt? Muß die natürliche Ordnung sich nicht auch durch die Erkenntniß aufbauen lassen?

Ist das Kindwerden der Willenskraft nicht oft unmöglich, die männliche Denkentwicklung aber eine nothwendig und selbständig zu erreichende Aufgabe? Muß nicht der thalmudische Satz seine Geltung haben: Alles wird von Gott gegeben, nur nicht die Gottesfurcht? Ist Gerechtigkeit, die sich durch freies Denken erringen läßt, nicht fester und höher als Liebe? Welches ist der reine, unverhüllte Gedanke, den „Christus ohne Gleichniß seinen Jüngern insonderheit gelehrt" (Markus 4, 34.) und der nicht ausdrücklich in den Evangelien dargelegt wird? . . .

Es läßt sich nicht bestimmen, wie viel von anerzogenem Widerspruchsgeiste sich in diesen Fragen bei dem jungen Denker regte. Er suchte sich davon frei zu machen, und hocherhaben stand ihm als neue Offenbarung, daß nirgends gesagt ist: Gott sei Christo erschienen und habe mit ihm durch eine Stimme, durch Zeichen u. dgl. geredet, wie im alten Testament; sondern er habe sich unmittelbar in Christo den Aposteln offenbart. Es war keine Offenbarung von Angesicht zu Angesicht, wie bei Moses, nicht von einem außerhalb stehenden Wesen, sondern von innen heraus.

Baruch kannte die Dogmen nur dürftig, die man in den Kirchen an die hier gegebenen Lebensereignisse und Weisheitslehren anknüpfte. Als das Höchste, was Christus von sich gesagt hat, steht da: daß er ein Tempel Gottes sei, und Johannes sagt, um dieß eindringlicher auszudrücken: das Wort ward Fleisch; denn in Christo unmittelbar hat sich Gott am meisten offenbart.

Baruch fühlte sich wundersam, ja gewissermaßen verwandtschaftlich angezogen vom Leben und Lehre des Gekreuzigten. Gerade weil er aus einem Lebenskreise kam, der nichts davon kennen wollte und fort und fort von den Bekennern Christi gemartert wurde, gerade weil er nicht befangen war von irgend einer Kirchensatzung, strebte er um so freier nach der lautern Gerechtigkeit und er lernte sie üben, einer durch viele Jahrhunderte und weite Länder sich ausbreitenden Erscheinung gegenüber, deren äußere Gestaltung ihm selbst fremd bleiben sollte.

Wie viel scheinbar sich ausschließende und einander auflösende Elemente fördern das jugendliche Wachsthum! Und wie der Frühlingswind den jungen Baum hin- und herzerrt, senkt er seine Wurzeln tiefer in das nährende Erdreich und erweckt ihn zu frischer Triebkraft. Und wie in der äußern Natur, dringt auch Vieles in die Seele ein, was nicht alsbald im Wachsthum als äußerlich erkennbare Erscheinung heraustritt; es harrt seiner Zeit, die es entwickelt und reift.

Aus der Bibliothek des Magisters hinweg mußte sich Baruch wieder in das Studium der Kabbala vertiefen, und er that das mit offenbarer Begierde. Die geheimnißvollen Verhüllungen lockten ihn immer wieder, daß er hier eine Lösung der Räthsel finde, die ihn beunruhigten; aber das Unbegriffene wurde hier nur durch neue Unbegreiflichkeiten ersetzt. Manchmal tauchte ein Wegweiser wie ein Irrlicht in der Dunkelheit auf, versank aber auch bald wieder ohne Spur und ohne Zusammenhang.

Baruch ſehnte ſich danach, von dem Joche befreit zu werden, das er ſich durch pflichtmäßigen Beſuch bei dem Rabbi auferlegt hatte. Es geſchah ohne ſein Zuthun.

Als eine jüdiſche Kolonie nach Nordbraſilien abging, ſchloß ſich Rabbi Iſaak Aboab ihr an.

Auf dem Meere, ſo wird berichtet, ſammelten ſich Delphine und Seeungeheuer um das Schiff, in welchem Rabbi Aboab war. Alles war in Todesangſt, nur Rabbi Aboab blieb ruhig. „Seht, in dieſe ſind die Seelen der Gottloſen gefahren. Seid ruhig!“ rief er mit mächtiger Stimme hinaus in die Fluthen, „geduldet euch, noch müßt ihr harren, denn noch iſt die Zeit nicht gekommen, wo ich euch erlöſen kann.“ Er warf ein Pergament hinab in das Waſſer, und alsbald verſchwanden die Ungethüme.

Die ſchöne Sara hatte dieſes große Wunder ihres Vaters, das die Sage weithin verbreitete, nicht mehr erlebt. Sie hatte viel Thränen vergoſſen, als ſie von Baruch Abſchied nahm; ſie liebte ihn ſtill und heiß. Sie ſtarb auf der Ueberfahrt. Als die Auswanderer in Nordbraſilien an das Land ſtiegen, war ihr erſtes, in dem neu gewonnenen Erdreich ein Grab zu graben, in das ſie den jungfräulichen Leib der Tochter des Kabbaliſten verſenkten. Bei ihrem Begräbniſſe wurde nach geheimnißvoller kabbaliſtiſcher Anordnung das Schophar geblaſen, wohl als Vorzeichen der einſt bei der Auferſtehung der Todten erſchallenden Poſaunen. In dem Lande, das noch nie der Fuß eines Juden betreten, ertönte alsbald der Poſaunenton aus Canaan,

der zurück zu alten Zeiten und hinaus ans Ende alles Erdenlebens rief ...

Wenige Tage, nachdem Rabbi Aboab ausgewandert war, ging Baruch um die gewohnte Stunde nach dem Hause des Magister Nigritius. Frau Gertrui Ufmsand, die Hauswirthin, trat ihm entgegen mit der Kunde, daß der Magister heute Morgen in seinem Lehnstuhle todt gefunden worden sei, seine Lampe hatte noch gebrannt.

Baruch ging hinauf und schaute noch einmal in das erstarrte Antlitz des Lehrers, eine kindliche Milde war in den Zügen des Verstorbenen festgebannt, sein Lieblingsbuch Cicero de finibus bonorum et malorum lag vor ihm aufgeschlagen.

So waren nun dem Jüngling auf Einmal die Führer entrissen, die ihn leiten sollten zum Empfange der Schätze, die die Menschen vor ihm errungen hatten. Wie viel Tausende erben ohne Mühe und auf geebnetem Wege die geistigen Erträgnisse der Vorzeit und sind glücklich in deren Besitze, und immer auf's Neue mußte Baruch darnach trachten und konnte sich des Erworbenen doch nicht vollauf freuen.

In jugendlicher Selbstanklage däuchte ihn der Verlust der Führer gerechte Strafe für die Sünde, weil er im Stillen widerspenstig gegen ihre gepriesenen Ergebnisse war. Konnte er aber anders?

Hatte ihn das Schicksal berufen, gleichsam ein erster Mensch zu sein, unbelastet von den Errungenschaften der Vorfahren, unbeirrt von ihren Fingerzeigen, aus der Tiefe des eigenen Lebens, aus der Erkenntniß der

Menſchennatur und ihrer Geſetze das Heil zu ſchöpfen? Muß Jeder, dem eine Offenbarung des Ewigen werden ſoll, ſich zurückziehen aus der verwirrenden Menſchengemeinſchaft in die lebensberaubte Wüſte, in die Einſamkeit, wo er allein auf Erden iſt, wo nur die Pulsſchläge ſeines Herzens ihm die Zeit meſſen?

9. Der Lucianist.

Ein neues Denken, das erfuhr Baruch jetzt an sich selbst, verändert nicht alsbald das gewohnte Leben; man muß von Manchem noch Abschied nehmen und die Trennung wird schwer, denn im Scheiden drängt sich nochmals mit lebendiger Kraft das Bewußtsein auf, wie traut und fest die Gewohnheit war.

Baruch hatte am letzten Versöhnungstage mit zerknirschter Seele gebetet: „Herr! Gott! laß mich sterben, ehe ich werde der Sünder oder Gottlosen Einer.“ Er blieb aber am Leben und verlor noch dazu seinen treuesten Freund, der ihm in jeder Fahr und Noth beigestanden hatte. — Dreimal des Tages in der Synagoge, und außer derselben, wenn er ein Glas Wasser trank, einen Apfel oder ein Stück Brod genoß, wenn er sein Studium begann oder endete, bei jedem Genuß und jedem Ereigniß, stets hatte er das vorgeschriebene entsprechende Gebet verrichtet; und des Nachts, wenn er einsam im Bette lag, sprach er das alphabetisch gesetzte Sündenregister und schlug sich bei jedem Worte reuvoll auf die Brust; drauf schlief er ruhig und heiter bis zum andern Morgen. Hier aber, in nächtiger Stille, schlich der Zweifel auf leisen Socken zu ihm heran und raunte ihm in's Ohr: was zerhämmerst du deine Brust über Dinge, die du nie begangen?

Haſt du je geraubt, geſtohlen, muthwillig geſündigt, gefliſſentlich Jemand falſchen Rath ertheilt, wie hier in dem Küchenzettel der Hölle verzeichnet iſt? — Er that Einſprache: dies Gebet iſt nicht für mich allein, ich bete für ganz Iſrael, ja, für die ganze Menſchheit um Vergebung ihrer Sünden. — „Was Andere durch die That verbrochen, willſt du durch dein Wort gut machen?“ entgegnete es ihm. Er brach mitten im Gebete ab und ſchlief ruhig ein. „Wenn du beteſt ſo zweifle nicht,“ ſagte der weiſe Jeſus Sirach; wie aber gebietet man den Zweifeln? Und als Baruch in der Synagoge ſtand und vor ihm aufgeſchlagen war das tägliche Frühgebet, da trat der Verſucher abermals zu ihm und ſprach: haſt du dich wieder mit dem Glockenſchlage eingefunden? Wie magſt du nur die von David oder anderen Männern in ihrer Bedrängniß ausgeſtoßenen Worte dir in den Mund legen laſſen? Sollen deine eigenſten religiöſen Gefühle erſt durch fremdes Machtwort hervorgerufen werden? — Er faßte den Entſchluß, fortan nur in ſelbſtgewählter Form und wenn ein unbezwingbarer Drang ihn dazu nöthigte, zu beten. Das geſchah lange nicht, und als es geſchah, ward er inne, daß er durch die lange Unterbrechung außer Zuſammenhang mit ſeinem Schöpfer geſetzt ſei; er fand ihn nicht ſo bald wie ſonſt. Was braucht es der Worte, ſprach er dann zu ſich, der Gedanke muß genügen, wenn Gott allwiſſend iſt . . . wenn er iſt — Wehe! er konnte nicht mehr beten.

Das fühlte er jetzt noch beſchwerender, als er an dem Krankenbette ſeines ächzenden Vaters ſaß; tiefe

Seufzer entstiegen seiner beklommenen Brust, Thränen brannten in seinen Augen, er konnte nicht mehr weinen.

„Beruhige dich, mein Sohn," sagte der Vater, „vertraue auf den Allgütigen, er wird helfen." Er wußte nicht, daß diese Worte gleich zweischneidigen Dolchen das Herz seines Sohnes durchwühlten. Keines Gedankens mehr fähig, saß dieser kalt und stumm da. Der politische Chirurgus Flyns pfiff im Nebenzimmer die Melodie des Liedes: Wilhelms van Nassawe, und strich Pflaster dabei; der Vater hielt die kalte Hand seines Sohnes und ächzte unaufhörlich. Der Oranier draußen schwieg plötzlich, Miriam öffnete die Thüre, und Salomon de Silva von einem fremden Manne geleitet, trat ein; der Chirurgus folgte ihnen mit Pflaster und Etui.

„Ich kann die Sache nicht allein über mich nehmen," begann Silva, „und habe daher meinen geehrten Collegen hier, den Dr. van den Ende gebeten mit mir gemeinsam die Operation vorzunehmen. Fühlt Ihr Euch im Augenblicke stark genug dazu und seid Ihr bereit?"

„Ich bin's," sagte der Kranke, „mein Leben liegt in Gottes Hand." Ein flüchtiges Zucken bewegte bei diesen Worten die Mundwinkel des neu angekommenen Arztes. Baruch hatte denselben mit aufmerksamen Blicken betrachtet, und glaubte in diesem Lächeln die sichere Kunde von seines Vaters Tode zu lesen. Er täuschte sich. Van den Ende fragte lateinisch, ob er sich vor dem anwesenden Sohne in dieser Sprache unterreden dürfe. Silva bejahte, denn Baruch verstünde nur wenig Latein. Die beiden Aerzte besprachen sich nun geraume

Zeit, es lag ein unverkennbarer Spott in den Mienen van den Ende's, während er sehr eifrig sprach. Der lange Flyns hörte der ärztlichen Besprechung mit gespannten Mienen zu, und nickte bald diesem bald jenem, als ob er Alles verstünde, in der That aber verstand er kein Wort davon; auch Baruch erging es fast so, nur hie und da fiel ein Wort wie ein vom Windzuge hergetragener Ton an sein Ohr, aber nichts desto minder heftete auch er seinen aufmerksamen Blick auf den fremden Arzt. Aus Wesen und Haltung dieses kleinen Mannes sprach eine so seltene Heiterkeit und Ruhe, die Baruch in seiner jetzigen Lage besonders anziehen mußte. Die beiden Hände, die bis an die Fingerwurzeln von weißen gekrausten Manschetten bedeckt waren, hatte er auf dem vergoldeten Knauf seines spanischen Rohres übereinander gelegt, der Oberkörper ruhte behaglich auf der gepolsterten Rücklehne seines Stuhles; das runde Bäuchlein schien fast etwas zu weit hervorzuragen für das kurze niedliche Fußgestell, an welchem Schnallen und bunte Bänder zur aufmerksamen Beachtung reizten; aber bald mußte man seinen Blick erheben zu dem Haupte: aus den fein gekräuselten Wellen der Perücke, die bis auf die Schultern herabflossen, guckte das runde Antlitz wohlgemuth in die Welt hinein, und wohl Niemand hätte geahnt, daß es schon mehr als fünfzig Winter gesehen, wenn nicht einige Falten, die sich beim Lächeln um die Augenwinkel nisteten, so wie das dunkle Roth auf der Nase und den ihr zunächst liegenden Theilen ein vorgerücktes Alter gedeutet hätten. Die halb versteckten grauen

Augen bewegten sich unaufhörlich; sonst stach die äußere Ruhe des kleinen Mannes vortheilhaft ab gegen die heftigen Gestikulationen Silva's, der seinen Collegen bald am Mantel faßte und ihn, ohne es zu wissen, bald auf den Arm und bald auf den Schenkel schlug, um seinen Worten die gehörige Aufmerksamkeit zu verschaffen. Baruch hatte den Fremden genau betrachtet, er hätte ihn um den lateinischen Redefluß, der so rasch und frei über seine Lippen strömte, beneiden mögen, wenn er hier am Krankenbette seines Vaters an seine Studien hätte denken dürfen.

Die Operation ging über alle Erwartung glücklich vorüber, van den Ende besuchte den Genesenden fast täglich und unterhielt sich dabei am meisten mit Baruch; seinem Scharfblicke blieb die innere Unruhe des Jünglings, so wie dessen rühriger Geist nicht lange verborgen. — Der dankbare Vater willfahrte gern seinem Wunsche, Baruch in den klassischen Wissenschaften unterrichten zu dürfen.

Baruch ging mit dem Arzte in dessen Wohnung, am Ende der Warmoesgasse, unweit der St. Olaikirche und der Kapelle, die nach dem Modell des Tempels zu Jerusalem gebaut ist. Baruch war einst mit Chisdai hier vorübergegangen, Chisdai hatte dreimal ausgespien; Baruch hatte nur bemerkt, daß die Baumeister sehr gegen das Original verstoßen hätten, es sei dieß aber auch nicht anders möglich, denn selbst wer den Thalmud verstehe, könne sich noch keinen vollständigen Begriff von der äußern und innern Gestalt des Tempels zu Jerusalem machen, da das wahre Urbild

desselben nur im Himmel sei. Jetzt aber kümmerte er sich wenig mehr um die Architektur des Tempels im Himmel oder auf der Erde, als er in das Haus des Arztes eintrat. Es war eine ganz neue Atmosphäre in der er sich hier bewegte: jubelnde Triller einer Mädchenstimme von Orgelklang begleitet, drangen ihm schon auf der Hausflur entgegen. Der Arzt führte seinen Schüler in ein großes Zimmer und ließ ihn eine Weile allein. Farbenfrische Bilder schauten von allen Seiten nieder und buhlten und wetteiferten um Augenmerk: hier eine Leda im Bade, ein Oelgemälde mit frischen lockenden Farben; dort eine Venus, wie sie in aller Herrlichkeit und Vollendung aus dem Schaume geboren wird, neben ihr eine Semele auf die sich eine Wolke niedersenkt; an den andern Wänden vlämische Stillleben, Blumen und Fruchtstücke, Landschaftsbilder mit unerreichter Farbentreue und Naturwahrheit, kleine Büsten von weißem und röthlichem Marmor auf den feingebohnten Schränken. Kanarienvögel stimmten in vergoldeten Käfigen die wohleinstudirten Lieder an, und zwischendrein schmetterten sie wieder den mächtigen Schwall ihres Naturgesangs. Rosen, Tulpen, Nelken, Lilien und Anemonen blühten in zierlichen Töpfen unter den Fenstern und zogen den Blick dorthin. Der Arzt kam wieder und erklärte Baruch die Schönheiten der Bilder und manche nahm er sogar herab und überging sie zur besseren Beschauung mit einem feuchten Schwamme. Besonders lange hielt er sich bei einer Natureinsamkeit des Zeitgenossen Jakob Ruysdael und bei einer Landschaft mit reicher Staffage des ebenfalls

gleichzeitigen Nikolaus Berghem auf. — Sodann führte er Baruch in ein anderes Zimmer, das faſt noch mehr Staunen erregte. Die Wände waren über und über mit anatomiſchen Tafeln behangen; gläſerne Käſtchen, in denen Käfer und Schmetterlinge in bunter Ordnung angeſpießt waren, hingen dazwiſchen; ausgeſtopfte Vögel ſaßen auf kleinen geſchnitzten Bäumen, die auf den Bücherſchränken angebracht waren. An dem einen Ende des Zimmers ſtanden Kolben und Retorten, in einer Ecke lag ein großer Stoß grauen Papiers, aus welchem ein Stiel oder ein Blatt der ausgetrockneten Pflanze hervorragte; auch ein großes Skelett, dem ein goldpapiernes Scepter zwiſchen die Fingerknochen geſteckt war, ſtand dort. Ueber dem grünen Schreibpulte ſtand eine Marmorbüſte, ein dürrer Lorbeerkranz war um die Stirne dieſes griechiſchen Schalksgeſichtes gewunden.

Baruch betrachtete aufmerkſam dieſe ganze Umgebung, in der trotz einer faſt überladenen Mannigfaltigkeit eine behagliche Ordnung herrſchte: das Leben läßt ſich noch mit andern Dingen als mit Bibelſtellen, Commentaren und Religionsgebräuchen ausfüllen; hier iſt eine ganz andere Welt — ſo ſprach es in ihm und der Arzt ſtörte ihn nicht in ſeinen Gedanken, denn er ſuchte in den Schränken nach einem Buche. Er nahm endlich Cicero de officiis und ließ Baruch daraus überſetzen. Der Lehrer ſchüttelte oft bedenklich den Kopf; nicht weil Baruch gar kein Latein verſtanden hätte, das konnte man nicht unbedingt ſagen; er war dadurch, daß er mit der Schnellkraft ſeines Geiſtes die grammatiſchen Formen ſprengen wollte, in ein ſonder-

bares Verhältniß zu dem Autor, den er las, gerathen; waren ihm nur einzelne Worte klar, die den ungefähren Gang oder einen Zielpunkt des Gedankens bezeichneten, so setzte er leicht und oft ganz richtig den Sinn desselben zusammen; weit häufiger aber folgte er, den Ideenkreis des Autors überspringend, seinen eigenen oft weiter gehenden Combinationen. Van den Ende sah, daß hier eine ganz eigenthümliche Unterrichtsweise befolgt werden müsse; hier war ein ausgewachsener Baum, der schon manches Jahres Blüthe und Frucht fallen gesehen, und nun versetzt werden sollte in ein anderes Erdreich.

Die Fortschritte erfolgten indeß nicht so schnell als man glauben sollte, denn der Unterricht ward beinahe immer durch Erörterungen über andere Gegenstände unterbrochen.

Baruch hatte Vertrauen zu seinem Lehrer gefaßt und erzählte ihm einst in treuherzigem Tone den Verlauf, wie er das Gebet verloren. Der Arzt lachte so heftig, daß er sich den Bauch halten mußte; er sah indeß, wie sehr das seinen Schüler verdroß.

„Müßt mir verzeihen," sagte er, „ich lach' nicht über Euch, ha, ha, ha! wir hatten im Narrenhause zu Mailand ein Prachtexemplar von einem theologisch-philosophischen Narcissus. Er hing ein Tuch über sein Angesicht, lag den ganzen Tag auf den Knieen und betete: heiliger Christoph, steh mir bei und vergieb mir meine Sünden — ha, ha, ha! und wenn man ihn fragte: wo und wer ist denn der heilige Christoph? dann stand er auf, lüftete das Tuch vor seinem Angesichte

und mit majestätischem Tone rief er: seht her, seht ihr die Glorie um meine Stirne? Kniet nieder und betet, Ich bin der heilige Christoph, ha, ha, ha! Wenn man es aber recht bedenkt, lag viel Methode in diesem Wahnsinn. Was soll am Ende das Gebet? Auf Gott einwirken? Das gestehen auch die Halbvernünftigen, daß es widersinnig wäre, wenn sich Gott etwas von uns einflüstern ließe; sodann sagt auch schon das Sprüchwort: ora et labora; also das Ganze ist, um unsere von Schmerz und Kummer zerknickte und verwirrte sogenannte Seele wieder aufzurichten und zu sammeln; kann ich das durch eine Anekdote, durch ein Kapital aus der Logik oder Physik, so ist es gerad so gut; darum betrübt Euch nicht, daß Ihr selbständig geworden seid, laßt den Kopf nicht hängen und seid lustig und guter Dinge, ich bin es auch und habe seit mehr als zwanzig Jahren nicht an das Beten gedacht. Wenn man nur der Jugend recht eindringlich beibringen könnte, daß sie nicht die schönste Lebenszeit mit unnützem Krimskrams vergeuden sollte."

So sprach der Arzt und seine kleinen grauen Augen funkelten. Baruch konnte seiner Auffassung nichts entgegenstellen, aber von dieser Stunde an wurde er rückhaltender gegen ihn; fleißig studirte er die naturwissenschaftlichen und mathematischen Werke, die er von ihm erhalten, fragte ihn über einzelne Schwierigkeiten, die Darlegung seiner eigenen Seelenzustände vermied er sorgfältig.

Der Arzt verstand es indeß durch Zutraulichkeit abermals Vertrauen zu erwecken.

„Ich war auch einst so in verworrenen Zweifeln gefangen wie Ihr," sagte er einmal zu Baruch; „ich weiß auch, wie anerzogene Befangenheit nachwirkt, und noch jetzt, da ich mich frei gemacht zu haben glaube, ertappe ich mich noch oft auf jener Ausschließlichkeit, die der Besitz der alleinigen Wahrheit einflößte. Ich bin nicht wie Ihr aus der Bibel selbst auf den Weg der Freiheit gekommen. Es war ein seltsamer und eigentlich geringer Anstoß, der mich dahin führte. Ich war als frommer Katholik auf die Universität nach Leyden gezogen; einst, es war am Himmelfahrtsabend, ich hatte lange studirt, bis mein Licht abgebrannt war; als ich sodann ruhig im Bette lag, da fuhr mir wie ein Blitz der Gedanke durch die Seele: wo ist sie nun hin, diese Kraft der Erleuchtung? Das Feuer hat die Nahrungsstoffe verzehrt und ist in's All zerflossen. Wie, wenn es mit unserer Seele auch also wäre? Meine Lehrer bestärkten mich in der sonst auch vielverbreiteten Ansicht, daß das Leben ein Verbrennungsproceß sei. Man kann es so nennen ohne eigentlich damit etwas erklärt zu haben; das was wir Seele, Denken und Empfinden nennen, ist nichts als eine Verarbeitung der Stoffe, hat seine Nahrung aus Stoffen, greifbaren und ungreifbaren, und wird wieder zu solchen. Der eine Mensch verdaut schwerer, der andere leichter, der mit Lust, jener mit Unlust."

„Und was wäre dann unser Vorzug vor den Thieren?"

„Wer sagt Euch, daß wir einen solchen haben müssen? Aber wir haben ihn wirklich, und zwar wieder

nur, weil wir reichlicher mit den feineren Stoffen begabt sind, und darum wirken die sogenannten ungreifbaren Stoffe, Farbe, Klang und Wort mächtiger auf uns. Das Gehirn des Menschen übertrifft oft den fünfzigsten Theil vom Gewichte seines ganzen Körpers, und darum hat er auch am meisten von dem, was man Vernunft und Geist heißt. Beim Ochsen z. B. beträgt das Gehirn kaum den achthundertsten Theil seines Gewichts, und darum ist er dumm; der Elephant ist schwerfällig, aber klug, weil er ein verhältnißmäßig sehr großes Gehirn hat. Verletzt man Euch Euer Gehirn, so seid Ihr ein Simpel, was faselt Ihr nun immer von Eurem Jenseits und Eurer ewigen Fortdauer?"

„Unsre Bestimmung wäre also, möglichst viel Annehmliches zu verarbeiten oder zu verdauen wie Ihr es nennt?"

„Allerdings."

„Ich hätt' Euch nicht für so egoistisch gehalten," entgegnete Baruch.

„Ich bin es nicht," erwiderte der Arzt, „freudig schlage ich Gut und Blut in die Schanze für das Gemeinbeste, für den Staat; aber für Religion und Glauben ließe ich mir nicht ein Haar auf meiner Perücke krümmen. Das sicherste und höchste Wohlbefinden des Menschen liegt im Staatswohl, und dafür zu sorgen, das ist die Bestimmung des Menschen; in allem Uebrigen steigt man von einer Nebelwolke in die andere."

„Eure Bestrebungen für Vaterland und Menschheit wären ja am Ende wieder nichts Anderes, als daß es

dieſem und jenem, oder wenn man ſagen will, der Geſammtheit möglich werde, beſſer und bequemer zu eſſen und zu trinken und ſeinen Lüſten nachzugehen; in ihrer Ausdehnung werden ſie ſomit nichts Höheres, ſondern nur etwas Allgemeineres."

„Ich will offen mit Euch ſprechen," ſagte der Arzt, und rückte vertraulich ſeinem Schüler näher, ein ſeltener Ernſt ſprach aus ſeinen Mienen; „es muß ein jeder dieſe Kriſis durchmachen, in der Ihr jetzt ſeid. Auch ich ſchwärmte einſt, da ich in Eurem Alter war, für die ſogenannten höheren oder geiſtigen Anliegen der Menſchheit und glaubte, ſie dürften nie getrennt werden von den Beſtrebungen für das Staatswohl; ich war in dieſer Beziehung ein eifriger Katholik, aber auch nur in dieſer Beziehung. Es war die Zeit, da

> Gomar und Armin mit Toben und Schnauben
> Stritten um den rechten Glauben.

Ich ſah den Advokaten das Schaffot beſteigen, weil er ſich gegen den alten Judenglauben wehrte, mit dem man nun die Chriſten durch die Gnadenwahl zur auserwählten Leibgarde Gottes machen wollte; da ſtand, auf ſeinen Stab geſtützt, der zweiundſiebzigjährige Oldenbarnevelt auf dem Blutgerüſte. „O Gott!" rief er, „was wird aus dem Menſchen!" und um und um ſtand die kopfloſe Menge, und doch Kopf an Kopf, das glotzte drein und jauchzte als das edle Haupt vom Rumpfe getrennt ward. Damals lernte ich das Volk verachten, damals gewann ich die Einſicht, daß es vor

Allem Noth thut, sich jeglicher Einwirkung auf das, was dem Volke Religion heißt, zu enthalten. Der Aberglaube ist ein hohler Zahn; oft läßt er lang in Ruh, aber ein harter Bissen, ein Luftzug macht, daß man oft rasend wird. Versucht es, ihn auszureißen, so schlägt Euch der Patient in's Gesicht, und laßt Ihr einen Splitter stecken, so kriegt Ihr den nicht heraus, außer mit Gefahr das Zahnfleisch mitzureißen, oder einen Kopfnerv zu verletzen. Wer denn aber doch helfen will, der sagt, daß er nur untersuchen wolle, bringt die Zange in den Rachen und dann Ruck! heraus damit; am besten ist's aber, man hilft dem nicht, der den Muth nicht hat, sich helfen zu lassen."

„Ihr erklärt somit das Streben nach Besitz und Vermehrung der idealen Errungenschaft der Menschheit für einen Geistesluxus?"

„Ja, wenn es nicht reelle Zwecke hat; euch Juden verarge ich es aber nicht, wenn ihr euch gerne ein Himmelreich aufbaut, euch fehlt das Erdenreich. Warum lacht Ihr? habe ich nicht recht?"

„Im Thalmud heißt es: der beste unter den Aerzten kommt in die Hölle, die Heilkünstler hatten gewiß auch schon damals solche Ideen, wie Ihr jetzt."

„Was geht mich Euer Thalmud an? Euer Moses war ein großer Politikus; aber der weise Salomo ist mein Mann, der hat das Leben verstanden, darum hat er auch in seinem Prediger gesagt: ich lobe mir die Lustigkeit, es giebt nichts Besseres für den Menschen unter der Sonne, als daß er esse und trinke und fröhlich sei."

„Da erfüllten die Thiere am nächsten ihre Bestimmung, und die Mollusken, die nur aus einem Magen bestehen, wären die vollkommensten Geschöpfe.“

„Nein, ich will Euch zugeben, daß das Thier auch fröhlich sein kann, aber der Mensch hat doch einen besondern Vorzug, nicht den, daß er aufrecht geht, schreiben und lesen kann, damit er weiß was vor ihm geschah, und berichten was mit ihm geschah; nein, der Mensch allein kann lachen. Demokrit und Lucian das waren die zwei gescheitesten Männer Griechenlands, die Anderen haben meist nur nach Wind geschnappt. Ich bin ein alter Praktikus, glaubt mir, kein Genuß auf der Welt ist so unvergänglich als das Lachen, und dabei verdaut man ganz normal und bleibt frisch und gesund.“

„Merkwürdig ist's, daß Ihr wieder mit dem Thalmud übereinstimmt, denn auch dort heißt es: das Lachen ist ein Vorzug des Menschen.“

„Wahrhaftig? da steht doch einmal was Gescheites in den dicken Büchern; aber ich gehe noch weiter und sage: es ist auch ein Vorzug des Menschen vor den Göttern, denn wen nichts überrascht, der kann auch nicht lachen.“

„Bleiben wir bei den Menschen,“ fiel Baruch ein, „was sollen nach Eurer Ansicht die Armen, die ihre Brodrinde mit Thränen befeuchten, die Alten, Kranken und Traurigen, die nichts zu genießen und nichts zu lachen haben? wo ist Trost und Freude für sie?“

„Die sollen glauben und fröhlich sein in der Gottseligkeit.“

„Wenn sie aber zur Erkenntniß kommen, und Alles zu unterst zu oberst kehren?"

„Ist nicht zu fürchten, dahin wird es nie kommen; es wird zu allen Zeiten nur wenig Einsichtige geben, der Pöbel wird stets glauben, und das muß auch sein, weil ihm Bildung und Urtheilskraft fehlt, und er anders nicht in Zaum zu halten wäre." —

Das also sind die, welche sich die Freien nennen, auch der Unglaube hat seine auserkorne Schaar! — Solches und noch manches Andere hegte Baruch in seinem Sinne, als er wegging.

Wieder einmal lagen die Bücher vor ihnen aufgeschlagen, und Lehrer und Schüler sprachen über ganz andere Dinge, als da geschrieben standen. „Glaubt mir," sagte der Arzt, und er blinzelte mit seinen grauen Aeuglein wie Einer, der in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht ist, „glaubt mir, ich lugte schon oft hinter die Gardinen; ich kenne gar wohl die Ehegeschichte von dem, was man Materie und Geist nennt und durch einen Religionsact eingesegnet und zusammengekuppelt hat."

„Daß doch Jeder verlangt, man soll ihm glauben," antwortete der Schüler: „Hätte ich aber das gewollt, wäre ich dort geblieben bei meinen Rabbinen, vielleicht wäre mir's gelungen, noch ein Stockwerk auf den babylonischen Thalmudbau zu zimmern, der mit dem Ende in den Himmel hineinragen soll; ich aber will Erkenntniß, will Gewißheit."

„Die findet Ihr nur im Stoff, von allem Anderen kann ich Euch eben so gut beweisen, daß es wirklich existirt, als daß es nicht existirt."

„In der Zusammensetzung meiner selbst aus einer ununterbrochenen Reihe von Eindrücken, Gefühlen und Gedanken, weiß ich mich doch als geistige Einheit, die selbständig und unabhängig vom Körper ist. Der Selbstmord, so verabscheuungswürdig er auch ist, bezeugt er nicht eine Herrschaft des menschlichen Geistes über den Körper, die sich sogar bis zur Vernichtung dieses letztern erstreckt?“

„Der Menschenstolz!“ entgegnete der Arzt, „das ist doch die Erbsünde, die Allen anklebt. Was Ihr da sagt, kann eben so gut Folge eines physischen Triebes sein, wie man das bei den sogenannten unvernünftigen Thieren als ausgemacht annimmt. Man hat Beispiele, daß ein Marder oder eine Ratte, die mit einem Fuß in der Falle gefangen waren, sich mit den eigenen Zähnen den Fuß abbissen und davon liefen. Mir fällt noch ein deutlicheres Beispiel ein: auf meinen Reisen in Unteritalien sah ich oft, wie sich die Bauern das grausame Vergnügen machten, daß sie in die Mitte eines ziemlich großen Kreises von glühenden Kohlen einen Skorpion warfen. Das arme Thier wollte fliehen und schoß hastig nach allen Seiten umher, aber überall war es von dem brennenden Ringe gefangen; wie um Gnade flehend richtete es seinen Kopf zu den Umstehenden empor, aber Alle lachten und jauchzten, und Niemand öffnete ihm einen Ausweg; da schoß es wüthend im Kreise umher, von Angst und Verzweiflung gejagt, es wagte mit seinen Scheeren die glühenden Kohlen zu berühren, aber schnell zuckte es zurück und schüttelte seinen ganzen Körper. Als es keinen Ausweg mehr

sah, kroch es langsam bis in die Mitte des Kreises, weit weg von der Gluth. Ohne Bewegung wie todt lag es da, aber plötzlich hob es den Stachel an seinem Schweife empor, es bäumte sich aus aller Macht, durchbohrte sich selber und war todt. Sagt mir nun einmal: fühlte sich der Skorpion auch als unabhängige geistige Einheit?"

Baruch wollte dieß geradeswegs zugestehen und somit in allen Kreisen der Natur ein freies Walten des Geistes annehmen; aber er fühlte, daß er die bloße Kraft seines eigenen Nachdenkens nicht in die Wagschale legen konnte gegen einen reichen Schatz von Erfahrungen, wo ihm stets Ungewohntes vor die Augen geführt wurde, das er im Augenblick nicht bewältigen konnte. Eine innere Stimme widersprach der ihm hier gebotenen Anschauungsweise, aber er vermochte nicht diese Stimme nach außen zu begründen. Er schwieg. Der Lehrer zweifelte nicht, hier einen Proselyten gewonnen zu haben und bedeutete Baruch des andern Abends zu ihm zu kommen, er wolle ihm die Geheimnisse einer Lehre offenbaren, die ihm Staunen und Bewunderung abnöthigen würden.

Baruch fand sich zur bestimmten Stunde ein. Van den Ende führte ihn in sein Studirzimmer, verriegelte die Thür sorgfältig hinter sich, zog die Fenstergardinen herunter und lauschte ob Niemand dem Zimmer nahe. Baruch mußte fast lachen über die komisch ernste Miene des Arztes, der ein brennendes Licht zwischen die Fingerknochen des Skelettes steckte.

„Kennt Ihr die Legende von dem Prior bei St.

Domonicus zu Tiel?" fragte der Arzt, während er in einem Schranke nach Etwas suchte.

„Nein!" antwortete Baruch.

„Hört," fuhr Jener fort, „der fromme Prior wurde einst vom Teufel heimgesucht, während er gerade mit dem Lesen eines heiligen Buches beschäftigt war. Der Teufel wollte den Frommen von seinem heiligen Geschäfte abbringen, sprang auf den Tisch und machte allerlei Possen vor ihm; aber der Prior zwang den Teufel, ihm die Kerze zu halten, bis sie abgebrannt war, worauf er ihn dann gnädig entließ. Seht, der Domine dort, der soll uns jetzt leuchten, während wir des Teufels Testament lesen. So, da ist der Schlüssel. Betrachtet einmal das Beinhaus da genauer: das ganze Gebälke war einst mit Fett ausgefüllt, da war ein Wanst, der viel Leckerbissen von der Tafel des Prinzen Moritz von Oranien beherbergt hat, jene Backen- und Stirnknochen hatten einen karfunkelrothen Ueberzug, dort in den Höhlen saßen gehorsame Augen, die den menschlichen Vorzug sich himmelwärts zu kehren oft in Anwendung brachten, über jenen Zähnen war ein Lippenpaar, das viel gegen die Remonstranten geiferte, und beim Schlürfen köstlichen Rheinweines sich in der Enthaltsamkeit übte. Das war ehedem der dicke Domine, der am meisten gegen den edlen Oldenbarnevelt wüthete und ihn auf's Schaffot geleitete. Er war prädestinirt, daß er einst als Leiche von mir gestohlen werden sollte; ich habe Todesgefahr bei dem Unternehmen ausgestanden, es ist das eine schöne Geschichte, ich will sie Euch ein andermal erzählen. Heiliger Laurentius! hier ist

wieder ein Jünger, der zu Euch wallfahret, um aus Eurem weisen Haupte Lehre zu empfahen. Freut Euch, denn bald ist die Schaar gleich dem Sand am Meer und den Sternen am Himmelszelt." Bei diesen letzten Worten kreuzte der Arzt seine Arme auf der Brust über einander, und verbeugte sich dreimal vor dem Skelett; „ha ha ha!" unterbrach er sich, „es ist zum Todtlachen, ich werde ja noch ganz biblisch, aber ich will Euch weiter keinen Hokus Pokus vormachen." Er stieg nun auf einen Stuhl, öffnete mit dem Schlüsselchen die obere Schale des Schädels, nahm eine Schrift heraus, und sagte im Heruntersteigen: „So lang der da gelebt hat, ist nichts so Gescheites dort beherbergt worden, als ich ihm jetzt zum Aufbewahren gebe; schwört mir, daß Ihr Niemand verrathen wollt, daß Ihr das Buch bei mir gesehen; meine bürgerliche Stellung wäre dadurch gefährdet."

„Wie soll ich schwören?" fragte Baruch, indem er den Vorsatz faßte, lieber Nichts zu erfahren, als nochmals einen so gräßlichen Eid zu leisten wie bei dem Kabbalisten. Der Arzt verstand es anders.

„Ihr habt Recht," sagte er, „könntet Ihr schwören, so dürftet Ihr das nicht vernehmen. Seht diese runden gemächlich gezeichneten Schriftzüge, so schön schreibt man in des Teufels Canzellei; das Buch ist ein Erbstück von einem Frater Dominikaner, der es aus Augsburg mitgebracht hat: ein deutscher Kaiser, Friedrich der zweite von Hohenstaufen, ist der Verfasser; den Titel werdet Ihr wohl verstehen, er heißt: de tribus impostoribus; es sind nur neun und zwanzig

Paragraphen. Da setzt Euch her, ich will's Euch holländisch vorlesen."

Baruch schauderte vor der verzweifelten Gottverlassenheit und kaltblütigen Section alles Glaubens, die hier vor seinem Geistesauge vorging, und als er die Stelle des 21. Paragraphen hörte, wo es heißt: „Quid enim Deus sit, in revelatione qualicunque obscurius longe est quam antea," war's ihm als ob man mit glühenden Zangen den Kern alles religiösen Bewußtseins ausreißen wollte.

„Junger Freund, wenn Ihr das Leben näher kennen gelernt haben werdet," sagte der Arzt als er aufstand, „werdet Ihr einsehen, daß die Moral, die sich auf dem Markt des Lebens umhertummelt, eigentlich nicht aus Tintenfässern geschöpft wird. Euer Judenthum und unser Judenthum taugt nichts mehr, Euer Judenthum ist längst nur eine Mumie, die bei einem Luftzuge in Staub zerfällt; das unsrige war bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts eitel Barbarei, es hat den Geist des Classicismus in sich aufgenommen, und dieser Geist wird es auseinandersprengen. Tretet nur ein in die luftigen lichten Hallen classischer Weisheit, Ihr werdet genießen, spotten und schweigen lernen . . ."

Gräßliches Labyrinth! sprach Baruch im Herzen als er wegging; aber ich fühl's, ein Ausweg muß gefunden werden.

10. Benedictus sit!

Es sollt' eine Jungfrau früh aufsteh'n,
Und ihren Liebsten suchen geh'n;
Sie sucht ihn unter den Linden
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

So sang Olympia van den Ende, und sie jagte die langathmenden Töne ihrer kleinen Orgel mit mächtigem Gebrause durcheinander, als ihr Vater in's Zimmer trat.

„Du hast dich ja heute wieder ganz in deinen Liederhimmel verstiegen," sagte er, „und weißt gar nichts von dem, was unten auf der unmusikalischen Welt vorgeht; schon vor einer Stunde sind wir an deinem Zimmer vorübergegangen. Hier habe ich endlich den vielbesprochenen Herrn de Spinoza mitgebracht; hiemit stelle ich Euch meine Tochter vor, sie ist beständiger Ministrant bei meinem heiligen Lehramte, Ihr müßt Euch in gutes Vernehmen mit ihr setzen."

„Mein Vater hat mir, so oft er aus Eurem Hause kam, von Euch erzählt," sagte Olympia, „und ich freue mich, endlich meinen Wunsch erfüllt zu sehen. So viel ich aber von Euch gehört habe, sehe ich doch jetzt, daß ich mir wieder eine falsche Vorstellung von Eurer persönlichen Erscheinung gemacht hatte. Sagt mir nun,

Ihr seid ja ein Philosoph, darf ich das nicht als einen Beweis annehmen, daß alle unsere Vorstellungen von Dingen und Personen, die über unserer unmittelbaren Sphäre hinausliegen, unrichtig sind?"

Welch eine Begegnung war das, die ihm sogleich ein Problem entgegenwarf und ihn zum Erstenmal einen Philosophen nannte?

Baruch schlug die Augen nieder, er glaubte das Forschen ihrer Blicke in seinen Gesichtszügen zu verspüren; er machte eine stumme Verbeugung, er wußte nicht, was er antworten sollte.

„An meiner Tochter findet Ihr eine halbe Philosophin, mit der Ihr viel disputiren könnt," sagte der Arzt, um Baruch aus der Verlegenheit zu helfen; er aber wurde dessen nicht gewahr.

„Da hat mir Oldenburg heute ein anmuthiges Lied geschickt," sagte Olympia zu ihrem Vater, reichte ihm das Blatt und fuhr zu Baruch gewendet fort: „sind Sie auch musikalisch, Herr von Spinoza?"

„Nein!"

„Aber Sie singen doch gewiß die Psalmen? Sie müssen mir einmal einen ebräischen Psalm singen, ich möchte doch auch hören wie das lautet. Hat man noch die Melodien von König David?"

„Wir haben noch viel ältere, denn fast alle unsere Synagogenmelodien stammen nach der Tradition vom Berge Sinai; obgleich die Gebete erst viel später abgefaßt wurden, so gingen die Melodien einstweilen wortlos von Mund zu Munde."

„Das ist ergötzlich, das wäre ja gerade, wie wenn

Kleider ohne Leib spaziren gehen, oder ein Arsenal ohne Soldaten eine Schlacht liefern wollte."

„Ich sprach blos von der herkömmlichen Annahme," antwortete Baruch.

„O, es ist doch eine schöne Tradition. Das muß herrlich gewesen sein," fuhr Olympia fort, „das Rollen des Donners und das Schmettern der zahllosen Posaunen war ein grandioses Accompagnement, bedeutend furioso, aber so mußte es sein; o singen Sie mir doch etwas aus dem Sinai-Oratorium, wenn's meine christlichen Ohren hören dürfen."

Baruch entschuldigte sich, da er nicht singen könne; aber Olympia ward immer dringender, so daß Baruch vor Verlegenheit sich nicht zu helfen und zu rathen wußte.

„Das ist ein musikalischer Fanatismus," sagte van den Ende. „So warte doch, bis Herr von Spinoza von selbst dir die Scala seines Glaubens angiebt; du bringst ja durch deine sonderbaren Launen Jeden, der dich nicht kennt, in die peinlichste Verlegenheit."

Olympia bat Baruch um Entschuldigung wegen ihres Ungestüms, sie sei eben in aufgeregter Stimmung, er solle nicht ungünstig von ihr urtheilen. — Baruch ging nach kurzem Verweilen in nie gekannter Beklommenheit weg, er glaubte Olympia habe ihn verspottet, und nicht sowohl ihn persönlich, als den Juden überhaupt. Diese Wahrnehmung verletzt den aus dem abgeschlossenen Lebenskreise Heraustretenden noch weit mehr und selbst dann noch, wenn er sich in Denken und Thun von der Genossenschaft getrennt weiß.

Das war sein erstes Zusammentreffen mit Olympia

an jenem Tage, an welchem ihn van den Ende zuerst in sein Haus gebracht hatte. Seitdem war er ihr noch oft begegnet, hatte flüchtige Worte mit ihr gewechselt, sonst aber kümmerte er sich wenig um sie; er konnte mit Hiob sagen: „Ich hatte einen Bund geschlossen mit meinen Augen, auf daß ich nicht achtete auf eine Jungfrau.“ (Hiob 31, 1.) Nun aber war die Zeit gekommen, da er achten mußte auf eine Jungfrau, und da er mit gespannter Aufmerksamkeit auf jedes ihrer Worte lauschte. Der Arzt war verreist, und hatte die Fortsetzung des Unterrichts seiner Tochter übergeben; auch Baruch ward ihr Schüler.

Gleich ihrer Namensschwester Olympia Morata aus Ferrara, die im vergangenen Jahrhundert durch griechische und lateinische Dichtungen die Bewunderung ihrer Zeitgenossen erregt, war Olympia van den Ende in der klassischen Welt heimisch, neigte aber mehr zu gelehrten Forschungen, so daß sie es hätte wohl erreichen können, mit dem philosophischen Doctorhut gekrönt zu werden; aber sie wußte, daß das schwarze Sammethäubchen, mit den feinen Brüsseler Spitzen eingerändert, zu der Fülle ihrer blonden Locken und der Lilienweiße ihrer Haut weit besser kleide, als der rothsammetne spitze Doctorhut. Tullia, Cicero's eigne Tochter, hätte die Briefe, die ihr schönrednerischer Vater an sie gerichtet, nicht in eleganterem Latein beantwortet, als die Tochter des Amsterdamer Arztes. Darum trug auch ihre zarte weiße Hand sehr häufig Spuren gelehrter Tinte, denn sie übte bei ihren Schülern ein scharfes Censorenamt gegen jegliche Ausdrucksweise, die sich nicht

das römische Bürgerrecht erworben hatte; darum zog sich ihre schneeweiße glatte Stirn in Falten, wenn ihr Barbarismen vorkamen, ihr helles blaues Auge leuchtete freundlich, und ihr Mund, der sonst einen gewissen Ausdruck der Herbheit hatte, lächelte mild und einnehmend, wenn sie bemerkte, daß ihre Schüler in den lateinischen Versen keine Masche hatten fallen lassen.

Mißmuthig saß Baruch die ersten Stunden vor seiner Lehrerin, die an dem Periodenbau des Curtius in der Geschichte Alexanders die Feinheiten der lateinischen Syntax demonstrirte. Olympia ärgerte sich über den linkischen Juden, der mit der augenscheinlichsten Befangenheit auf jede ihrer Fragen antwortete; sie stand auf und ging nachdenklich das Zimmer auf und ab. Baruch betrachtete die hohe schlanke Gestalt mit dem majestätischen Gange, und statt den Kriegszügen Alexanders zu folgen, forschte er in den Zügen Olympia's, deren Syntax von schwärmerischer Gutmüthigkeit und herber Schärfe des Verstandes er eben so wenig entziffern konnte, als die verschlungenen Perioden des Curtius. Der Unterricht war hier Anfangs fast wieder eben so unerquicklich, wie bei dem alten Magister Nigritius, denn Baruch hatte sich seit seinem ersten Zusammentreffen nur mit innerem Mißbehagen Olympien genähert. Diese aber verstand es bald, Beziehungen zwischen ihren so verschiedenen Geistesrichtungen aufzufinden, die Baruch ihren Umgang immer angenehmer machten. Er war wieder so glücklich, daß von Allem mehr als von lateinischer Grammatik die Rede war. Er sprach mit Olympia über die in der Geschichte

waltenden Gesetze, über Menschen- und Staatengeschicke; sie fand die Ideen Baruchs hierüber höchst eigenthümlich, ja oft seltsam, denn er war gewohnt, Alles gewissermaßen vom Standpunkte der jüdischen Geschichte aus zu betrachten und nach seinen Beziehungen zu dieser zu beurtheilen. Hieraus ergab sich für Olympia oft die ergötzlichste Wendung, aber Alles was Baruch mit ihr sprach, war so ungewöhnlich, bezeugte eine so tiefe innerliche Rührigkeit, daß Olympia sich die Pflichtvergessenheit zu Schulden kommen ließ, den Unterricht mehr als billig hintanzusetzen. Bis zu den entferntesten Zonen und Zeiten stieg der Geist Beider hinan, und dort fanden sie sich wieder, denn Beide beseelte der gleiche Drang zum Ursprung des Weltgeschicks und des Weltdaseins hinanzudringen. — Mit Sehnsucht harrte Baruch von nun an jedesmal der Unterrichtsstunde, und er machte sich schon lange vor dem Glockenschlage auf den Weg; es war nicht selten, daß dann gerade Olympia aus dem Fenster sah und ihn schon von fern freundlich grüßte.

Sie hatten eines Tages im achten Kapitel des siebenten Buches jene bekannte Rede der scythischen Gesandten an Alexander gelesen. Olympia bemerkte: „Es ist charakteristisch, daß Valerius Maximus erzählt: Aristarchus habe einst zu dem Könige gesagt, es gebe nach Demokrit zahllose Welten. Wehe! rief der König aus, ich Unglücklicher habe noch nicht einmal Eine erobert.“

„Im Thalmud finden sich auch die abenteuerlichsten Legenden über den „macedonischen Alexander,“ dem die Welt zu enge war,“ entgegnete Baruch.

„O erzählen Sie, erzählen Sie," bat Olympia. „Solche Blumen, die in der heißen Gluth des Orients üppig aufgeschossen sind, die liebe ich sehr."

Es klopfte an, Olympia rief: „herein!" Ein großer stattlicher Mann mit einem feingeschnittenen Profil trat in das Zimmer. Mit ruhigem Anstand näherte er sich Olympien, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „Ich freue mich," sagte er, „diese Hand küssen zu dürfen, die das Plectrum wie den Griffel der Geschichte mit gleicher Kunst führt, und schon so Manchem den Weg nach Attika's und Latiums herrlichen Gefilden gezeigt hat."

„Es wäre Schade, wenn Sie nicht in die diplomatische Laufbahn gerathen wären," entgegnete Olympia.

„Sonst könnte ich auch nicht das Vergnügen haben, Ihnen zu sagen, daß heute die Nachricht einging, Ihr Günstling, der fromme General Oliver Cromwell, sei von der Armee zum Lordprotektor Englands ernannt worden. Er hat das Parlament nicht umsonst mit der hohen rednerischen Formel: ihr Trunkenbolde! auseinander gejagt."

„Lachen Sie immerhin über sein Rednertalent, er ist kein Demosthenes," sagte Olympia, „aber ein starker Charakter mit tiefdringendem Scharfblick; es freut mich, daß er so hoch gestiegen ist. Doch, wie sieht's bei uns aus? Können Sie mir nicht sagen, ob jetzt bestimmte Nachrichten eingegangen sind, wie viele Menschen bei dem letzten Sturme verunglückt sind?"

„Nein! aber da hat sich der Humor wieder in's Tragische gemischt. Ich habe Ihnen schon oft gesagt,

daß meine niederſächſiſche Heimath in Lebensgewohnheit und Denkweiſe auffallende Aehnlichkeit mit Ihrem Vaterlande hat; in Einem aber ſind ſie grundverſchieden, und das iſt ihr Verhältniß zu den Juden. In meiner frommen Vaterſtadt hätte man's nie geduldet, daß die Kinder Abrahams ein Schiff ausrüſten, um es mit dem Namen „der Jude" in See ſtechen zu laſſen; iſt die Nordſee nicht ein chriſtliches Meer? Darum hat die See auch den Juden zuerſt verſchluckt. Ich habe heute Morgen von meinem Fenſter aus zugehört, wie ein alter Matroſe ſeinem Kameraden das ganze Unglück aus der Gemeinſchaft mit den Juden ableitete."

Baruch war, ſobald der Fremde eingetreten, aufgeſtanden, er hatte ſein Buch unter den Arm genommen und wollte ſich bei Olympia verabſchieden; ſchon zweimal hatte er den Anſatz zu einer Verbeugung gemacht, aber immer war er des Fremden wegen unbemerkt geblieben, er trat jetzt vor, aber der Fremde ſtellte ſich wieder zwiſchen ihn und Olympia.

„Ich muß Ihnen doch auch noch erklären," fuhr der Fremde fort, „warum ich zu ſo ungewöhnlicher Stunde zu Ihnen komme. Sie gehen doch gewiß heute Abend in die Rederykers Kamer;[1] ich wollte Sie darauf aufmerkſam machen, vorher in den botaniſchen Garten zu gehen, Sie ſehen dort, was Sie vielleicht noch nie geſehen haben: einen blühenden Palmbaum; es ſind Blumen daran, ſo groß, daß zehn ganze Elfenfamilien bequem darin wohnen könnten."

Hier trat wieder eine Pauſe ein, und endlich gelang

[1] Redekammer, zugleich auch eine Art von Theater.

es Baruch, eine Verbeugung vor Olympien zu machen und einige Worte herauszustottern.

„Sie dürfen noch nicht gehen, Herr von Spinoza," sagte diese, „Sie müssen mir noch die Legende erzählen, und wenn ich dann die Lilien des Südens in Augenschein nehme, kann ich ihnen auch etwas von ihrem Heimathlande erzählen."

„Der Matrosenglaube könnte der richtige sein, ich will mich daher lieber entfernen," sagte Baruch mit einem Seitenblicke auf den Fremden.

„Ah!" sagte dieser aufstehend, „mein alter Freund Caspar Barläus hatte doch Recht, er hatte viel Umgang mit Juden gehabt und war eher vorurtheilsvoll für sie eingenommen, weil er sie Alle für geistreich hielt; über einen ihrer Fehler hat er sich aber oft beklagt, es ist die Empfindlichkeit; der unschuldigste Blick, der harmloseste Scherz wird von ihnen als Spott mißdeutet. Ich kann Ihnen die Versicherung geben, daß es nicht im Entferntesten meine Absicht war, zu beleidigen, und Jufrow Olympia kann mir meine unchristlichen Gesinnungen in Bezug auf die Juden bezeugen."

„Ja," sagte diese, „und ich bin eigentlich Schuld an der ganzen Verwirrung, da ich Sie nicht vorgestellt habe; Herrn de Spinoza kennen Sie nun, und das ist Herr Oldenburg, so ein Stück von der Bremer Gesandtschaft. Ich bitte, erzählen Sie nun die Legende, sonst sehe ich mich als Ursache eines Mißverhältnisses an, das mich sehr betrüben würde." Baruch sträubte sich.

„Ich will Ihnen eine Lehre geben," sagte Oldenburg, „prägen Sie sich ein, daß Jufrow Olympia täglich

betet: mein Wille geschehe wie im Himmel also auch auf Erden. Drum erzählen Sie nur frischweg, Sie müßten am Ende doch."

Baruch erzählte nun die bekannte Legende, wie Alexander bis zum Eingange des Edens mit seinem Heere vorgedrungen war; Oldenburg erzählte dann aus den alten Gedichten des Pfaffen Lamprecht und Ulrichs von Eschenbach jene bunten Sagen, mit denen der deutsche Dichtergeist die Großthaten Alexanders verklärt hat. Im Meinungsaustausch über den größten Helden des Alterthums, der zwar keinen Homer gefunden, dem aber der Dichtergenius aller Völker im Orient und Occident die farbigsten Blüthen geboten, schwand den Dreien eine schöne Stunde dahin. Der Fremde und Olympia sahen staunend auf Baruch, als dieser mit der gelassensten Ruhe und Bestimmtheit die Furcht als die einzige Ursache bezeichnete, aus welcher der Aberglaube entsteht und besteht; Alexander stelle sich hiefür als auffälliges Beispiel dar, denn so oft ihn die Ungunst der Verhältnisse in Schrecken versetzt, habe er Opfer und allerlei Aberglauben zu Hülfe gerufen. Wie nun Baruch die betreffenden Stellen bei Curtius aus Buch 4, Cap. 10 und wieder aus Buch 5, Cap. 4 u. s. w. rasch zusammenfügte, erkannten die beiden Hörer, daß hier ein eigenthümlicher Geist mit neuer Betrachtungsweise die Vergangenheit durchforschte.

Oldenburg kam fortan öfter, wenn er wußte, daß Baruch bei Olympia zu treffen war, und diese freute sich, da sie sah, wie die beiden jungen Männer sich täglich mehr befreundeten. Sie fand einen gerechten

Stolz darin, die Mittlerin zwiſchen ſo ungleichartigen Perſönlichkeiten zu ſein, und ſie verſtand es ſtets, Beziehungen zwiſchen der reichen Welterfahrung und Beleſenheit Oldenburgs und dem tiefen Forſchergeiſte Baruchs zu Tage zu fördern. Neben den einnehmenden Eigenſchaften eines feinen Weltmannes beſaß Oldenburg noch einen Vorzug, der zwar ſelten beachtet wird, der aber, ohne daß wir es wiſſen, häufig den bedeutungsvollen Eindruck des erſten Bekanntwerdens beſtimmt; es iſt dieß eine klangvolle, aller Modulationen fähige Stimme. Alles, was Oldenburg ſprach, gewann durch dieſen Wohllaut eine Fülle und Rundung, die unmittelbar und unwillkürlich für ihn einnehmen mußte. Baruch und Oldenburg waren Freunde, ohne daß ſie es einander ſagten.

„Sie haben nun bald den lateiniſchen Curſus beendet," ſagte eines Tages Olympia zu Baruch, „wie wär's, wenn Sie zum Erſatz mich in der ebräiſchen Sprache unterrichteten?"

„Ich empfehle Ihnen dann die Polyglotte des Kirchenvaters Origenes," ſagte Oldenburg lachend, „da können Sie herüber und hinüber ſpringen von einer Sprache in die andere, wie's Ihrem unruhigen Geiſte beliebt. Wenden Sie ſich an mich, ich verſchaffe Ihnen dann den Lehrſtuhl des Caſaubonus oder des Skaliger. Ich ſehe ſchon, wie die Studioſi in's Colleg ſtrömen, denn die hochgelahrte Olympia van den Ende exegeſirt das Hohe Lied in der Urſprache."

„Bedenken Sie," ſetzte Baruch hinzu, „es iſt die heilige Sprache, die Sie lernen wollen."

„Sind Sie denn ein Heiliger?“ entgegnete die Gereizte; „Sie haben ja gewiß einen ebräiſchen Namen, wie heißt er?“

„Baruch.“

„Bahruch!“ wiederholte Olympia, die ſich vor Lachen kaum halten konnte, „Bahruch, hu! es wird mir ganz angſt und bange, das klingt ja wie Geiſterruf; der Name paßte nur für das lugubre in der Muſik, ich würde ihn immer aus f moll begleiten, hören Sie ſo.“ Sie ging an ihre Orgel und ſang immer Bahruhch! und begleitete ihren Geſang mit den düſterſten Tönen. „Um's Himmels willen, den Namen müſſen Sie aufgeben, ſonſt kann's Ihnen ſchlimm gehen,“ fuhr ſie fort. „Ich hatte eine gute Freundin, deren Geliebter Balthaſar Prompronius hieß, die war ſehr unglücklich. Lieber Balthaſar! nein, das geht nicht, das kann kein fühlendes Weſen ſagen, das will ja gar nicht aus dem Mund heraus und zerreißt ja das Ohr; meine Freundin war ſehr unglücklich, ſie ſagte immer nur: Lieber! und meinte ſchließlich einen Andern damit. Der abgeſchmackte Name war viel an ihrem Unglück Schuld, das iſt mein feſter Glaube.“

„Sie ſind alſo doch nicht ſo ungläubig, wie Sie ſich geben,“ ſagte Baruch.

„Bahruhch,“ wiederholte Olympia immer, und ſammelte den ganzen Umfang ihrer tiefſten Töne, um alles Unheimliche in den Namen zu legen. „Bahruhch! nein, das geht nicht, es iſt mir um Ihre künftige Frau, geben Sie Acht, daß es ihr nicht geht wie meiner armen Mathilde; darum folgen Sie meinem

Rath und nehmen Sie einen andern Namen an. Hat denn das Uhugekrächz eine Bedeutung?"

„O ja, es bedeutet: Gesegneter."

„Bravo! herrlich!" jauchzte Olympia und schlug freudig die Hände zusammen, „also Benedictus? das ist ja ein herrlicher Name. Wenn Sie Papst werden, so sind Sie jetzt gerade der XIV., fünf und siebenzig Jahre nach Ihrem Tode werden Sie kanonisirt und man wallfahrtet zum wunderthätigen Grabe des St. Benedictus; „„lieber Benedictus"" hören Sie nur, wie weich und innig das klingt, aber Bahruch, brrr! geben Sie mir Ihre Hand, und versprechen Sie mir, fortan den Namen Benedictus zu führen. Sie sind ja ein Gelehrter, darum müssen Sie auch einen lateinischen Namen haben; Sie werden einst großen Ruhm erwerben, und dann habe ich doch auch einen Namen auf die Nachwelt gebracht. Man muß auch seinen Gegnern nicht alle Gelegenheit zum Witz abschneiden. Ich sehe schon, wie ein Anathema gegen Sie damit beginnt: Benedictus est Spinoza, quem rectius maledictum dixeris. [1] Die Römer haben aus der Stadt Malevent in Unteritalien Benevent gemacht, und der wohlweise Magister, der Sie auf diese Weise so witzig umtauft, hat gewissermaßen nur ein Plagiat begangen; ich sehe ihn aber doch vor mir, wie er sich das Kinn streichelt, das schwarze Käppchen aus der gelahrten Stirn rückt und zufrieden darüber schmunzelt, daß er Sie mit Einem Worte gebrandmarkt. Ach! und das große

[1] Der Gebenedeite wird Spinoza genannt, er sollte richtiger der Vermaledeite heißen.

Verdienſt wird nicht anerkannt, Ich bin die Urheberin ſolcher ſublimen Einfälle, ohne mich hießen Sie ewig Baruch, darüber könnte Ariſtophanes ſelber nur lachen, aber keinen Witz machen.“

So ſprach Olympia, alle Gegengründe und Einſprüche Baruchs blieben fruchtlos.

„Wenn Sie nicht gutwillig meinem Rathe folgen,“ fuhr Olympia fort, „ſo nenne ich Sie von dieſer Stunde an nie mehr anders, als Rabbi Bahruhch, ja, ich kaufe mir einen Papagei, dem will ich die Worte: Rabbi Bahruhch, ſo oft vorſagen, bis er ſie ganz geläufig nachſpricht, ich hänge ihn unter das Fenſter, und wenn Sie gegen das Haus kommen, ſoll er Ihnen immer zurufen: Rabbi Bahruhch! Rabbi Bahruhch! Ich ſehe ſchon, wie die Leute vor dem Haus ſtehen bleiben und ſehen wollen, wie denn das Individuum ausſieht, das einen Namen hat, der wie Rabengekrächze lautet. Ich frage Sie nun zum letztenmale, wollen Sie meinem Rathe folgen?“

„Sagte ich Ihnen nicht gleich am erſten Tage als wir uns ſahen,“ ſprach Oldenburg, „Jufrow Olympia iſt der jungfraugewordene Eigenſinn? Gehorchen Sie nur ohne Zögern. Sie werden ſich doch nicht ausgeſuchten Qualen ausſetzen?“

Baruch willigte ein und reichte Olympia die Hand; ſie drückte ſie warm.

„Setzen Sie ſich,“ ſagte ſie, „und Sie, Herr Oldenburg, treten Sie hieher, Sie ſollen Taufzeuge ſein.“ Sie legte nun ihre beiden Hände auf das Haupt Baruchs und ſprach: „Im Namen des Ariſtoteles,

Bacon und Carteſius gebe ich Dir den Namen Benedictus; auf daß der Name groß werde und daure für und für, und ſtets, wenn Du Deinen Namen ſchreibeſt, ſo gedenke ihrer, von der das Wort ausging. Benedicite! In saecula saeculorum, Amen!“ Die Schlußworte ſang ſie in feierlichem Kirchentone. „Hab' ich's recht gemacht?“ fragte ſie dann, indem ſie ihre Hände aufhob und wie unwillkürlich mit der Rechten über die Wange Benedicts ſtreifte.

„So brav,“ ſagte Oldenburg, „daß, wenn Sie meinen Namen Heinrich — oder Hendrik, wie er hier zu Lande heißt — unmuſikaliſch finden ſollten, ich mir auch noch einen andern von Ihnen geben laſſe, ohne zu fürchten, daß man uns der Blasphemie beſchuldigen wird. Ich möchte gar zu gern erfahren, wie es einem zu Muthe iſt unter Ihrer ſegnenden Hand.“

Olympia erröthete, fuhr ſich aber mit der Hand über die Stirn, um ihre Betroffenheit zu verbergen.

11. Ein neuer Mensch.

Aus der lichten freundlichen Sphäre, wo er Benedictus genannt wurde, mußte er wieder hinüber in die düstere und abgeschiedene Umgebung, wo er Baruch hieß und als solcher handeln und denken sollte.

Warum ist der Name Benedictus wohllautender als der Name Baruch? Es ist nichts als Vorurtheil der Weltkinder, denen die heilige Sprache fremd und mißtönend klingt. Und doch, ist diese Namengebung nicht ein Zeichen, fortan in Wort und Weise der gesammten denkenden Welt zu leben und zu denken? Ist es nicht tiefdeutig, daß die Erzväter Abram und Jakob ihre Namen änderten, nachdem eine neue Sendung an sie ergangen war? Darfst du aus der Bibel eine Begründung für dich schöpfen? Und immer die Bibel? ...

In solchen Erwägungen hatte Spinoza das Haus van den Ende's verlassen. Der Familienname war geblieben und mit ihm die unlöslichen Beziehungen zu seiner Vergangenheit und Herkunft; innerhalb dieser und ihrer wartend ist es Niemand gegeben, rein und frei dem Rufe eines Gedankens zu folgen. Die Krone, die er einst durch den Titel Rabbi empfangen, war von seinem Haupte genommen, eine zarte weihende Hand hatte seine Stirne berührt und ihm einen andern Namen gegeben.

Unmittelbar von Olympia ging er in die Schule „Geſetzeskrone.“ Es däuchte ihm wie Ironie, daß man hier in dieſer Niedergedrücktheit mit Kronen prunke; Alles erſchien ihm ſo freudlos und trübe, noch weit mehr, als es eigentlich war. Noch klangen die munteren Scherze und die zarte Stimme Olympia's in ſeiner Erinnerung wieder, die Litanei der hier zerſtreut an den Tiſchen ſitzenden Schüler verletzte wie ſchrillender Mißlaut ſein Ohr. Er hatte ſich in einen Winkel geſetzt, um ungeſtört über einem offenen Buche ſeinen Gedanken nachzuhängen, als Chisdai zu ihm kam, und ihn über den Sinn einer ſchwierigen Thalmudſtelle befragte. Baruch brauchte ſich nicht lange darüber zu beſinnen.

„Ich hab's ſchon längſt geſagt,“ begann Chisdai, „du wirſt ein zweiter Simſon an Geiſt und Kenntniſſen; wenn man dich irgendwo nicht aus- und einlaſſen will, nimmſt du das Thor ſammt Schloß und Riegel auf den Rücken und trägſt es fort — aber ich bitte dich um Gottes und ſeiner Barmherzigkeit willen, laß dich nicht kirren durch die Delila, zu der du jetzt wandelſt; ich ſelber habe ſie nie geſehen, Gott bewahre! aber wie ich von den Leuten höre, iſt ſie nicht mehr jung und ſie ſoll auch nicht ſchön ſein.“

„Ich weiß nicht, was du willſt, laß mich,“ ſagte Baruch unmuthig.

„Was ich will?“ entgegnete jener, „wie du dich doch verſtellen kannſt! Die Tochter des Arztes mein' ich nun, wie heißt ſie doch? Ja, Olympia van den Ende, die ſoll ja ſo geſchickt ſein, daß ſie ſieben Sprachen

ſpricht. Ich bitte dich, folge mir: wenn die drüben recht meinen, ſie haben dich ganz und gar, mach's wie Simſon, fang' die Füchſe, bind' ihnen die Schwänze zuſammen, zünd' ſie an und jag' ſie unter die reifen Kornfelder der Philiſter. Du verſtehſt mich doch, wie ich's mein'? aber ich fürcht', ich fürcht', ſie ſtechen dir — Gott bewahre — die Augen aus, nehmen dir deine Kraft und machen dich zum Geſpötte."

„Es iſt ſchade," antwortete Baruch, „daß du dieſe neue Anwendung der Geſchichte Simſons auf Religionsſtreitigkeiten nicht auf deine morgende Predigt verſpart haſt. Um es aber zum Schluß zu führen, will ich dir doch ſagen, daß, wenn ſie das, was du meinſt, könnten oder wollten, ich auch den Muth hätte, wie Simſon auszurufen: meine Seele ſterbe mit den Philiſtern! und auch darnach zu handeln."

Es war ihm ein peinliches Gefühl, denn es däuchte ihm wie Entweihung, den Namen Olympia's hier von Chisdai's Mund ausgeſprochen und ihre holdſelige Geſtalt in dieſe trübe Umgebung hereingezerrt zu ſehen. Seine Abneigung gegen Chisdai ſteigerte ſich immer mehr, denn er ſah deutlich, wie dieſer allen Bewegungen ſeines Geiſtes nachzuſpüren und ihre Wirkungen zu belauern trachtete; er mußte beſondere Abſichten dabei haben, da er ſelbſt durch die ausgeſuchteſte Schroffheit nicht ferne zu halten war.

Chisdai hatte am Sabbath darauf die erſte öffentliche Probe ſeines Rednertalents abgelegt. Der Verſuch mißlang völlig.

„Ich war den Bewerbungen Chisdai's um deine

Schwester Miriam nicht abgeneigt," sagte der Vater zu Baruch, als sie aus der Synagoge gingen, „Chisdai hat Vermögen und bekommt noch einst ein schönes dazu, er ist auch nicht so häßlich, und ich begreife nicht, wie die Miriam dazu kommt, daß sie sagt, sie habe einen unüberwindlichen Ekel vor ihm. Wie ich aber jetzt sehe, wird er der bedeutende Mann nicht, den man in ihm erwartet hat, und soll ich nun einmal nicht die Freude erleben, daß meine Tochter einen berühmten Schriftgelehrten zum Manne hat, so gebe ich sie lieber dem Samuel Cassères." Baruch bejahte. „Ich glaube, es ist nun Zeit," fuhr der Vater fort, „daß du dich endlich auch hören läßst; unserer ganzen Familie wird es einen Glanz geben. Ich möchte doch auch mit meinen alten Augen noch sehen, wie du da oben stehst, wer weiß, wie lang ich noch die Freude haben kann."

Baruch antwortete nicht, ein gräßlicher Schwindel, glaubte er, müsse ihn packen, wenn er da oben stehe wie die Anderen, die mit so entschiedener Zuversicht sprechen, als ob sie dem lieben Herrgott in die Karten geschaut hätten und genau wüßten, warum er diesen oder jenen Trumpf ausgespielt, und was er künftig ausspielen werde oder müsse.

„Was bist du so nachdenklich?" begann der Vater wieder, „ich glaube gar, du bist schüchtern; schäme dich, du warst doch sonst so muthig. Denkst du noch daran, wie du es als höchste Glückseligkeit gepriesen hast, da oben zu stehen und im lebendigen Worte den Geist Gottes auszugießen über die ganze Gemeinde?"

„Ich bin krank, ich fühle fast immer schweres Herz-

klopfen, du weißt ja, daß ich unlängst Blut gespieen habe."

„Pah, pah, das sind Ausflüchte; ich habe schon mit unserm Chacham Aboab gesprochen, er will dir's gern erlauben von heut über vierzehn Tagen zu predigen; ich will auch mit Silva, unserm Arzt, sprechen, wenn er's erlaubt mußt du mir meinen Wunsch erfüllen, oder ich verzeihe dir's auf meinem Todtenbette nicht."

Was war hierauf zu erwidern? — Silva erlaubte es, und Baruch mußte sich auf seine Predigt vorbereiten. — Wer vermag all den widerstreitenden Gefühlen nachzuspüren, die ihn bei Abfassung dieses Sermons beschlichen? Wer möchte all die neckischen Gedanken zählen, die ihm folgten, wenn er zu Olympia ging und mit ihr die Darstellung von dem heitern Lebensgenusse der Heiden las, wenn er sich an Oldenburgs lebemännischer Laune ergötzte, und dann wieder an Ausarbeitung seiner Predigt ging?

Der jugendliche Prediger hatte viele Bücher vor sich aufgeschlagen, um Beweisstellen, Gleichnisse und Fragen aus ihnen zu entnehmen. Seine Hand ruhte auf einem offenen Buche des Maimonides und sein Blick haftete an der Bücherreihe, die längs der Wand aufgestellt war. Da drinnen leben die Worte und Gedanken entschwundener Geister, gewiß haben auch sie gerungen, gezweifelt, getrauert, und doch am Ende den Frieden wieder gefunden. Ist es nicht Frevelmuth, ihr Leben und Lehren zum Wahn zu machen? Tausende waren weiser vor dir. Beuge deinen stolzen Sinn in Demuth und du wirst wieder eingehen in die Gottseligkeit

und du bist Erbe der Gottseligkeit, die die längst Dahingegangenen beglückte. Du willst es und du kannst es, du mußt. Wie willst du Kraft finden auf einsamen Wegen, wo Niemand dir folgt, als dein eigenes Bewußtsein? Die Geister der Vorfahren steigen herauf und segnen dich und schließen dich in ihren Kreis ...

Es giebt einen geschichtlichen Trost, der die wankende Strebekraft wieder wie mit einem wunderbaren Halt ausrüstet; längst entschwundene Kräfte helfen und stützen und richten empor.

Eine strahlende Begeisterung leuchtete aus dem Auge des Dreinschauenden und seine linke Hand legte sich auf die Brust, in die neue Ruhe einzog. Wird diese geschichtliche Tröstung und Entsagung, die das stürmende Drängen jetzt beschwichtigt, es immerdar zur Ruhe bringen, oder wird das Verlangen der Seele wieder erwachen, das nur aus sich selbst Befriedigung erheischt?

Der anberaumte Sabbath kam. Erwartungsvolle Stille herrschte in der ganzen Synagoge, als Baruch die Stufen des Altares hinanstieg. Welch ein Dämon zauberte ihm gerade jetzt das Bild Olympia's vor die Seele, daß er sie mit neckischem Tone: Rabbi Baruch! Rabbi Baruch! spotten hörte? Die äußerste Kraft seines Willens strengte er an, um dieses Bild jetzt, an dieser Stelle, spurlos wegzutilgen. Leichenblaß stand er oben, er trocknete sich den kalten Schweiß von der Stirne, aller Augen waren auf ihn gerichtet, er begann mit bebender Stimme: „Der Herr ist nahe Allen, die ihn anrufen, Allen, die ihn in Wahrheit anrufen.“ (Ps. 145, 18.) Er schilderte mit grellen

Farben die Qualen des Zweiflers, der keinen Gott im Himmel, und keinen im Herzen hat. Er war zum zweiten Theile seiner Predigt übergegangen, wo er die Seligkeiten des allen Menschen eingebornen Glaubens pries; er schilderte jene Gottseligkeit, schon bei Lebzeiten versammelt zu sein zu seinen Vätern, einig mit ihnen im Erhalten und Weiterbauen des von ihnen Gegründeten, darinnen die Kraft ihres irdischen Daseins ruht; seine Rede ward feuriger, seine Stimme erscholl mächtig, da fühlte er plötzlich eine heftige Beklemmung, er hielt inne, und Blut floß aus seinem Munde in das schweißdurchnäßte Taschentuch.

Die Stille eines Friedhofes herrschte in der ganzen Versammlung, die Leute sahen einander an und schauten wieder mitleidsvoll auf den kranken Jüngling. Der Vater hatte schon den Mund geöffnet, um seinen Sohn zu bitten herabzusteigen, als sich dieser wieder aufrichtete und mit einem kleinen Gebete schloß. Wie aus Einem Munde rief die ganze Gemeinde: „Jejascher Coach!“ (der Herr stärke deine Kraft), welches das in den Synagogen übliche Bravo ist.

Baruch und sein Vater verließen alsbald die Synagoge. Als sie vor dem Stuhle Chisdai's vorüberkamen, fragte dieser freundlich, ob er sie begleiten dürfe. Baruch dankte. Aller Orten war der Unfall Baruchs Gegenstand des Sabbathgesprächs; alte Weiber und Ueberkluge wollten Gräßliches daraus prophezeien. Nur Chisdai, der sonst nicht lange auf sein Urtheil warten ließ, zuckte die Achseln, wenn man ihn darüber fragte. Er hatte Ursache sich nicht bestimmt auszusprechen.

Baruch durfte schon nach drei Tagen wieder das Bett verlassen. Er wollte zu Olympia gehen. „Du darfst mir dieses Haus nicht mehr betreten," wehrte der Vater in offenbarem Mißmuth. „Schöne Geschichten, die ich über den kleinen Doctor gehört habe. Das soll ja der leibhaftige Satan sein. Der Sohn des Indigohändlers Grönhof, der vor acht Tagen gestorben ist, hat noch vor seinem Tode gebeichtet: daß er bis jetzt gar keinen Glauben gehabt, der Doctor habe ihn dazu gebracht, er stifte eine ganze Sekte, ich hab' den Namen gewußt, ei wie heißt es doch? Nun, kurz und gut, du darfst mir seine Schwelle nicht mehr betreten."

Baruch suchte seinen Vater zu andern Ansichten zu bringen, dieser aber fuhr fort: „Und schlimmer als der Vater soll seine Tochter sein, die soll in sieben Sprachen dem Teufel ein Ohr wegschwatzen. Ich lasse mich von dem Gerede der Menschen nicht so leicht bestimmen, aber diese Dame soll ja von einem ganzen gelehrten Männerschwarm, der ihr huldigt, umgeben sein. Glaube mir, ich kenne die Welt besser als Du; da wird gescherzt, gelacht, gesungen, mit Begeisterung disputirt, mit schön geputzten Empfindungen und in zierlichen Redewendungen getändelt. Ein reiner Sinn wie Du findet darin nichts als die gepriesene freie Heiterkeit der klassischen Welt, ich hab' es auch so nennen hören; es ist aber genau betrachtet nur vermummte Leichtfertigkeit, die kein Gesetz und keine Schranke mehr kennen will. — Haben deine Eltern darum ihr schönes Heimathland verlassen, allen Glanz und allen Stolz von sich gethan sich begnügend nur geduldet zu werden —

damit nun die Kinder leichtfertiger Tändelei mit dem Heiligsten verfallen? Du kennst die Schriften unserer Religion besser als ich, in der Welt aber bin ich erfahrener; laß mich's nicht umsonst sein. Glaube mir, du wirst öde und verarmt sein, wenn du dich den lockenden Versuchungen der Welt hingiebst. Bleibe Du im stillen Tempel der heiligen Wissenschaften, freue Dich, daß Du ungestört darin leben kannst, wie Du heute ja selbst laut verkündet hast."

Die Stimme des Vaters war tief bewegt, wer weiß, wie viel Unausgesprochenes noch hinter diesen hastigen Worten lag; er hatte, in fremden Boden versetzt, früh gealtert, es schien, als ob noch ein Kummer in ihm waltete, daß das schöne Heimathland mit seiner stolzen Luft auf ewig entschwunden war, vielleicht klammerte er sich deßhalb um so fester an die nun gewonnene Himmelsfreude und suchte den Sohn allein darin zu bergen.

Das Wesen des Vaters stellte sich als ein zwiefaches dar. Jene gehobene Empfindung, die ihn damals beseelte, als Baruch die rabbinische Würde erlangt hatte, war von religiöser Begeisterung und weltlichem Stolze gemischt. Er war an jenem Sabbathe ein anderer als an den Werkeltagen, er hatte noch immer mit Erinnerungen aus der Vergangenheit zu kämpfen, und das um so mehr, seitdem ihm die Gattin entrissen war; er zwang sich allzeit und mehr als erforderlich schien, sich in die jetzige Lebensweise zu finden und äußere Noth und Sorge beugte ihn tief. Er war ein Ausgewanderter, sein eigenes Herz war nie frei von dem Schmerze der Erinnerung an die Heimath; er hatte sie gelassen

um des Glaubens willen und um den Kindern zu gewähren, daß sie dem Glauben frei dienen sollten. Nun mußte das auch sein. Um so eifriger wollte er darüber wachen, daß sein Sohn nicht gleich ihm durch fremde Erinnerungen in dem Frieden seines Lebens gestört werde. Der Jüngling, dem der Arzt jedes heftige Sprechen verwehrt hatte, suchte in leisem Tone und mit bedachtsam gemäßigten Worten den Vater über Olympia und deren Freunde eines Andern zu belehren; da klopfte es an und Oldenburg trat ein, ein Fremder folgte ihm. Oldenburg ging auf Baruch zu und reichte ihm die Hand.

„Das ist brav," sagte er, „daß Sie sich noch nicht als Candidat der Unterwelt einschreiben ließen; wir waren sehr besorgt, weil Sie gar nichts von sich hören ließen. Jufrow Olympia läßt Sie herzlich grüßen, sie behauptet schon seit längerer Zeit an Ihnen bemerkt zu haben, daß Sie unwohl seien. Erst auf ihre Bitten war ich so frei, Sie zu besuchen; und weil wir glaubten Sie seien schwerkrank, habe ich hier meinen Freund, den Doktor Ludwig Meyer, mitgebracht, der ohnedieß schon längst wünschte, Ihre Bekanntschaft zu machen."

„Ja, ich hatte große Angst um meinen Sohn," sagte der Vater, und Oldenburg verneigte sich gegen den Sprechenden.

„Also Sie sind der Vater unseres jungen Philosophen? Waren Sie nicht vor kurzer Zeit bei mir wegen einer Anforderung an das Haus Trosten?"

„Ja."

„Entschuldigen Sie, daß ich damals so einsylbig

war, ich hatte gerade eine dringende Arbeit vor. Es that mir leid, Ihnen das nicht gesagt zu haben. Ihre Sache blieb indeß nicht vergessen, ich habe deshalb nach Bremen geschrieben und darauf angetragen, daß, wenn Sie nicht binnen vier Wochen bezahlt werden, Exekution eingelegt werde."

„Ich danke für Ihre gütige Bemühung und für die Ehre, die Sie meinem Hause durch Ihren Besuch schenken."

Oldenburg unterhielt sich nun eifrig mit dem Vater, und dieser sah sich zu seiner Ueberraschung von dem treuherzigen Wesen Oldenburgs gefangen genommen. Man kann fast sagen, das ganze Behaben Oldenburgs war in Ton und Charakter dem Ausdruck seiner Stimme entsprechend, voll und ruhig und vertrauenerweckend. Er erzählte dem Vater, daß Baruch der erste Jude sei, den er näher kennen gelernt habe, er bewundere nicht nur seine Geisteskraft und liebe seinen edeln Sinn, er sei ihm auch noch außerdem zu Dank verpflichtet, denn er habe ihn von einem Vorurtheile bekehrt, das durch Jugenderziehung und Gewohnheit doch noch in ihm gelebt habe. Die ganze Gemüthsinnigkeit Oldenburgs und seine bewundernde Liebe zu Baruch, die sich diesem nie in Worten kundgeben konnte, wurde jetzt dem Vater erschlossen und machte dessen Antlitz in Freude erleuchten. Das Herz des alten Spaniers fühlte sich erquickt durch die ritterliche Erscheinung Oldenburgs, die ihn anmuthete wie eine Jugenderinnerung.

Meyer unterhielt sich während dessen mit Baruch über den Unfall vom letzten Sabbath.

„Sie hätten es unſerm grobkörnigen und braven Doktor Luther nachthun ſollen,“ ſagte der junge Arzt mit dem dunkelbraunen Geſichte und den feurigen ſchwarzen Augen.

„Wie machte es denn Der?“ fragte Baruch.

„Er ſagte einſt: wenn ich auf den Predigerſtuhl ſteige, ſehe ich keinen Menſchen an, ſondern denke, es ſeien eitel Klötze, die da vor mir ſtehen, und rede Gottes Wort dahin. In gewiſſer Beziehung, wie er es aber nicht gemeint hat, bin ich vollkommen mit ihm einverſtanden. Sie müſſen den Mann ſtudiren, er hat eine ziemliche Portion Glauben, die mir fehlt, iſt aber eine grundehrliche Natur; ich beſchäftige mich viel mit ihm.“

„Das freut mich, daß Sie auch Theologica treiben.“

„Ich führe eigentlich ein Amphibienleben zwiſchen der Theologie und der Medicin.“

„Ja, Herr de Spinoza,“ ſagte Oldenburg, ſich in das Geſpräch miſchend, „Meyer hat die Medicin zur Frau und die Theologie zur Geliebten, mit dem können Sie oft ſtreiten, er kennt die Bibel auswendig.“

Der Vater begleitete Oldenburg und Meyer beim Weggange bis unter die Hausthür, und es ſchien ihm nicht unlieb, daß Vorübergehende ſahen, wer ihn beſucht hatte. Noch ſtrahlte die Freude auf ſeinem Angeſicht als er zu dem Sohn zurückgekehrt ſagte: „Dieſer Herr Oldenburg hält große Stücke auf dich. Ich weiß wohl zu unterſcheiden zwiſchen vornehm herablaſſender Gönnerſchaft und wahrhafter Treuherzigkeit. Du darfſt dich wohl freuen, ſolch einen wackern biedern Mann zum Freunde zu haben.“

„Und doch soll ich ihn und seinen Lebenskreis fortan meiden?“ fragte Baruch.

„Ich habe dich gewarnt,“ schloß der Vater, „vor verdecktem Spiel; du hast klaren Blick genug, um solches nun zu durchschauen. Ich habe nichts dagegen, Dich im Umgange mit Oldenburg zu wissen.“

Spinoza setzte seine Besuche bei Olympia unbehindert fort. Mit Oldenburg befreundete er sich stets näher, während er mit Meyer in eine geistige Wechselwirkung trat, die durch eifrige Studien jenen vertraulich kameradschaftlichen Charakter annahm, wie ihn in anderer Weise gemeinsame Reisen mit sich bringen, wo man beim Anschauen des Neuen und Fremden doch sich in trautem und lieb gewonnenem Geleite weiß. Meyer war, wenn auch theilweise nur flüchtig, bekannt in den neuen Gebieten. Die Völkergeschichte, die eben jetzt mit neuem Eifer betriebenen Studien der Physik, vor Allem aber die Cartesianische Philosophie eröffnete ganz neue Regionen der Erkenntniß, in denen sich Spinoza mit dem Freunde heimisch machte.

Die Briefe und die „Abhandlung über den Menschen,“ die aus dem Nachlasse des vor wenig Jahren verstorbenen Cartesius erschienen waren, machten seine Lehre gerade im Hinblick auf den kaum erst aus dem Leben Geschiedenen um so eindringlicher; denn es lag noch etwas vom Hauche des unmittelbaren Lebens darin, und selbst die Philosophie, die sich von allem Unmittelbaren und zeitlich Bedingenden loslösen will, hat eine schwer zu erforschende besondere Kraft in der Gegenwärtigkeit ihres Ursprungs. Besonders aber war es

die Schrift „über die Methode“ von Carteſius, die dem jungen Denker ſchnellen Einblick verſchaffte, denn Carteſius knüpfte hier an ſeine eigene Entwicklungsgeſchichte die Grundſätze des Denkens überhaupt und ſeiner Philoſophie insbeſondere, und eben dieſe Anlehnung an die Beſonderheit erleichterte den Fortſchritt zum Allgemeinen.

Das Wiſſen und Forſchen unſeres jungen Freundes war bisher nur an jene Grenzen gedrängt, die hier das Geweſene abſchließen, dort die Markſcheide des Gebietes bezeichnen, das ſich dem erloſchenen Sinnenleben aufthut. Jetzt war ſein Geiſt auf die Regungen der bewegten Welt hingewendet. Die eigene Menſchennatur und das weite Reich der vielgeſtaltigen Natur um uns her muß erkannt und in ihren Geſetzen begriffen werden.

Iſt es nicht möglich, ja muß es ſich nicht finden laſſen, die Bewegungen der unwandelbaren Menſchennatur unter gleichen ſtetigen Geſetzen zu erkennen, wie das Naturleben um uns her? Iſt unſer Wiſſen nur ein Wiſſen vom Todten, vom Todten vor uns und hinter uns, iſt es nicht allein ein Wiſſen vom Leben?...

Das waren Fragen, die unſern jungen Freund in ſeinen neuen Studien geleiteten; eine Ahnung regte ſich in ihm, daß er einer der Erſten ſein ſollte, die das Wiſſen vom Leben feſtſtellen mußten.

Die Freunde ſtaunten, da er einſt in dieſem Sinne darlegte, wie der zum bewußten und wahren Leben Erweckte wiederum Alles aus der lebendigen Kraft in ſich und um ihn her gewinnen müſſe, und dahin den ſonſt

unverſtändlichen Ausſpruch Chriſti (Matthäi 8, 22.) deutete: „Laß die Todten ihre Todten begraben.“ In Denk- und Ausſpruchsweiſe hatten die Darlegungen Spinoza's etwas Weihevolles, Bibliſches, und dieſer Charakter wird unmittelbar dem Geiſte, der ſich wieder zum Urgrunde alles Lebens hindurchdringt, die ewigen Worte ſind wiederum die ſeinen, wenn ſie auch in neuer Art und mit theilweiſe neuem Inhalte wieder in ihm erſtehen.

Sowohl Oldenburg als Meyer waren dabei oft überraſcht von der „philoſophiſchen Naivität“ Spinoza's, wie es erſterer bezeichnete, während Meyer es eine „geiſtig unbelegte Zunge“ nannte. Es ſcheint ein Widerſpruch darin zu liegen, von philoſophiſcher Naivität zu reden, uud doch läßt ſich damit das eigentliche Grundweſen des freien Denkens, zumal wie es in Spinoza heraustrat, beſtimmen. Er kannte und wollte in nichts eine gewohnte herkömmliche Anſchauung, ſeine innerſte Kraft war rein verblieben unter all der Lehre, die man auf ihn übertrug; in urſprünglicher unbefangener Weiſe erfaßte er die Dinge der Erſcheinungswelt, wie die in ihm erzeugten Gedanken, als wäre er der erſte, der die gegebene äußere Welt wie das innere Gedankenleben erfaßte.

Spinoza.

Ein Denkerleben.

Zweiter Band.

Inhalt.

		Seite
12.	Carteſianer	1
13.	Der neue Alliirte	15
14.	Die Hantierung	22
15.	Das Unausgeſprochene	43
16.	Pantheismus	56
17.	Proſelyten	83
18.	Küſſen und Sterben	99
19.	Stillleben	110
20.	Confeſſionen	126
21.	Mikrokosmus	140
22.	Beſonderheiten	153
23.	Miſſionäre	165
24.	Der Bann	189
25.	Freiwerben	202
26.	Wundenmal und Abklärung	215
27.	Epilog	228

12. Carteſianer.

Spinoza und Oldenburg ſtanden lächelnd vor Meyer, der in einem länglichen Glaſe voll Waſſers eine fratzenhafte gläſerne Teufelsgeſtalt auf und niederſchweben, ſich drehen und verbeugen ließ, indem er auf den elaſtiſchen Stöpſel drückte und dabei allerlei Beſchwörungsformeln der Magie deklamirte; bald ging er aber von dem Spiel zu der Bemerkung über:

„Iſt die ganze Philoſophie eigentlich mehr als der eingefangene hohle Begriff, das gläſerne Teufelchen im Glaſe?“ Niemand antwortete darauf und er fuhr zu Spinoza allein gewendet fort: „Wie gefällt Dir das Carteſianiſche Teufelchen? Vor zweitauſend Jahren hätte der Schöpfer eines ſolchen Wunders ein Religionsſtifter werden können, und im verborgenſten Winkel der Erde würden ihm noch heute Loblieder geſungen und würde ſeine Hülfe angerufen.“

„Das iſt ſehr zu bezweifeln,“ war die Antwort; „ohne eine neue weltbewegende Idee hat kein ſogenannter Wundermann ſich im Andenken erhalten; das Carteſianiſche Teufelchen iſt winzig gegen die Wunder, welche jüdiſche Kabbaliſten verrichtet haben ſollen.“

„Erzähle doch," bat Meyer, und Oldenburg machte ein saures Gesicht als Spinoza begann.

„In meines Vaters Hause ist eine alte Magd, Namens Chaje — sie ist aus Deutschland und voll von Märchen- und Wunderglauben der deutschen Juden — sie hat mir einst erklärt, warum man zu Prag das Lied am Freitag Abend, worin Israel eine mystische Ehe mit dem Sabbath schließt, zweimal singt. Es lebte vor Zeiten in Prag ein großer Kabbalist, der hohe Rabbi Löw genannt; dieser formte aus Lehm eine menschliche Gestalt, hinten am kleinen Gehirn ließ er eine Oeffnung, in welche er ein Pergament legte, darauf der unaussprechliche Name Gottes geschrieben war. Sogleich erhob sich der Kloß und ward ein Mensch; er verrichtete seinem Schöpfer alle Dienste eines Knechtes, er holte Wasser, spaltete Holz und dergleichen mehr; man kannte ihn in der ganzen Judengasse unter dem Namen: der Golem des hohen Rabbi Löw. Jedesmal am Freitag Abend nahm ihm sein Herr das Pergament aus dem Kopfe, dann war er wieder Lehm bis Sonntag Morgens. Einst hatte der Rabbi diese Verrichtung vergessen, Alles war in der Synagoge, man hatte so eben das sabbathliche Minnelied begonnen, da stürzten Frauen und Kinder in die Versammlung und schrien: der Golem, der Golem zerstört Alles. Sogleich befahl der Rabbi dem Vorsänger, mit dem Schlusse des Gebetes inne zu halten, jetzt sei noch Rettung möglich, später aber könne er nicht wehren, daß die ganze Welt zerstört würde. Er eilte nach Hause und sah wie der Golem eben die Pfosten seines Hauses

erfaßt hatte, um das ganze Gebäude einzureißen; er sprang hinzu, nahm ihm das Pergament und todter Lehm lag wieder vor seinen Füßen. Von dieser Zeit an singt man in Prag das sabbathliche Brautlied stets zweimal. Der hohe Rabbi Löw hat gewiß nicht an Carteſius gedacht, und doch hatte sein Golem so viel Leben als alle Menschen, wenn man sich mit der neuen Ansicht vereinigt: der Zusammenhang zwischen Seele und Körper sei so locker, daß er jeden Augenblick aufgehoben und wieder hergestellt werden könne."

Meyer schien die polemische Schlußwendung nicht zu beachten, denn er sagte:

„Wenn ich meinen Briefwechsel zwischen Adam und Eva herausgebe, soll dein Golem einen Ehrenplatz darin bekommen."

Mit offenbarem Mißmuthe wendete sich Oldenburg an Spinoza:

„Meyer mag immerhin auf derlei seltsame Geschichten Jagd machen, die er wie seine Schmetterlinge und Käfer anspießt und systematisch ordnet; für meinen Geschmack liegt in der von dir erzählten Legende etwas jüdisch Vergrämtes. In der Judengasse einen von der Kabbala geschaffenen Weltzerstörer auftreten lassen! Hätte man ihn noch nach der freispielenden Weise der Volkssagen eine Liebschaft mit einem Mädchen anknüpfen lassen, die jedesmal am Sabbath vergebens seiner harrt, oder hätte man ihn zum Großvezier oder zu einem andern Minister avanciren lassen, den sein Meister buchstäblich jeden Augenblick in Staub verwandeln und wieder zum großen Herrn erheben kann, da wäre doch

auch noch Poesie oder Satyre bei der Sache; so aber gefällt mir der Golem unsers Herrn und Meisters dort viel besser; sieh nur, seine Verbeugungen sind so graziös, daß ihn keine Dame am Hofe des XIV. Ludwig darin übertrifft."

„Herr und Meister," wiederholte Spinoza, „das ist zu viel, ich bin weder sein Knecht noch sein Lehrjunge."

„Was muß ich hören?" fragte Meyer verwundert, „wie lange ist es her, daß du mit mir begonnen hast sein System zu erforschen, und du willst schon darüber hinaus, während ich noch froh bin ihn nur zu verstehen?"

„Mir wird's bange um unsre Freundschaft," setzte Oldenburg hinzu, „du hast ja oft gesagt, zwischen Freunden müsse eine Gleichheit der geistigen Mittel vorhanden sein, und ich konnte es noch nicht einmal dahin bringen, das System ganz zu fassen. Allerdings waren es anfangs hauptsächlich die wunderlichen Aeußerlichkeiten, die mich zu der neuen Lehre des Carteſius hinzogen; ich forschte gern mit ihm in den Eingeweiden eines Kalbes, die er seine Bibliothek nannte, es gab da allerlei überraschende Erscheinungen; aber bis zum Lebenspunkt seines philosophischen Systems konnte ich nie hinandringen. Ich verriegelte meine Thür, ich verhing meine Fenster, setzte mich in einen einsamen Winkel und bannte meinen Geist auf das Buch; durch zwei, drei Sätze, eine halbe Stunde, ja auch eine Stunde folgte ich ihm ganz, da hüpfte, ohne daß ich es wußte, ein fremder Gedanke zwischen den Zeilen herum, ein

früheres Erlebniß, ein Wunsch, besonders aber die Erinnerung an ein Mädchen, das ich damals heiß und innig liebte, hatte sich zwischen die Propositionen, Axiome und Corollarien hineinverirrt, und ich merkte erst spät, daß ich den letzten Grund der Dinge hatte erforschen wollen, und nicht von den Alltäglichkeiten weg konnte. Ich legte dann das Buch weg, griff nach einem andern oder ging fort und zerstreute meinen Aerger und meine Grillen."

„Wie kommt es aber, daß du für einen so enthusiastischen Anhänger des Carteſius giltst und mitunter auch ein solcher bist?"

„Da muß ich etwas weit ausholen. Eigentlich bin ich dadurch am meisten Carteſianer, daß ich fast denselben Wirrwarr durchgemacht habe, wie der Stifter dieser Schule selbst. Mein Vater war Pastor in meinem Geburtsorte; von meiner Kindheit an saß ich in seiner Bibliothek und las Alles durcheinander, Hexengeschichten, wirkliche Historien, anatomische, alchymistische und theologische Werke, es war mir Alles gleich, wenn ich nur etwas zu lesen hatte. Als ich älter wurde, gerieth das durcheinandergeschüttete Wissen in eine furchtbare Gährung; Religionszweifel kamen dazu, ich hatte an keinem Dinge und an keiner Beschäftigung mehr ein wahres Behagen. Nach meines Vaters Tode führte ich einige Zeit, zum großen Aerger der ehrsamen Bürger meiner Vaterstadt, ein ziemlich lockeres Leben, aber auch das gefiel mir nicht mehr; ich schnürte mein Bündel und ging als Freiwilliger unter die Fahne Gustav Adolphs. Bei der Contribution, die das schwedische Heer von

meiner Vaterstadt eintreiben wollte, ward ich als Vermittler gebraucht, und erlangte hiedurch ein ziemliches Ansehen bei meinen Mitbürgern. Das Kriegshandwerk — denn weiter war es nichts — ward mir auch bald entleidet. Mitten im Lager wie auf dem Marsche überraschte mich wieder der Zweifel an allem Glauben, für dessen Unterschiede man hier so blutig kämpfte. Das war ein ewiges Morden, man wußte zuletzt gar nicht mehr wofür; der aberwitzigste aller Gemeinbegriffe, die Bravour, machte sich allein und ganz für sich geltend. Man sah, wie Hugo Grotius sagt, Städte und Länder als Leichen, auf daß man sich nicht mehr über den Tod eines Einzelnen grämen sollte. — Ich zweifelte lange, ob ich recht thäte, ein geringfügiger Umstand entschied endlich; ich nahm meinen Abschied und ging auf die Universität nach Utrecht. Studenten und Professoren waren damals auch in zwei Heereshaufen getheilt; du kannst dir denken, daß ich nicht lange schwankte und mich gegen den frommen Pfaffen Gisbert Vötius für die Partei des Regius entschied. Dieser lehrte die neue Philosophie des Cartesius. Ich war damals erst einundzwanzig Jahre alt, voll Uebermuth und abenteuerlichen Sinnes, und da ich als ehemaliger Offizier auch eine ziemlich gute Klinge führte, gewann ich bald unter den Studenten eine gewisse Autorität."

„Ja, ich darf wohl sagen," fiel hier Meyer ein, „ich habe Oldenburg getreulich darin sekundirt, den Vötianern den Glauben beizubringen, daß sie prädestinirt seien, sich von uns Circumflexe und allerlei andere Kainszeichen in's Gesicht schreiben zu lassen."

„Wie hattet ihr doch eine weit lebendigere Jugend als ich!“ schaltete Spinoza mit einem Seufzer ein. „Das ist die Frage,“ erwiderte Meyer und Oldenburg fuhr in seiner Erzählung fort:

„Als Regius stets bitterer von Vötius Vater und Sohn ohne Geist verfolgt wurde, zogen wir eines Abends vor das Haus seiner Magnificenz und führten dort eine Katzenmusik auf. Ich wurde, als einer der Rädelsführer, relegirt, Meyer schlüpfte mit heiler Haut durch, und so war ich nun der Märtyrer einer Lehre, die, wie ich später einsah, Regius selber nicht recht verstanden hatte. Ich trieb mich noch einige Zeit in Holland herum, hielt mich mehrere Monate bei Carteſius selber auf, ich kenne fast alle einzelnen Sätze seiner Lehre, aber die erforderliche innere Beschaulichkeit, um das Keimen dieses an den Gittern der Mathematik sich hinaufrankenden Getriebes zu belauschen, die konnte ich mir nie recht aneignen.“

„Mir ging es auch oft so,“ sagte Meyer, „daß ich von meiner philosophischen Kreuzfahrt, auf welcher ich das heilige Grab hatte erobern wollen, unverrichteter Sache, oder wie unser Sprüchwort sagt, mit dem Strumpf auf dem Kopfe zurückkam.“

„Oldenburg hat das Streben besser als ein Streben nach Beschaulichkeit bezeichnet,“ entgegnete Spinoza. „Blick' umher, bald hier bald dort erkennst du Täuschung, Wahn und Irrthum; was bürgt dir dafür, daß nicht Alles, was sich dir darstellt, was du mit freiem Bewußtsein in dich aufgenommen, und was deine Seele von jeher erfüllt, nichts als Wahn und Täuschung

iſt? Was iſt ſo feſt und tief eingeſenkt, das nicht der Zweifel auflockern könnte? Darum ſchließe die Augen, ſage dich los von Allem, was um und an dir iſt, und jetzt, ſo zurückverſenkt in dein bloßes eigenes Selbſt, die ganze Welt der Erſcheinungen in's Nichts zurückgeſchleudert — biſt du vielleicht ſelber auch ein Nichts? Woher weißt du, daß du wirklich exiſtirſt? . . . Hier biſt du an dem äußerſten Endpunkt des Zweifels und hier ruft dir eine innere Stimme zu: ich, ich bin, denn ich denke, ich bezweifle mein Sein, ich, das Denkende, das Bezweifelnde in mir, ich bin — und wenn Alles um mich her in Wahn und Schatten zerfließt. Haſt du mit dem Zweifel begonnen, ſo darfſt du bei keinem willkürlichen Ruhepunkt innehalten; warum denn nur an den höheren geiſtigen Dingen zweifeln, giebt dir die Körperwelt eine feſtere Gewißheit, weil ſie ſich deinen Sinnen darſtellt? Sind denn die Sinnentäuſchungen nicht noch zahlreicher als die Täuſchungen unſeres Herzens und unſerer Phantaſie? Kannſt du dich nicht als ein rein geiſtiges körperloſes Weſen denken, kannſt du nicht Alles, was dir vorher Gewißheit war, wie z. B. daß dein Körper wirklich exiſtire, als Vorurtheil ablegen, ſo wirſt du vergebens nach unumſtößlicher Wahrheit ringen. Kannſt du es aber, und haſt du ſo den Mittelpunkt deines Selbſtbewußtſeyns erfaßt, nun wohlan! ſo öffne die Augen, laß ſie herantreten all die Dinge, die ſich ehedem in deinen Gedanken befeſtigt hatten, nichts laß ungeprüft beharren, du haſt einen Maßſtab für die Wahrheit und Exiſtenz eines jeden Dinges: was ſich dir ſo unumſtößlich

herausstellt wie das Bewußtsein deines eigenen Selbst, das allein ist Wahrheit."

„Ich verstehe dich," sagte Meyer, „du kommst auf den Grundsatz der Alten hinaus: der Mensch ist das Maaß der Dinge; der innere Mensch wie der äußere ist Maaßstab, wie man ja auch in die Bilder Menschenfiguren setzt, um an ihnen die Größenverhältnisse der Gegenstände zu veranschaulichen. Der Mensch ist das ideale allgemein giltige Ellenmaaß der Welt."

„Wenn aber Einer in fortgesetztem Zweifel spräche," fiel hier Oldenburg ein, „noch habe ich keine vollkommene Gewißheit von jener Grundwahrheit, die mir als Norm dienen soll, und ich weiß noch immer nicht, ob mir wirklich ein Erkenntnißvermögen inne wohnt?"

„Der spräche entweder gegen sein eigenes Bewußtsein, oder wir müssen annehmen, daß es Menschen gäbe, die innerlich von Geburt oder durch Vorurtheil, d. h. also durch irgend einen äußern Grund, geistig erblindet sind. Denn diese denken sich selber nicht; bejahen oder bezweifeln sie etwas, so wissen sie nicht, daß sie dies thun; sie sagen sie wüßten nichts, und selbst das, daß sie nichts wüßten, wüßten sie auch nicht. Sie sagen das nicht so absolut, denn sie fürchten zu bekennen, daß sie als Nichtwissende existiren, so daß sie am Ende schweigen müssen, wenn sie nicht Etwas anerkennen wollen, das doch Wahrheit in sich schließt. Kurz, mit Solchen kann man von Wissenschaft nicht reden, denn im täglichen Leben und Verkehr zwingt sie die Nothwendigkeit anzuerkennen, daß sie sind, daß sie ihren Vortheil suchen, und sogar eidlich das eine

bezeugen und das andere ablehnen. Beweist man ihnen aber sonst etwas, so wissen sie nicht, ob der Beweis da ist; verneinen, bejahen oder streiten sie, so wissen sie von alle Dem nichts, sie sind also seelenlose Automaten. Für den vernünftigen Menschen aber sind die Beweise die Augen des Geistes. Wir können die unsichtbaren Dinge, die nur Gegenstand des Denkens sind, mit keinen andern Augen sehen als mit den Beweisen."

„Du wirst ja ganz eifrig," sagte Meyer, „Lucian hat das Ganze mit einem Scherze abgemacht, indem er einen radikalen Zweifler als Sklave verkauft werden läßt und dieser noch unter der Peitsche seine Sklaverei bezweifelt."

„Wozu aber bei Carteſius," fragte Oldenburg wieder, „dieſes unerquickliche Würfeln mit Vierecken, Dreiecken und allen Teufelsecken?"

„Die mathematiſche Beweisführung," entgegnete Meyer, „iſt die einzig richtige. Die Definitionen ſind die genauen Darſtellungen deſſen, was mit dem Namen und den Eigenſchaften eines Gegenſtandes bezeichnet wird; die Poſtulate und Axiome, mit denen der Beweis geführt wird, ſind ſolche Gemeinbegriffe, daß, wer nur das ABC weiß, übereinſtimmen muß."

„Du mußt es noch näher und beſtimmter faſſen," ergänzte Spinoza. „Die Definitionen drücken nur das Weſen einer Sache aus, ihre Eigenſchaften können nicht aus den Definitionen, ſie können nur aus der Erfahrung erlernt werden. Mit den mathematiſchen Geſetzen allein können wir Alles, alle Vorgänge des Denkens

und der Erscheinungswelt erfassen und verfolgen. Alles ist nothwendige und ewige Folge seines Urgrundes. Die mathematischen Wahrheiten allein haben dieselbe innere Nothwendigkeit und äußere Evidenz wie das Bewußtsein unsrer selbst. Auf dieselbe Weise, wie ich bestimmt weiß, daß ich bin, weiß ich auch, daß die drei Winkel eines Dreiecks gleich seien zwei rechten. Das Verwickelte der höheren mathematischen Beweise ändert an der Sache nichts, da sie alle auf denselben einfachen und unumstößlichen Principien beruhen, und jedes Mittelglied ihres nothwendigen Fortschritts so unumstößlich ist, als das Princip an sich. Die Zahl als solche ist erste und feste Begriffsbildung, sie sieht von den Besonderheiten der Dinge ab und faßt nur ihr Bestehen: Aepfel, Bäume, Menschen, Thiere, lassen sich darunter fassen. Dem weiter schreitenden Aufbau reicht die Zahl nicht mehr aus und er macht aus der einen Begriffsabstraction eine zweite, er setzt Buchstaben statt Zahlen. Wie weit ab liegen nun die Einzelgegenstände, und doch muß man wieder jeden Augenblick zu ihnen zurückgreifen können, in der Aufstellung des Gesammtdenkens aber wären sie hinderlich, hier ist man nur mit dem reinen Gedanken —"

„Und wem da oben schwindelt, der bleibe auf dem Boden," schaltete Meyer scherzend ein, und Oldenburg fragte näher eingehend:

„Glaubst du, daß es eine mathematische Psychologie geben kann?"

„Nenne es immerhin so," nahm Spinoza wiederum auf, „die Bedingungen und Bewegungen unseres Denkens

und Empfindens haben eben so feste Normen wie alles Naturdaſein; ſie ſind ebenſo berechenbar, ſie müſſen es ſein; nur hindert uns, daß wir ſelbſt es ſind —"

„Und Gewohnheit und Affecte uns einen Strich durch die Rechnung machen," ergänzte Meyer. „In dir iſt Carteſius zum zweitenmale Renatus.[1] Hat der Meiſter die Eingeweide eines Kalbes ſeine Bibliothek genannt, ſo haſt du eine viel beſſere. Ihr habt beide die ſcharfe Waffenführung in Feindeslager gelernt. Daß den Carteſius die Jeſuitenſchule und dich die Thalmudſchule bildete und weckte. Welche wunderbare Wege hat die Geſchichte. Aber ich ſehe dich noch weiter gehen. Ich ſehe noch, wie du gleich unſerm Admiral Tromp mit einem Beſen auf dem Hauptmaſt durch das Weltmeer ſegelſt, zum Zeichen, daß du das Lebenselement von herrſchſüchtigen Vorurtheilen geſäubert haſt."

Spinoza ging leicht auf dieſe neckiſche Art des Freundes ein und ſuchte, bei dem Gegenſtande bleibend, nur noch zu erklären, daß eben jener Strich durch die Rechnung gewiſſermaßen Gegenſtand derſelben ſein müſſe, daß die Affecte nicht verworfen, ſondern als Naturgeſetze erkannt werden müſſen.

Meyer verſuchte es auf alle Weiſe, das Geiſtesgetriebe Spinoza's ſich zu zerlegen, er kam deshalb auf deſſen Studiengang mit ihm zu ſprechen. „Ich habe darüber nachgedacht," ſagte er eines Tages zu ihm, „was du mir unlängſt über das Studium des Thal-

[1] Wiedergeboren. Carteſius hieß mit dem Vornamen Renatus, und dieſes Wortſpiel findet ſich in einem Gedichte vor dem erſten Werke Spinoza's, das Ludwig Meyer mit einer Vorrede verſah.

muds gesagt hast und glaube darin den Grund zu finden, warum ihr Juden so leicht jede Begriffsleiter hinauf- und hinabklettern könnt; überspringt ihr auch zwei oder drei Sprossen, ihr tretet doch nie fehl. Das kommt gewiß vom Thalmudstudium, das euch schon früh an ungebundene Geistesgymnastik gewöhnt. Wir aber, ich darf nur mich zum Beispiel nehmen, wir werden ganz anders traktirt; soll ein in uns liegender Gedanke zur Welt gebracht werden, da kommen die katechetischen Hebammen, und nach den eingelernten Künsten und Handgriffen wird der Embryo zu Tage gefördert, darauf legt man ihn in Baumwolle und bindet ihn in ein Kissen, damit er ja nicht erfriere, und wenn er größer wird, lernt er am Laufbande gehen."

„Ich kenne eure Unterrichtsweise zu wenig," entgegnete Spinoza, „und kann auch nicht recht begreifen, wie eine Religion mit dogmatisch-historischer Basis auf sokratische Weise entwickelt werden kann; in dem, was du aber von den Juden sagst, magst du wohl Recht haben. Es ist ihnen schon oft gelungen, gleich David mit einem aus freier Hand geworfenen Schleuderstein einen gepanzerten und im regelrechten Fechten geübten Kämpen niederzustrecken; aber dieser Mangel an Disciplin ertödtete auch meist alle wahre streng geordnete Wissenschaftlichkeit unter den Juden. Mein Bestreben ist, mich von jenem vagabundarischen Geistesleben zurückzuziehen und den Bau einer Wissenschaft von Punkt zu Punkt zu verfolgen. Carteſius ist hiebei mein verlässiger Geleitsmann."

Wie wundersam ist es, daß an einem Baume die

tausend Blüthen allzumal aufbrechen, sie sind nur Ein Blüthenkelch und die zahllosen Bäume nur Ein Blüthenbaum, dem Menschenauge aber als tausende sich darstellend. So auch erschließen sich im Menschengeiste die Blüthen allzumal, es ist ein einziger Trieb, der die Erkenntniß, die Thatkraft, die Güte und die Liebe erschließt, wir aber vermögen sie nur vereinzelt wahrzunehmen.

Das Reich der Erkenntniß und das Glück der Freundschaft erschloß sich Spinoza zugleich, ja sie waren eins, denn Erkenntniß ist das freudige Erfassen des Gesetzes außer uns, das Bestreben und Bewußtsein der Uebereinstimmung mit ihnen, und Freundschaft ist die lebendige Bethätigung desselben in fester Erscheinung und mit gleichem Drange uns zustrebend.

Noch ein Drittes regte sich mächtig in Spinoza, das er nicht zu nennen wagte.

13. Der neue Alliirte.

Olympia saß am Fenster und schaute in den Fensterspiegel, den sogenannten Spion, der ein ständiges Zeichen holländischer Gemächlichkeit und Schaulust ist. Ein junger Mann stand neben der Jungfrau. Er war von mittlerer Größe, sein längliches Gesicht, das, besonders im Profil betrachtet, schön genannt werden konnte, hatte eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Olympia's, nur war in seinem Blick nichts von jener unruhigen Flamme zu entdecken, die aus den Augen Olympia's leuchtete. Die linke Hand war auf den vergoldeten Griff seines Galanteriedegens gestützt und mit der Rechten streichelte er seinen blonden Stutzbart; bisweilen drückte er auch seine Augenwimpern zusammen und musterte seinen Anzug nach allen Seiten, es war nichts daran zu tadeln: die weiße Halskrause war in der richtigen Lage, der schwarze Mantel vom feinsten venetianischen Sammet warf majestätische Falten und die aus Mattgold gewirkte Troddel spielte bei jeder Bewegung anmuthig auf der Brust, die bauschigen atlassenen Beinkleider waren an den Knieen kunstreich geknüpft, die seidenen Strümpfe, die Schuhe mit goldenen Schnallen, Alles war untadelhaft.

„Sehen Sie," sagte Olympia und der Schöngekleidete blickte freundlich auf, „sehen Sie den jungen Mann dort, der so nachdenklich die Straße heraufkommt?"

Schnell hatte der Angeredete ein rothsaffianes Futteral aus der Tasche, aus dem er ein mit Brillanten eingelegtes Perspektiv nahm.

„Meinen Sie den dort?“ sagte er dann, „er ist von mittlerer Statur und hat einen bräunlichen Teint; ist das nicht ein Jude?“

„Allerdings,“ erwiederte Olympia, „er stammt aus einem vornehmen spanischen Geschlechte. Mein Vater hält große Stücke auf ihn, und ich — ich liebe ihn als einen meiner besten Freunde. Gerade weil er als Jude geboren ist, dem sich die ganze Welt feindlich gegenüber stellt, hat er sich zu einer Vorurtheilslosigkeit und Gewissenhaftigkeit des Denkens, zu einem unbeugsamen Gerechtigkeitssinn erhoben, die man bewundern muß, und oft zu eigener innerer Beschämung.“

„Was sagen Sie aber zu meiner physiognomischen Routine?“ fuhr der Fremde fort, indem er seinen Knebelbart um den Zeigefinger wickelte und den Blick wohlgefällig über die Fensterscheibe streifen ließ, die ihm sein Bild zurückstrahlte. „Ich finde die Juden auch recht interessant, sie sind so eine Art historischer Reliquie; und den Sinn für das Historische verdanke ich ja Ihnen. Ich betrachte die Juden als Splitter eines asiatischen Stammes, die uns durch ihre seltsamen Formen bisweilen unterhalten können.“

„Hatten Sie in Hamburg viel Umgang mit Juden?“ fragte Olympia.

„Sie scherzen,“ war die Antwort, „aber ich kenne die Juden doch gründlich. En detail mag es manchen ehrlichen Mann unter ihnen geben. Ich hatte in meiner

Vaterstadt einen alten Schmul, dem ich meine abgelegte Garderobe verkaufte; ich hatte manchen Spaß mit ihm, er ließ sich Alles gefallen, wenn er nur einen guten Massematten machte, aber so geldgierig er auch war, so habe ich doch verschiedene Beweise seiner Ehrlichkeit; en gros betrachtet sind aber alle Juden Beutelschneider und eine schmutzige, widerliche Rasse, die leider, mein seliger Vater hat es oft gesagt, auch den Handel unserer Stadt an sich reißen wird. Denken Sie nur, ich hatte zu Hause einen Freund, der die noble Passion hatte, in ein Judenmädchen verliebt zu sein, und das so sehr, daß er an eine wirkliche Verbindung mit seiner schönen Rahel dachte. Es ist mir noch jetzt unbegreiflich, wie ein Mann von guter Familie nur den Gedanken ertragen kann, den Mausche und den Itzig zu Schwägern zu haben, die alle nach Knoblauch riechen. Das Mädchen scheint allerdings über die Bildungsstufe der gänseschmalztriefenden Locken hinaus gewesen zu sein. Eines Morgens war mein Freund draußen in Cuxhaven; man zog einen Leichnam aus dem Wasser, er erkannte ihn, es war Rahel; man mußte ihn gewaltsam zurückhalten, daß er nicht augenblicklich sich selbst ein Leid anthat. Ich hatte inniges Mitleid mit dem Schmerze meines Freundes, er schwur hoch und heilig, nie einer Andern anzugehören, aber man kennt ja diese Schwüre: er war schneller geheilt, als man vermuthete; nach einem Jahre war er glücklicher Gatte einer Senatorstochter, und wenn man ihn an seine frühere Schwärmerei erinnert, lächelt er nur still. — Gewiß, Jufrow Olympia scherzt oder

gefällt sich in der Paradoxie, wenn sie einen Juden mit dem beneidenswerthen Titel ihres besten Freundes beehrt."

Olympia hatte sich während dieser Rede an ihre Orgel gestellt und leise darauf präludirt, sie blickte ruhig nach dem Fremden um, der jedes seiner Worte nachdrucksvoll betonte und dabei mit Zeigefinger und Daumen, die er in einen Ring geschlossen hatte, gemessen tactirte.

„Sie haben ja große Lebenserfahrung gesammelt," sagte sie endlich, „aber Sie vergessen, daß Sie in Holland sind, wo man die Religionen nicht in herrschende und beherrschte eintheilt. Ich glaube, Amsterdam darf sich's zum Ruhm anrechnen, die einzige Stadt in der Welt zu sein, welche die Religionsfreiheit so weit ausdehnt, daß sie auch den Uebertritt vom Christenthum zum Judenthum gestattet. Sie müssen den Herrn de Spinoza kennen lernen, glauben Sie mir, es ist ein merkwürdiger Mensch. Sie haben doch sonst kein böses Herz, begegnen Sie ihm freundlich, mir zu liebe; doch still! er kommt."

Spinoza trat ein.

„Da ist nun endlich Herr Kerkering," sagte Olympia, „von dem ich Ihnen schon erzählt habe, daß er vor Jahren mein Schüler war und durch den Tod seines Vaters bis jetzt abgehalten wurde, zu uns zurück zu kehren."

„Sie werden gewiß meinen Entschluß vollkommen billigen, Herr de Spinoza," fiel Kerkering ein, „daß ich mich wieder zu Jufrow Olympia gewendet habe, um

von ihren Honiglippen die Weisheit des Alterthums zu hören."

„Eine mißrathene Artigkeit," entgegnete Olympia, „Sie sagen ich hätte gelbe Lippen und rücken mir mein Alter vor." Kerkering stutzte, Spinoza half ihm aus der Verlegenheit, indem er sagte:

„Sie haben wahrscheinlich vergessen, Herr Kerkering, daß Jufrow Olympia gleich dem höchsten Wesen verlangt, man solle kein Bildniß von ihr machen aus Allem was im Himmel und auf der Erde ist."

„O Sie Ketzer!" sagte Olympia und ihr feuriges Auge schien es in der That auf ein Autodafé abgesehen zu haben. „Sie werden wohl gestatten," fuhr sie nach einer Pause fort, „daß Herr Kerkering an unsern lateinischen Unterhaltungen, Unterricht darf ich es nicht mehr nennen, Theil nimmt?"

Spinoza bejahte, und während er sprach, trat Oldenburg ein. Er musterte Kerkering, den ihm Olympia vorgestellt, mit einem flüchtigen Blicke.

„Ich hätte mir's denken sollen," sagte er, zu Spinoza gewendet, „daß ich dich hier treffe, und hätte mir den Weg nach deinem Hause ersparen können."

„Du?" fragte Olympia, „o das herzige Du!" Wie glücklich sind doch die Männer, daß sie die, denen sie zugethan sind, ohne Umstände mit dem traulichen Worte benennen dürfen. Die Römer wußten gar nicht, was sie daran hatten, daß sie einander nur mit Du anreden konnten. Ich bin stolz darauf, daß Sie beide sich so bald und so nahe befreundet haben, denn ich war ja die Mittlerin."

„Zwei Größen, die einer dritten gleichen, gleichen sich unter einander," scherzte Spinoza.

„Einer vierten nicht auch?" fragte Olympia. „Wir sind hier als die Repräsentanten von den vier großen Mächten, wir wollen eine Quadrupel-Allianz schließen. Sie Herr von Spinoza müssen den Moses vertreten, Sie Herr Oldenburg Ihren Calvin, Herr Kerkering muß für seinen Luther einstehen und ich — ich will den Papst repräsentiren; er kann's nicht zurückweisen, denn ich heiße ja Olympia Maria Honoria. Herr Kerkering, geben Sie den beiden Herren die Hand, wir unter uns haben uns schon längst geeint; wir Vier wollen den Kreis bilden, der alle Religionsunterschiede in sich aufnimmt und versöhnt."

„Ich fürchte, das ist das umgekehrte Problem von der Quadratur des Kreises," sagte Oldenburg und setzte hinzu: „Sie gehen ja noch weiter als Hugo Grotius, der auch von einem ewigen Frieden der Religionen träumte, und nur die Juden bei seiner projektirten Union vergessen hatte."

Olympia faßte die Hand Kerkerings und legte sie in die Hände der beiden Freunde. —

„Ewige Extravaganzen und Gewaltsamkeiten!" sagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit ihm wegging. „Frauen können es nicht lassen, Bündnisse zu knüpfen; sind sie verheirathet, wollen sie Anderen schnell auch ein gleiches Glück bereiten, haben sie einen Freund, muß der andere auch mit ihm befreundet sein, und ginge es noch so gewaltsam. Was soll uns dieser Kerkering, den sie doch nur wie einen Automaten behandelt?"

„Du ſollteſt nicht ſo unwillig über ſolche Verknüpfungen ſein," entgegnete Spinoza, „denn hier hätte ja dein Herr und Meiſter Carteſius wieder ein Beiſpiel, daß ohne unaufhörliche äußere Vermittlung eines höheren Dritten keine wirkliche Exiſtenz gedacht werden könne und Alles in ſich zerfallen müßte."

14. Die Hantierung.

Während Spinoza über die wirkliche Existenz der Dinge, über den in ihnen selbst ruhenden Grund ihres Daseins, über ihre nothwendigen und zufälligen Bestimmungen sich in tiefes Nachdenken versenkte und die hierauf bezüglichen mathematischen Beweisführungen des Carteſius genau erwog, hatte auch sein Vater über den zureichenden Grund der wirklichen Existenz nachgedacht und seine Beweisführungen waren nicht minder auf Ziffern und Zahlen gebaut als die des Philosophen. „Beharrst du noch immer dabei," sagte er eines Tages zu seinem Sohne, „nicht Rabbine werden zu wollen? Hast du bedacht, was du mir und dir dadurch thust? Ich sehe leider noch meine höchste Freude vor mir in's Grab dahin sinken." —

„In den Sprüchen der Väter heißt es," entgegnete Baruch mit gepreßter Stimme, „Rabbi Zadok sagt: mache aus deiner Kenntniß vom heiligen Gesetz keine Krone, um damit groß zu thun, und mache auch keinen Spaten daraus, um damit zu ackern. Es steht schlimm um jede Religion, so lange ihre Verkündiger einen klingenden Lohn erhalten."

„Gut, ich bin mit Rabbi Zadok einverstanden; wie aber, wenn man keinen andern Spaten hat? Sieh, ich rede stets offen mit dir: unsere Miriam ist jetzt Braut

mit Samuel Cafferes, er will mit dem Manne der Rebecca die Diamantmühle vergrößern, er will neue Geheimniſſe beſitzen; meine Töchter wären nun mit Gottes Hülfe verſorgt, nur du allein biſt noch da. Soll ich dir's verhehlen? Mein Rechtsſtreit ſteht ſchlimm, und was ich dir nach meinem Tode hinterlaſſen kann, iſt ſo blutwenig, daß du davon nicht leben kannſt; Gott ſoll aber mich und meine Kinder und Kindeskinder davor bewahren, daß ſie mit Trauer im täglichen Gebete ſagen müßten: Herr, laß uns nicht bedürftig werden der Gaben derer, die aus Fleiſch und Blut geſchaffen ſind. Drum ſage, was iſt zu thun?"

„Soll ich ein Handelsmann werden?"

„Nein, das würde ich ſelber nicht zugeben, du haſt von Kindheit auf keinen Handelsgeiſt gehabt. Zwar giebt es jetzt wieder neue Wege für den Handel, und wir brauchen nicht mehr alle ſo zuſammengedrängt zu ſein wie hier in Holland, wo einer dem andern den Vortheil vor der Naſe wegſchnappt. Nach Batavia zu gehen, das iſt nichts, denn die dort ſind, denen geht es herzlich ſchlecht und viele wollen wieder zurückkehren; aber es iſt Nachricht eingegangen, daß Rabbi Menaſſe ben Iſrael, der mit dem Lordprotektor unterhandelt, es wahrſcheinlich dahin bringen wird, daß die Juden wieder nach England ziehen dürfen."

„Ich habe davon gehört," erwiderte Baruch, „Rabbi Menaſſe ſoll dadurch am meiſten Stimmen für ſich gewonnen haben, daß er ſagte, die wahre Erſcheinung des Meſſias könne nicht vor ſich gehen, wenn nicht vorher die Verheißung in Erfüllung gegangen wäre,

daß Israel in alle Lande zerstreut sein würde. Das war eine unredliche Spitzfindigkeit."

„Laß das gut sein," sagte der Vater, „ein großer Theil des Volkes thut's nicht anders, als er muß betrogen sein, und da thut man ihm den Gefallen; aber das sind Dinge, die uns jetzt nichts angehen; bedenke du jetzt, womit du künftig deine Existenz sichern willst."

„Rabbi Gamaliel lehrt: schön ist das Studium des Gesetzes verbunden mit einem bürgerlichen Gewerbe, beiden obzuliegen macht des Lasters vergessen; das Studium ohne Arbeit ist am Ende ein müssiges und verleitet zu Sünden." Baruch führte noch mehrere Beispiele an, daß die größten Väter der Synagoge Handwerker waren, und schloß mit den Worten: „Ich möchte ein Handwerk lernen."

„Du brauchst nicht so viele Stellen aus dem Thalmud anzuwenden, ich habe gar nichts dagegen, wenn du ein ehrbares Handwerk lernen willst."

Spinoza war froh, daß sein Vater nicht durch die angeführten Beispiele allein bewogen wurde, in sein Vorhaben einzuwilligen, denn er hatte sich gewissermaßen des vielbekannten „frommen Betrugs" hiebei bedient. Er war fest entschlossen, nie und nimmer in den gewöhnlichen Schlendrian einzutreten, und Wissen und Gewissen für das tägliche Brod zu verkaufen; konnte er mit dem Werke seiner Hände sich seinen Lebensunterhalt verschaffen, so blieb ihm seine Ueberzeugung frei und er brauchte sie nicht den Erfordernissen und Bedürfnissen der Alltäglichkeit anzupassen. — Oder findet sich auch bei den Geistern ersten Ranges jene Leere, jene

unbefriedigte Sehnsucht, die uns so oft überkommt, wenn wir immer und immer nur die Feder zu führen, das todte Wort zu beleben, neue Gedanken und Gefühle auszugraben und zu meiseln angewiesen sind? Erfaßt auch sie jener unbezwingbare Drang nach einer körperlich anspannenden Beschäftigung, welche das durch einseitige Nerventhätigkeit gestörte Gleichmaß wieder herstellen soll?

Es war für unsern jungen Freund fruchtreich, darüber zu denken, welchem Gewerbe er sich widmen sollte. Jetzt erinnerte er sich, wie oft er bei den Diamantmühlen stehen geblieben war und die Pferde in der untern Roßmühle beobachtet hatte, die vermittelst des Rades die Werkzeuge in den oberen Stockwerken in Bewegung setzen. Das Schleifen und Schneiden der Diamanten war ein Geheimniß seiner Glaubensgenossen, und sowohl dieses zog den Knaben mächtig an, als auch die vertraulich ihm eröffnete Kunde, daß der Diamant nur durch Diamantensplitter geschliffen und geschnitten werden könne. Wie oft, erinnerte er sich auch, war er beim Gange in die Thalmudschule und zu Magister Nigritius selbstvergessen an den offenen Werkstätten und den Fenstern stehen geblieben, innerhalb deren die Menschen in ihrem Gewerbe sich mühten. Wie war der betrachtende Blick des Knaben von diesen Hantierungen gebannt und wie tief hatte sich in sein Herz ein Verlangen nach gleicher Thätigkeit eingesenkt! Jetzt zum Erstenmal stieg die Erkenntniß vor ihm auf, wie das, was man freien Willensentschluß nennt, in seinem Grunde nur Ergebniß eines empfangenen Eindruckes

ist, der sich selbst seine oft kaum bemerkbare Folgenreihe entwickelt. Er verweilte bei diesem in die Tiefe führenden Gedanken nur flüchtig, denn seiner Phantasie eröffneten sich die zahllosen Werkstätten, darin die Menschenkraft die Erzeugnisse der Natur baut und bildet und auf's Neue umschafft. Nur wer die Gebilde des Lebens neu formt und bindet, nur der hat das wirkliche Leben empfangen. Welch tausendfältiger Segen liegt in der Arbeit selbst, wie in ihren Hervorbringungen! Und eine Hand faßt die andere und ein Denken strömt in das andere aus dem geschaffenen Gebilde. Die ganze Menschenthätigkeit ist eine unermeßliche brüderschaftliche Werkstätte. Aber auch hier hat einer den andern gewaltsam von sich geschieden, und wie die Kirchen im Reiche des Denkens und Empfindens, so hatten die Zünfte in der Arbeit der Hände ihre erwählten Genossen. Es bestand zwar kein gesetzliches Hinderniß, das den Juden von irgend einem Gewerbe ausschloß, aber Gewohnheit und bequemes Herkommen machte die Zunftmeister widerwillig und ausschließend.

Wieder war es Carteſius, von welchem die Entschließungen Spinoza's einen Anstoß erhielten, der zu eigenen Zielen führte. Spinoza studirte die Dioptrika des Carteſius und lernte hier zum Erstenmal das Gesetz der Refraction, so wie die erste richtige Erklärung des Regenbogens kennen. Der von Huygens damals erhobene und allgemein getheilte Vorwurf, daß Carteſius jenes Gesetz aus dem in Holland verbreiteten Manuscripte von Snellius entnommen habe und die Erklärung des Regenbogens von Antonio de Dominis und Kepler

gekannt haben müsse, ohne weder diesen noch jenen zu nennen; alles das schien für den jungen Forscher jetzt von minderer Bedeutung, und doch bewegte es ihn seltsam, daß es auch im Reiche des Geistes eine Veruntreuung geben solle. Der sonst dunkle Ausspruch des Thalmud: „Wer ein Wort, einen Gedanken, im Namen seines Urhebers vorbringt, der bringt die Erlösung über die Welt," ging ihm jetzt als Gesetz der Wahrhaftigkeit auf.

Das Verfahren von Carteſius war, wenn auch nicht zu entschuldigen, doch daraus zu erklären, daß er als Hofmann und in leichter Anbequemung gewohnt war, sich in Fremdes und Aeußerliches zu finden und es leicht als Eigenes und Inneres anzusehen.

Es war eine reine Andacht, als in Spinoza der Entschluß eine feste Gestalt gewann, sein Leben nur durch eigene Thätigkeit und durch nichts Ererbtes zu fristen und gleicherweise im Denken die Wahrheit in sich zu finden.

Eines Tages erklärte Spinoza seinem Vater, daß er die Kunst, optische Gläser zu schleifen, erlernen wolle.

„Aber das ist ja ein Handwerk, das nur kümmerlich einen Menschen ernährt," entgegnete der Vater, „wie willst du einst mit einer ganzen Familie davon leben? Oder soll gar mit dir der ruhmvolle Name unserer Ahnen erlöschen?"

Spinoza antwortete nicht unmittelbar auf diese Mahnung; er hoffte und ahnte vielleicht diesem Namen auf andere Weise ewige Dauer zu verschaffen. Er berührte indeß bald eine in dem Vater schmerzlich wieder-

klingende Saite, indem er seinen Trieb nach Unabhängigkeit darlegte und bemerkte, daß ein Rabbi durch den empfangenen Sold wie durch unabweisbare Ehrengeschenke doch nur ein Diener der Einzelnen werde. Eine mit Wehmuth gemischte Heiterkeit sprach bei dieser Darlegung aus dem Antlitze des Vaters, der oft beifällig nickte. Der alte Spanier sah in seinem Sohne den gleichen stolzen Sinn, der in ihm selber noch nicht erstorben war. Kann man die Welt nicht durch Ansehen und Macht zwingen, so ist es wohlgethan, sich von ihr abzuwenden und in der Abgeschiedenheit ihrer nicht zu achten. So regte sich's in den Gedanken des Vaters und immer wieder erwies sich der aufgelockerte Boden und die eigenthümliche Mischung seiner Bestandtheile, daraus die Lebenskraft Spinoza's zu freier Blüthe erwuchs.

„Nun meinetwegen, es sei," ließ sich endlich der Vater vernehmen, „wenn ich alle Gewerbe betrachte, finde ich nirgends etwas Besseres, wenn man kein großes Kapital einzusetzen hat."

Vater und Sohn gingen nun zu dem als tüchtig bekannten Meister Christian Huygens, einem Oheim des gleichnamigen Mathematikers, der aber wie es schien, weder mit dem dichterischen Genie seines Bruders noch mit dem seines Neffen eine Verwandtschaft hatte.

Spinoza erklärte dem Meister im Verlaufe der Rede, daß er die Gesetze der Optik schon kenne, und auch ziemliche mathematische Kenntnisse habe; er fragte nun, ob er vielleicht in einem halben Jahre das Handwerk erlernen könne. Der Meister, der alle Anträge bis

jetzt ruhig angehört hatte, sprang bei diesen Worten so entrüstet auf, daß ihm die Brille bis auf die Nasenspitze herabfiel.

„Daß dich der — —, da möcht' man katholisch werden, was die Jugend jetzt für Knirps im Kopf hat," rief er, „ich bin siebenundvierzig Jahre bei dem Geschäft, ich darf sagen, daß ich's versteh', und daß ich's auch Jemand lehren kann, und doch hab' ich drüben in der Werkstatt Gesellen, die schon fünf und sieben Jahre dabei sind, ich will das Mikroskop da auseinander legen, ich will's, wie es da ist, auffressen, wenn mir's einer wieder zusammenlegen kann wie sich's gehört. Da meinen sie nur, aus den Büchern könnt' man Alles lernen, ich geb' keinen Pfifferling für all' die Geschichten; das Papier ist geduldig, das läßt drauf drucken, was man will. Ich hab' auch einmal ein Mikroskop gemacht nach der Vorschrift, wie es in einem Buch gestanden hat, aber es war gerad' für nichts. Wer nicht selber bei dem Geschäft ist, der kann sein Lebtag nicht wissen, wie man nur die rechte Blende in's Glas hineinbringt. Bleibt mir vom Leib mit euren gelehrten Geschichten."

Auch die Frau Meisterin trat hinzu, sie hatte den Nasenklemmer in die Hand genommen und agirte nun heftig mit dem Instrumente.

„Ja," rief sie, „wenn man das nur so mir nichts dir nichts lernen könnte, möchte jeder Weißnichtwas herkommen, und will nur auch schnell Optikus werden."

Nur mit Mühe wurden die guten Leute wieder beruhigt.

„Ich bin ein Mensch wie ein Lamm," sagte dann

der Meiſter, „wer mit mir nicht auskommt, kann mit Niemand in der Welt auskommen.“

„Ja, er iſt nur zu gut gegen alle Welt,“ fiel die Frau Meiſterin ein, „und was er dann bei Anderen verſchüttet hat, will er mit mir wieder einbringen.“

„Laß gut ſein,“ ſagte der Meiſter, „du läßſt dir nichts geſchehen; aber ich will ehrlich und offen mit Euch reden, Ihr ſollt nicht hinterdrein ſagen können, das hätt' ich Euch vorher ſagen ſollen. Erſtens, iſt es ein ungeſundes Geſchäft; ſeht mich an, wie ich da bin, hab' ich ſchon mehr als drei Centner Glas geſchluckt; ich weiß wohl, ich treib's nicht mehr lang, nun in Gottes Namen.“

„Verſündige dich nicht, Chriſtian,“ fiel die Frau Meiſterin ein, „wenn's mit den Sechzigen ſo ſtark bergab geht, und man in drei Jahren dem Doktor und dem Apotheker keinen Deut gegeben hat, mein' ich, dürft' man Gott danken. Ihr müßt nicht Alles ſo genau nehmen, was er ſagt.“

„Jetzt laß Mich reden, ich weiß, was ich red',“ entgegnete der Meiſter, und ſuchte ſich ein Anſehen zu geben; er bog nun nächſt dem kleinen Finger auch den Ringfinger an der linken Hand und ſprach: „zweitens, iſt es ein ſchlechtes Geſchäft, es kommt nichts dabei heraus.“

„Ja, da hat er Recht,“ commentirte die Meiſterin, „als wir unſer Gewerbe eröffneten, da waren wir und der verſtorbene Greenwond, der bei dem abgebrannten Rathhauſe gewohnt hat, die zwei einzigen, und jetzt ſind dreiundzwanzig in der Stadt; man verdient kaum

mehr das Waſſer zur Suppe, und Ehr' und Schande halber kann man doch das Geſchäft nicht aufgeben. Wir ſind zwei alte Leute, wir brauchen wenig, und mit Sparen und Hauſen ſchlagen wir uns ſo durch, daß, wenn das Jahr um iſt, man mit knapper Noth ſein bischen Sach' noch bei einander hat; ich weiß nicht, wie's die Leute machen, die einen Haufen Kinder haben und von dem kleinen Verdienſt leben."

Der Vater wollte, durch ſolche Vorſtellungen bewogen, ſeine Einwilligung zurücknehmen, aber Spinoza blieb ſtandhaft, und ſo kamen ſie mit dem Meiſter überein, daß Spinoza gegen eine mäßige Entſchädigung ſo lange lernen dürfe, als es ihm behage.

Es war nun abermals eine neue Atmoſphäre, und zwar eine mit Pechgeruch und Glasſtaub erfüllte, in welche Spinoza eintrat. Einen großen Theil des Tages brachte er fortan in der Werkſtätte zu. Er lernte den ſcharfen Diamant handhaben, der in den einen Schenkel des Zirkels eingeſetzt war, um aus den Scheiben Stücke von beliebiger Größe herauszuſchneiden, aber noch nahmen dieſe Stücke beim Bruche willkürlich kryſtalliſirte Formationen an. Spinoza trat nun in den erſten Grad der edeln Schleifkunſt ein. Das ausgeſchnittene Stück wurde mit Pech auf eine Schraubenmutter aufgeſetzt, dieſe an einen Hebel befeſtigt und nun mit dem rechten Fuße das Rad gedreht. Um dieſes war ein Riemen geſpannt, der griff in eine Spindel ein, darauf ein ganz flacher bleierner Teller aufgeſetzt war; der Teller drehte ſich und mit der linken Hand wurde der Glasſcherben darauf gedrückt, der ſo lange

Kreiſe auf demſelben beſchrieb, bis das Glas die beabſichtigte Form erhalten hatte. Stets mußte naſſer Flugſand aufgeſchüttet werden, um die Entzündung der harten ſich reibenden Stoffe zu verhüten, und die Rauheit des Blei's zu vermehren. Das erſte Stadium war hiemit beendigt. Spinoza mochte ſich wohl das Handwerk weniger mühſam und vor Allem reinlicher gedacht haben; aber gerade dieſe Beigaben der Arbeit wurden ſeiner Denkerweiſe wieder zu einer nothwendigen Durchdringung des Weſens. Die Menſchen ſind leicht geneigt, rauh und abſtoßend erſcheinende Thätigkeiten als niedrige herabzuſetzen; Spinoza gewöhnte ſich immer ſtetiger daran, die Vorkommniſſe des Lebens nicht nach gewohnten Eindrücken zu erfaſſen, ſondern in ihrem Weſen zu ergründen. Auch dieſe Arbeit iſt nur ihrer einſeitigen Erſcheinung nach unreinlich, nur der Arbeitende wird während ſeines Thuns von Sand und Staub bedeckt, die Arbeit an ſich aber hat die höchſte Sauberkeit und Reinheit zum Zweck. — Im zweiten Stadium entſchied ſich's nun, ob das flache Glas eine hohle oder erhabene Form erhalten ſollte, und je nachdem wurde eine hohle oder erhabene Meſſingplatte auf die Walze geſetzt; mit Pech wurde wechſelsweiſe auf der einen Seite des Glaſes eine Schraube aufgeklebt, und dieſe in der Mutter vermittelſt eines Stiftes auf der Meſſingplatte herumgedreht, worauf dieſelbe Bewegung wie im erſten Stadium begann. Zwiſchen drein mußte immer der durchgeſchliffene Schleifſand, nun zum Glättſand verdünnt, mittelſt eines Pinſels auf die Platte übertragen und dazwiſchen aus dem daneben ſtehenden zinnernen Becher

ein Schluck Wasser aus dem Mund und auf die Platte gespritzt werden.

Nachdem beide Seiten so zubereitet waren, ging es an das dritte Stadium. Der Messingteller wurde heiß gemacht, ein runder Drillfleck, auf der Kehrseite mit Kitt bestrichen, wurde auf der Vorderseite mit sogenanntem Caput mortuum (Eisenoxyd) bezogen, wiederum immerwährend Wasser aufgetröpfelt und so das Glas polirt. Hatte das Glas die drei Stadien, Schleifen, Glätten und Poliren durchlaufen und konnte man mit der Lupe weder Riß noch Fuge entdecken, so war es vollendet.

Spinoza hatte die handwerksmäßigen Schwierigkeiten bald überwunden, und das erste Glas, das er von der rohsten Verarbeitung an ohne fremde Beihülfe zur vollen Zufriedenheit des Meisters vollendet hatte, machte auch sein Auge hell erleuchten. Dieses Anschauen der vollendeten Arbeit war wie wechselseitiger Dank: Dank aus dem todten Stoffe, der zu seiner Bestimmung verklärt war, und Dank aus der Seele des Arbeitenden, daß der rohe Stoff das Gepräge seines Willens trug.

Die mathematische Berechnung und Zusammensetzung der Gläser begriff er schneller, als der Meister vermuthet hatte. Die Bücher mußten doch nicht lauter Unnützes enthalten haben.

Während Spinoza hier ein Glas schliff, um den Kurz- und Schwachsichtigen das Ferne nah und das Nahe näher zu bringen, arbeitete er im Geiste die feinsten Ocularien aus, um die Geistespupillen der Mit- und Nachwelt zu unterstützen und zu schärfen. — Er

freute sich, daß das immerwährende Geraspel nur kurze Besprechungen unter seinen Nebengesellen zuließ. Er konnte um so ungestörter seinen Gedanken folgen.

In der Werkstätte war ein lustiger Geselle, mit einer zarten und edlen Gesichtsbildung und kunstlos herabfallenden braunen Locken; mit Singen und Jubeln stelzte er jedesmal zur Thüre herein, denn er ging an Krücken, da er krumme und rückwärts gewachsene Füße hatte. Während er seine Krücken neben sich hinstellte, und die Hemdermel aufstreifend seine Werkbank in Ordnung brachte, die er in eigner Weise nur mit dem Knie drehte, gab er fast regelmäßig eine Rede zum Besten. Einst sagte er: „Bin ich nicht viel besser daran als der König Nebukadnezar? der hat, glaub' ich, irdene Füße gehabt, und hätte nicht über unser schlechtes Pflaster holpern können. Ich hab' doch noch einem Baum seine Arme ausgerissen, und hab' mir Füße daraus gemacht; der nächste beste Adler, der mir zwischen die Beine kömmt, dem rupf' ich seine Flügel aus, und näh' mir sie an; ich kann's von unserm Herrgott schon verlangen, daß er mir Flügel giebt, warum hat er mir Füße gegeben, die ich nicht brauchen kann? Brüder! dann ist's aus, dann könnt ihr fünf Tage in der Woche blauen Montag halten; man braucht keine Fernröhre mehr. Will so ein gelehrter Herr wissen, wie einer von den Sternen aussieht, da bin ich, der Peter Blyning, da; für ein gutes Trinkgeld flieg' ich hinauf und spionir' Alles aus. Vielleicht bleib' ich aber auch droben und komm' gar nicht mehr herunter; wenn mich so ein schönes Mondmädchen heirathen

will, ich bin gleich dabei, da unten muß ich doch ledig sterben."

Ein schallendes Gelächter lohnte stets seine Worte, und er ergriff jede Gelegenheit, um seine Redekunst zum besten zu geben. „Eigentlich sind wir Alle, wie wir da sind, lauter Krückenfabrikanten; was unser Herrgott verpfuscht hat, müssen wir wieder gut machen; hätt' er der Welt bessere Augen in's Gesicht gesteckt, braucht' man keine Fernröhre und keine Brillen. Gott verzeih' mir's, aber ich bin manchmal martialisch bös auf ihn. Was hab' ich ihm gethan, daß er mich halb fertig in die Welt geschickt hat? Wenn er mir drüben keine besseren Füße giebt, so kann er sein ewiges Leben für sich behalten, ich nehm's nicht." Alle glotzten ihn mit blöden Gesichtern an, wenn er so sprach, nur Spinoza suchte ihn zu überzeugen, daß körperlicher Schmerz und Mangel kein wirklicher, und daß es der höchste Beruf des Menschen sei, den ihm von Gott zugetheilten Bestimmungen gemäß zu leben, und nicht nach einer Kraft zu verlangen, die uns von der Natur verweigert ist, sonst kämen wir nie zur wahren Befriedigung.

„Ja, Ihr habt gut reden," sagte Peter, und seine Stimme hatte einen wehmüthig zitternden Klang. „Ihr habt gut reden, verlang' ich denn etwas mehr, als was mir als Mensch gehört? Seht, nur ein einzigmal in meinem Leben möcht' ich tanzen, ich schwör' Euch, ich würde mich gleich darauf gern in's Grab legen. Wenn ich Tanzmusik höre, ja in diesem Augenblicke, wo ich nur dran denke, mein' ich, ich müßt' vor Zorn aus der Haut fahren; ich möcht' mir die Augen auskratzen,

so schäm' ich mich oft, ich hab' mir schon mehr als einen Rausch getrunken, blos weil ich gefürchtet hab', ich könnte vor aller Welt weinen."

Spinoza suchte besänftigend auf Peter einzuwirken, er gewann ihn dadurch besonders für sich, daß er sich bisweilen Handgriffe von ihm zeigen ließ; aber unser Philosoph wurde bei seinen Einreden oft gewahr, wie unendlich schwer es ist, von der steilen Höhe des allgemeinen Idealismus herunter zu steigen bis zu den alltäglichen Bedürfnissen und Fragen der gewöhnlichen Menschen.

Auch in die Werkstätte war die Kunde gedrungen, daß Spinoza ein großer Gelehrter sei, und die Gesellen waren stolz auf einen solchen Lehrling und rühmten sich dessen in den Schenken; in ihrem Benehmen gegen ihn selbst aber ließen sie ihn unverhohlen merken, daß er doch nur ein Jude sei und hatten einen gewissen Adelsstolz und eine zutrauliche Herablassung gegen ihn. Mit Bekämpfung jeglicher Empfindlichkeit hielt sich Spinoza nur an die letztere Wahrnehmung, sein mildes und doch gehaltenes Wesen entwaffnete jede Rohheit und die Gesellen hatten bald eine gewisse wie verabredete Hochachtung vor Spinoza. Ein kurzes, eindringliches Wort, das er sprach, wirkte oft lange nach im Geiste derer, die es gehört. Auch Meister Huygens und seine Frau liebten den bescheidenen und stillen jungen Mann sehr. Es waren nicht Hirten und Fischer, nicht Menschen in einfachen Lebensverhältnissen und im stetigen Verkehr mit der ewigen Natur, zu denen er wie vordem die alten Weisen treten könnte, seine eigene

Erkenntniß bereichernd und neue ausstreuend. Da war eine Welt, deren Thätigkeit der ursprünglichen Einfalt ferne lag; da waren Menschen, die tagüber unter allerlei Geräusch lebten; da dringt nur schwer am Feierabend ein Wort in die Seele. Und doch, ob am rauschenden Bach oder am sausenden Rad, der Menschengeist ist sich ewig gleich wie die Luft, die die verschiedenen Schallwellen trägt, und das Priesterthum, das dem ewigen Gesetz dient, muß sich immer wieder erneuen. Wie es in der Natur draußen sproßt, jede Pflanze für sich lebt, und doch vor dem Gedanken des Menschen aufgeht und sich zusammenschließt zur großen Einheit, so auch ist die Menschenthätigkeit in allerlei Berufsarten gesondert, die Jeder, nur auf das Einzelne gerichtet, zu erfüllen trachtet; vor dem denkenden Geiste aber schließt sich Alles zusammen zu einem großen einheitlichen Getriebe.

Spinoza fühlte sich besonders beglückt, mitten inne in der Reihe derer zu stehen, die mit ihrer Hände Kraft das Leben erneuen. Denn Alles, was da besteht, erfüllt still die Bedingungen des ihm aufgelegten Gesetzes. Die Arbeit aber ist des Menschen. Er vollführt das Lebensgesetz, indem er es frei erkennend bethätigt; und es ist ein großer majestätischer Chor, der all das Lehren und Federkritzeln, all das Hämmern, Graben, Bohren und Sieden in vereinzelten Werkstätten und was daraus hervorgeht, zusammenschließt. Das stille Naturleben hat das bloße Dasein, die Erkenntniß hat das Denken für sich; in der Arbeit ist Dasein und Denken Eins.

Spinoza war einig, heiter und zufrieden.

Nicht so zufrieden war Olympia, als er ihr seine neue Lebensweise erzählte:

„Es freut mich zwar, daß wir auch hierin übereinstimmen," sagte sie, „den ganzen lieben langen Tag blos eigenen oder fremden Gedanken nachhängen, ist zu viel oder zu wenig Arbeit; ich komme dann meist so weit, daß mir's peinlich wird und ich froh bin, wieder die Stiche zählen zu müssen. Wenn ich sticke, da hab' ich meine besten Gedanken. Sehen Sie die Rosenguirlande dort? Geschichten, toller und umfangreicher als die Gesta Romanorum sind dort unter den Nähten gefangen — ach! wie froh war ich damals, daß ich eine Handarbeit kannte."

„Ich arbeite aber nicht blos, damit meine Hände etwas zu thun, sondern auch damit meine Zähne etwas zu kauen bekommen."

„Ich bemerke seit geraumer Zeit," erwiderte Olympia, „die Lectüre des Tacitus bewirkt einen ganz besondern Humor bei Ihnen."

„Daß ich nicht wüßte, es ist mein völliger Ernst, ich will durch mein Handwerk künftig für meine Nahrung sorgen."

„Wozu hätten Sie denn aber so viele Kenntnisse gesammelt? Ich will nicht hoffen, daß es bloßer Egoismus war. Mein Vater will sein Institut erweitern und da sollen Sie ein Hauptlehrer werden; wollen Sie nicht mein Collega sein?"

„Ich muß leider Nein sagen. Nennen Sie es immerhin Egoismus, ich habe die nächsten Pflichten gegen

mich, und muß erst mit mir im Reinen sein; kann ich dann Etwas lehren, was den Menschen nützlich ist, werde ich's bedenken, aber nie und nimmer werde ich die kleinste Ueberzeugung für ein vergängliches Gut verhandeln."

„Sie erscheinen doch stets wie der Deus ex machina," sagte Olympia zu dem eintretenden Oldenburg, „wissen Sie schon, ihr Taufpathe bereitet sich vor, erbgesessener Meister eines Handwerks zu werden?"

„Ein Apostel aller Lande, wollen Sie sagen," entgegnete Oldenburg.

„Wär's noch eine Beschäftigung," fuhr Olympia fort, „wie sie die großen Weisen und Staatsmänner des Alterthums hatten, der Feldbau, das ließe ich mir noch zur Noth gefallen; es liegt etwas Großes darin, so die Extreme zu vereinigen und mit dem gebildetsten Geiste die Arbeit des rohen Naturmenschen zu verrichten, selbst die des Fischers und Zimmermanns hat noch etwas Poetisches; aber in einem Winkelzimmer Gläser zu schleifen, da verdumpft und verkrüppelt Leib und Seele. Mir kritzelt's in der Vorstellung, wenn ich nur an Glasschleifen denke. Die Hand eines Philosophen, die das Rad einer Maschine dreht und sich mit dummem Handwerkszeug abmüht: das ist ein widerwärtiger Gedanke."

„Schelten Sie das Handwerkszeug nicht," entgegnete Spinoza mit besonderem Ernste, „es ist ein Attribut der Menschennatur. Das Thier hat nur seine natürlich angeborenen Werkzeuge zum Bau seines Nestes, zur Erlernung seiner Nahrung, zu Vertheidigung und Angriff;

der Mensch hat die außer ihm liegenden Erzeugnisse der Natur zu seinen Gliedmaßen gemacht: fehlt ihm die Flugkraft des Vogels, die Schnellfüßigkeit des Hirsches — Pfeil und Kugel überholen beide; seine Hände können nur mühsam den Boden aufgraben, er schmelzt das Eisen und spitzt es zu Hacke und Pflug und jocht die Kraft der Thiere ein, und Baum und Stein zerschneidet und formt er. Die friedlich bildenden und schaffenden Werkzeuge sind das edelste Erbe der Menschheit, sind heilige Ueberlieferungen. Wer ein verbessertes Werkzeug den Nachkommen übergiebt, reicht ihnen die helfende Hand, und hier giebt es Tausende unsterblicher Geister, die namenlos fortwirken. Könnte ich in Denken und Thun etwas hervorbringen, das den Menschen außer mir zur Erkenntniß und Verschönerung des Lebens dienen kann, ich wäre glücklich; nie aber darf man vergessen, daß alles Ueberlieferte nur Werkzeug zu eigenem Schaffen ist."

„Das ist Alles schön und sinnreich," sagte Olympia, und nach Frauenart einen einzelnen Gedanken herausreißend fuhr sie fort, „das können Sie ja aber Alles denken ohne selbst Handwerker zu sein. Warum wollen Sie sich mit heiligen Aexten, heiligen Hacken und heiligen Feilen belasten?"

„Weil ich, um in Ihrer Weise zu antworten, mit einem heiligen Körper belastet bin, der sein Futter will; und an dem Handwerke, das ich gewählt habe, will ich Ihnen noch dazu alle Künste der Dialektik vordemonstriren: zwei hohlgeschliffene Gläser auf einander gelegt, zeigen einen durch sie betrachteten Gegenstand verkehrt,

das Reflexionsglas dazwischen bringt ihn in seiner wahren Gestalt näher."

„Wann bist du geboren?" unterbrach ihn Oldenburg.

„Eine sonderbare Frage, Herr Gevatter," erwiderte Spinoza, „wenn du's noch nicht weißt, im November des Jahres 1632."

„Das paßt vortrefflich," fuhr Oldenburg fort, „du hast wohl nie etwas von dem Görlitzer Apostel gehört, der ewig in apokalyptischer Ekstase faselte? Im November 24 hat er das Zeitliche gesegnet; er war seines Handwerks ein ehrsamer Schuster, und ich werde nun aus der Apokalypse beweisen, daß 7 Jahre nach seinem Tode ein neuer Philosoph geboren werden mußte, der auch ein Handwerker ist."

„Ihr Beispiel hinkt," sagte Olympia; „denn Ihr Jakob Böhme war ein Schuster und wurde als solcher ein Philosoph, während unser Maledictus vom Philosophen zum Handwerker wurde."

„Verzeihen Sie," sagte Spinoza, „der Witz hinkt nicht, sondern hat ein Ueberbein, denn es sind 8 Jahre von 24 bis 32."

„Thut nichts," versetzte Oldenburg, „so ein Jahr wird doch amputirt werden können. Aber ernstlich, du beleidigst deine Freunde durch den Zweck, den du mit deiner Lebensart erstreben willst; mir ist die Sache so selbstverständlich, daß ich nicht nur vor unserer Freundin, sondern vor Jedem darüber sprechen könnte. Hast du mir nicht selbst zugestanden, daß unter Freunden Alles gemeinsam sein muß? Sind wir so ätherisch,

daß wir bloß klingende Worte und Gefühle und nicht auch unser klingendes Geld einander mittheilen dürfen?"

„Ich erkenne dein freies Herz und du weißt, wie ich dir dadurch am besten danke," entgegnete Spinoza, „aber ich habe dir schon gesagt, daß ich nie ein Geschenk von einem Freunde annehme, so lange ich von meiner Hände Arbeit leben kann."

Spinoza ließ sich durch nichts abhalten, sein Handwerk emsig zu betreiben.

15. Das Unausgesprochene.

„Wie gefällt Ihnen Kerkering?“ fragte eines Tages Olympia, als dieser nicht zu dem Unterrichte gekommen war.

„Wie Ihnen,“ antwortete Spinoza.

„Sie bauen vielleicht doch zu viel darauf, daß wir uns so oft gegenseitig das Wort vom Munde wegnehmen,“ antwortete Olympia; „was haben Sie an ihm zu tadeln?“ Spinoza ward feuerroth, da er hierauf geradezu Antwort geben sollte; denn theils hatte er im Stillen einen ähnlichen Tadel schon auf Olympia ausgedehnt, theils fürchtete er auch, daß Olympia seine Worte als Eifersucht mißdeuten könnte. Im Nu waren diese widersprechenden Gedanken gekommen und gegangen, und nach einer kleinen Pause fuhr Olympia fort: „Kerkering hat ein von Grund aus gutes Herz; seine Redseligkeit ist ein Nationalfehler der deutschen Hansestädter.“

„Nun sehe ich doch,“ entgegnete Spinoza, „daß die Juden nicht allein das Schicksal haben, daß man vom Ersten besten, der Einem in den Wurf kommt, auf ihre Gesammtheit urtheilt. Aber beachten Sie doch nur die Geschlossenheit und beständige Richtung nach dem Ethischen im Wesen unseres Oldenburg; warum machen Sie diese nicht zum Typus der deutschen Hansestädter?“

„Sie haben Recht," entgegnete Olympia, „aber Sie bringen mich noch so weit, daß ich mir gar kein Urtheil mehr erlauben werde; ich lasse mich stets zu sehr von den nächsten Gegenständen bestimmen, und Sie fassen überall das Allgemeine so scharf."

„Nennen Sie es nicht Männerstolz," fiel Spinoza ein, „aber Sie bestätigen mir eine Wahrnehmung, die mir schon bei meinen Schwestern und deren Freundinnen auffiel: die Frauen scheinen selten Freude an der lautern Gerechtigkeit zu haben, sie urtheilen nicht über die That, sondern über den Thäter, und über diesen mit Zuneigung oder Abneigung."

„Immerhin. Wir sind nicht für die Philosophie auf der Welt. Darin sind Sie also doch mit mir einig: Sie lieben auch nicht das prahlerische Klimpern mit allzeit fertigen Gedankenmünzen; läßt man diese Rechenpfennige allstündlich cursiren, so werden sie abgegriffen, verlieren alles frische Gepräge und behalten nur noch den einmal bestimmten Nennwerth. So geht's Kerkering; an wahrem innerem Reichthum fehlt es ihm."

„Es ist Alles gut ausgeglichen," sagte Spinoza, „er hat desto mehr von klingender Materie."

Olympia schien nicht auf diese Wendung eingehen zu wollen, denn sie fuhr jetzt seltsam mit den Augen zwinkernd fort:

„Unser Freund Oldenburg will immer, ich solle mich auch gleich meiner Namensschwester Olympia Morata in Poesien versuchen; aber ich muß bekennen, daß ich die Dichter nicht minder verehre als bemitleide, weil sie das Tiefinnerlichste ihrer ganzen Persönlichkeit vor

den Augen der ganzen Welt darlegen können und müssen. Ich meine, wenn ich mein Eigenstes, das was den Kern meines Wesens bildet, hinausgegeben hätte an die Welt, ich hätte mich selbst nicht mehr: die Welt hat mich, ich bleibe nur ein Schatten dessen, was ich hergegeben, und ich müßte dann urplötzlich vergehen. Da halte ich es lieber mit den Philosophen des Alterthums, die machten nie ihr eigenstes Gemüth zum Gegenstand der Darstellung, sie hatten eine esoterische Lehre, die nur in Symbolen, nie in Worten heraustrat."

„Mit der Idee, von der Sie ausgingen," sagte Spinoza, „bin ich ziemlich einverstanden; wäre ich Theologe, so könnte ich hier eine Allegorie daraus machen, daß der Hohepriester im Tempel zu Jerusalem nur Einmal des Jahrs mit Gefahr seines Lebens das Allerheiligste betrat, von dort den unaussprechlichen Namen Jehovah's aussprach, daß alles Volk, das draußen stand, auf das Antlitz niederfiel. Durch einen kleinen „frommen Betrug" könnte man der Sache die Idee unterschieben, die Sie in anderer Weise so eben ausgesprochen; aber ich liebe das Ausdeuteln nicht, es ist meist Selbsttäuschung oder noch Schlimmeres."

„Nehmen Sie doch die Sachen nicht so barbarisch genau, das ist ja herrlich ausgedrückt: nur Einmal, wenn die Gottheit sich mit der Menschheit eint, darf das Allerheiligste des Herzenstempels geöffnet werden und das Unaussprechliche im Worte sich verkörpern. Ja, es gilt auch als Symbol für manche gewöhnliche Lebensverhältnisse: im alltäglichen Umgange sollen die uns nahe stehen, an einzelnen Ritzen, die sich öffnen, ahnen,

was drin im Herzen verschlossen ruht und nicht ausgesprochen werden mag."

„Ahnung, auch die zuversichtlichste schließt doch Täuschung in sich."

„Nein, hier nicht, hier gewiß nicht. O! es ist ein seliges Bewußtsein, das Wort verschmähen zu können, und dennoch mit untrüglicher Zuversicht zu wissen, daß alle Wurzeln unserer Seele tief, wo kein Auge hindringt, freundlich verschlungen sind mit einer andern. Was ist höher, als sich bei den tausend Begegnissen des Lebens so still in's Auge sehen zu können, und zu wissen: da drin lebt Alles in gleicher Kraft und unzerstörbarer Harmonie wie in dir selber?"

Es war ein Blick voll unaussprechlich innigen Verlangens, mit dem Olympia auf Spinoza sah; ein dunkles Roth durchschoß ihre Wangen, ihre Lippen zuckten fieberhaft, ihr ganzes Wesen war Hingebung. — Spinoza schaute sie mit ruhiger Miene an. Sollte der Mann, der ein so feines Gefühl besaß, um den leisesten Regungen des Denkens und Empfindens nachzugehen, sollte er nicht einsehen, wie hier eine Seele nach bewußter Einigung mit ihm rang? Fühlte er Nichts für sie, oder kämpfte er mit starkem Willen eine Neigung nieder, die ihm und Olympia nur Kummer und Unglück bringen konnte? —

„Das Unausgesprochene, von dem Sie reden," sagte er nach einer peinlichen Pause, „muß, wie ich täglich mehr einsehe, bei dem, was wir über Gott und Natur denken, am ehesten ein solches bleiben; man wird meist nur halb verstanden oder mißverstanden."

Es ist klar, er hatte Olympia erkannt, und wollte ihre Gedanken nur auf einen andern Gegenstand lenken.

„Ich werde morgen nicht zu Ihnen kommen können," fuhr Spinoza fort, „meine Schwester Miriam verheirathet sich morgen mit dem jungen Casseres; wenn sie nur recht glücklich wird! Sie versteht mich noch am meisten, wir plauderten oft halbe Nächte lang mit einander." Diese Ablenkung hatte den beabsichtigten Erfolg nicht.

„Sie sind doch um Vieles glücklicher als ich," entgegnete Olympia, „ich stehe so ganz allein. Meine Mutter habe ich nie gekannt. Sie können nicht ermessen, was das für ein Mädchen heißt: die Mutter nie gekannt zu haben; ich habe schon oft darüber nachgedacht, gewiß, es wäre was ganz Anderes aus mir geworden, wenn ich nicht unter Männern aufgewachsen und nicht bloß von meinem Vater erzogen worden wäre. Der gräßliche Krieg hat mir meinen einzigen Bruder geraubt; meine Cousine Cäcilie, die seit meines Vaters Abreise bei uns im Hause ist, war seine Braut — ach! Sie hätten sich mit meinem Cornelius gewiß innig befreundet, vielleicht mehr als mit mir."

„Das gewiß nicht — aber es ist eigen, daß Sie Beide so heidnische Namen haben." —

Wollte Olympia auf diese Worte nicht eingehen oder überhörte sie dieselben wirklich? genug, sie fuhr in gleichem Tone fort:

„Ich habe schon oft darüber nachgedacht, wenn doch Eines von uns sterben mußte, wär's nicht besser gewesen, ich wäre gestorben? Cornelius hätte der Welt

nützen und sie genießen können; aber ich, wozu soll ich leben?"

„Um selbst an sich die Freude zu empfinden, um zu erleuchten und zu entzücken durch Ihren Geist und Ihre anmuthsvolle Gestalt," antwortete Spinoza, und er schalt sich in seinem Innern, denn er glaubte einen Frevel begangen zu haben mit dieser Rede.

„Sie scherzen," erwiderte Olympia mit Bitterkeit, „einst, ich gestehe es, war ich auch so eitel, das zu glauben, aber ich lernte einsehen, daß mich die Natur mit einem andern Lärvchen hätte ausstatten und zu einer andern Zeit hätte in die Welt schicken müssen."

„Ich bitte," unterbrach sie Spinoza, „sündigen Sie nicht gegen sich selber; ich weiß gewiß, Sie denken besser von der Welt und von sich selbst. Ich darf Sie nicht loben, Sie sagen ja immer, ich hätte keinen Schönheitssinn."

Cäcilie trat hier zu rechtem Zeitpunkte ein und befreite die Beiden von einer peinlichen Unterredung. Spinoza verabschiedete sich bald darauf. Mit dem befriedigenden Gefühle der Selbstüberwindung ging er nach Hause, denn er glaubte mit männlicher Kraft die ersten Keime der Neigung Olympiens erstickt zu haben; eines gewissen heimlichen Triumphs, sich ohne Werbung von einem solchen Mädchen geliebt zu sehen, konnte er sich jedoch nicht erwehren.

Olympia war den ganzen Abend verstimmt, und als sie sich zu Bett legte, benetzte sie ihr Kissen mit vielen Thränen. „So weit ist es mit dir gekommen," sprach sie zu sich, „daß du dich Einem an den Hals

wirfst, und er die Arme schlaff sinken läßt!“ Sie seufzte tief, Cäcilie fragte sie oft, was ihr denn fehle; sie gab keine Antwort und that, als ob sie nicht mehr wach wäre, in der That konnte sie aber noch lange keine Ruhe finden. „Er ist ein herzloser, eigensüchtiger Mensch mit frostigem Verstande.“ Nein, das konnte sie doch nicht, so konnte sie ihn nicht denken; seine kindliche Bescheidenheit, seine über Alles gehende Wahrhaftigkeit, und vor Allem die unauslöschlichen Zeugnisse des Wohlwollens und der Menschenliebe in seinen Zügen, das sanfte Lächeln seines lieblichen Mundes, die unergründliche Glut seiner schwarzen Augen! — nein, sie konnte ihn nicht zum Zerrbilde machen.

Singend und trillernd stand sie des andern Morgens auf, und als sie an den Spiegel trat, sprach es aus ihren Mienen: „Nein, so weit ist es noch nicht, und wär' er ein Gott, und dünkte er sich erhaben über alle menschlichen Leidenschaften, es gilt meine Ehre und meine Selbstschätzung, er soll vor mir knien, und hab' ich ihn dann gewonnen, nun denn, so will ich sehen, was ich beginne.“ Mit vergnüglicher Selbstgefälligkeit machte sie ihre Toilette.

Nicht so heiter legte Miriam von Spinoza ihre Hochzeitgewänder an, denn das religiöse Herkommen hat sich hiebei in gar wunderlichen und scharfen Gegensätzen gefallen. Unter den schimmernden Hochzeitskleidern muß die Braut das Hemd tragen, mit dem sie einst in den Schooß der Erde gelegt wird — das Sterbehemd; die schönen Locken Miriams mußten von diesem Tage an unter Schleier und Haube begraben liegen, das große

Gebet des Verſöhnungstages mit dem langen Sündenregiſter mußte ſie beten, weder Speiſe noch Trank durfte über ihre Lippen kommen, bis unter dem Trauungsbaldachin ihr der Gatte den Liebestrank im Hochzeitsglaſe reichte, ſie daraus trinken ließ und dann das Glas an der Wand zerſchellte.

Das Familienfeſt, ſeit ihrer Vertreibung unter alle Völker das einzige was den Juden an Freude verblieben war, erſchloß die ganze Fülle ſeiner innerlich gehegten Luſt. Aus der Rührung, die in den Vorbereitungen zur Trauung und in dieſer ſelbſt alle Herzen bewegt hatte, erhob man ſich jetzt wie entlaſtet zu freier Heiterkeit. Die Gatten drückten einander die Hände und ſagten ſich damit, daß man im Anſchauen des neuen Bundes den längſt geſchloſſenen innerlich erneue; Jünglinge und Jungfrauen ſahen ſich erglühend an, und die Einen wurden ſtille, die Anderen deſto übermüthig lauter, um ihre Regung zu verbergen. Ein lärmendes Stimmengewirre herrſchte unter den Verſammelten und doch klang es Jedem wie Harmonie; man drängte ſich hin und her und Jedes las die Freude aus dem Antlitze des Andern. Man freute ſich endlich bei Tiſche des trauten Zuſammenſeins und der feſten Angehörigkeit, man ſprach es aus und trank dabei einander zu, und in dieſem Ausſprechen der Freude erwuchs dieſelbe nur um ſo höher. Man lobte Braut und Bräutigam, ihre Schönheit, ihre Herzensgüte, ihr künftiges Glück, und empfand einen Abglanz von all dieſem in ſich ſelbſt wieder.

Baruch war mitten in all der Gemeinſamkeit und

Freudigkeit nur um so einsamer und trauriger. War es, weil er an Olympia denken mußte und sich dadurch fremd fühlte oder weil er durch sein Denken überhaupt von der gegebenen Gemeinschaft um ihn her abgelöst war?

Die Mahlzeit war vorüber, die Cigarren dampften lustig, die Gesellschaft gruppirte sich nach Gutdünken und jetzt war das Stimmengewirr noch belebter, daraus oft ein helljauchzendes Lachen auftönte.

Baruch war am Tisch sitzen geblieben, sein Angesicht war glühend roth, denn auch er hatte nicht minder als die Andern wacker von dem „süßen Feuer" getrunken; stillträumend schaute er in den Grund seines Bechers.

Chisdai, der, um seine vormalige Werbung zu verbergen, hier beim Hochzeitsmahle Miriams gesessen hatte, rückte jetzt mit Ephraim Cardoso Baruch näher. „Der Wein erfreut des Menschen Herz!" (Ps. 104, 15.) recitirte er, mit lustigem Pathos den Becher schwingend.

„Darum wollen die Thalmudisten wahrscheinlich auch," erwiderte Baruch, „daß man keinen lebendigen Wein genieße, sondern ihn vorher schlachte durch das Hinzugießen von Wasser." Baruch sprach diese Worte in seinen Becher hinein, Chisdai mußte sie überhört haben.

„Ja," sagte Ephraim und trank Baruch zu, „unsere Vorfahren haben auch zu leben verstanden. Heißt es nicht im Thalmud: der Geist Gottes ruht auf dem Menschen nur in der Freudigkeit? Ich war einmal dabei, als der verstorbene Professor Barläus zu Rabbi Menasse ben Israel sagte: nur die Griechen allein, nicht

einmal die Römer, hätten wahrhaft gewußt, wie man angenehm lebt; die Juden hätten sich nur ewig damit beschäftigt, zu ergründen, was Gott sei, wie er sei und wie man ihm dienen müsse; das hätten sie auch in ihrer Art so ziemlich herausgebracht, die wahre volle Lust des irdischen Lebensgenusses sei aber dabei zu Grunde gegangen. Jetzt sollt' er einmal herkommen und sehen, ob wir nicht auch lustig und guter Dinge sein können in aller Gottesfurcht."

„Du meinst es gut, Ephraim," sagte Baruch und trank ihm freundlich zu.

„Und wenn's auch wahr wäre, was der Christ gesagt hat," rief Chisdai und schlug dabei auf den Tisch, „darf man nicht alle Annehmlichkeiten, ja das Leben selbst hingeben für den Preis, daß wir allein die Offenbarung von dem wahren Wesen Gottes besitzen? Wir allein sind frei von jeglichem Wahn und Trug."

„Ho! ho!" sagte Baruch, „du nimmst den Mund zu voll. Weißt du denn nicht, daß im Tractat Sabbath (und er bemerkte dabei nach Art der Schriftgelehrten die Seitenzahl 32) von dem Thalmudisten Rabbi Samuel erzählt wird, er sei nie über eine Brücke gegangen, wenn nicht Jemand von einem andern Glauben mitging, weil gegen zwei Religionen zumal der Satan keine Gewalt haben könne?"

Chisdai kraute sich in seinem jungen Barte und fragte dabei: „Du studirst jetzt die Griechen und Römer, sage mir: findet sich im Judenthum nicht Alles und noch weit mehr, als alle Wissenschaften aller Völker je ergründen konnten?"

„Betrachte die Sache recht," antwortete Baruch, „so steht in der Bibel eben so wenig oder eben so viel von der lauteren Wahrheit, als in anderen Büchern; betracht' es unparteiisch, und nicht vom jüdischen Stolze befangen: wird die menschliche Seele nicht bald im Blute bald im Odem steckend gedacht? Ja noch mehr, ist nach allen Stellen der Bibel Gott ein unkörperliches Wesen? Ich weiß wohl, die Bibel soll den Leuten die Sache mundgerecht gemacht haben, aber bedenke nur: Gott wird im Raume gedacht, denn er läßt sich in Wolken und Feuer gehüllt auf den Sinai nieder; in der Vision, da Moses ihn sah, war sein Fußgestell wie weißer Saphir. Und das ist die höchste Wahrheitsidee von Gott? Es finden sich mitunter erhabene und reine Ideen von Gott in der Bibel, aber wie er in den Dingen und aus ihnen ist, wie er sie schafft und erhält, das finde ich stets nur als vorweg angenommen, nie erwiesen. Und selbst das, worauf wir den meisten Nachdruck legen, der Begriff: der Eine, der Einzige, ist nicht ausreichend und kann nur uneigentlich gebraucht werden; weil wir von der allgemeinen Wesenheit Gottes uns keinen Begriff und Ausdruck bilden können."

Chisdai ballte die Faust unter dem Tisch. „Und die Propheten," fragte er, „die haben Alle nichts Rechtes gewußt?"

„Die Propheten," antwortete Spinoza, „waren große und rechtschaffene Männer, theilweise mit einem Geiste, der die Unendlichkeit und das All zu umfassen strebte; es waren Männer, denen zwar zunächst das

Schickſal Iſraels, aber auch das der ganzen Welt am Herzen lag, wie Jeſaias (16, 9.) „um Jäſer weinte;“ dabei waren ſie aber Menſchen wie wir, ja ſogar in manchen Dingen noch unwiſſender als wir, denn ſie kannten oft die erſten Grundſätze der Naturkunde nicht; wenn der Geiſt Gottes ſtets unmittelbar aus ihnen geſprochen hätte, wie konnten ihnen ſo einfache Dinge verborgen bleiben?“ Er ſprach noch weitläufig über dieſen Gegenſtand, und in Einzelheiten, die er anführte, wurde er immer ſchärfer und beſtimmter. Chisdai blieb ruhig und kalt, nur bisweilen knirſchte er die Zähne; als er endlich genug gehört hatte, entfernte er ſich mit Ephraim, ohne ein Wort zu reden.

Spinoza blieb allein am Tiſch, er mochte nicht aufſtehen, ſo unbehaglich und zuwider war ihm Alles. Eben hatte er einen Becher Wein hinuntergeſtürzt, um ſeine Gedanken zu verſcheuchen, als ſeine Schweſter Miriam zu ihm trat:

„Was haſt du gethan?“ ſagte ſie. „Der widerwärtige Chisdai ſpeit ja Feuer und Flamme gegen dich. Ich ſtand eben draußen bei der Chaje in der Küche, und erinnerte ſie daran, wie ſie einſt von meiner Hochzeit geträumt hatte, da hörte ich, wie Chisdai rief: verflucht ſei die Luft, die dieſer Schändliche einathmet, du haſt es gehört Ephraim, wie der Baruch Gott und die Propheten geſchmäht hat; o! daß keine Hand vom Himmel herabreichte, und ihm ſeine Läſterzunge aus dem Rachen riß! Aber ich will mein Haupt nicht ruhig niederlegen, bis er vertilgt iſt von der Erde. — Ephraim ſuchte ihn zu beruhigen. Es iſt gut, daß du dabei

wärst, fuhr Chisdai fort: Ein Zeuge ist nicht beglaubigt, du mußt mit mir vor das Sanhedrin, wir wollen ihn anklagen, er muß in den großen Bann, ich setze noch meinen Fuß auf seinen Nacken. Ephraim sagte: er trete nicht gegen dich auf, er habe nichts gehört. So? rief Chisdai, und packte ihn beim Arm, du willst nicht? so mußt du schwören, daß du Nichts gehört hast, und thust du's, dann kannst du mit ihm zum Satan gehen. — Ich hab' Alles gehört, sie haben mich nicht bemerkt. Aber lieber Bruder, du bringst ja das fürchterlichste Unglück über uns, eher möcht' ich heut' an meinem Hochzeitstage sterben, als daß ich so etwas erleben sollte."

Spinoza beruhigte seine Schwester, sich selber konnte er aber nicht beruhigen. „Wie groß dünktest du dich gestern," sprach er zu sich, „als du zu Olympia sagtest: die Ansicht von den höchsten Dingen muß unausgesprochen in der Seele ruhen. Nun hast du dich erprobt." Er war den ganzen Tag in tiefes Leid versunken.

Chisdai's Bemühungen hatten den gehofften Erfolg nicht. Ueberall nahm man Rücksicht auf Binjamin Spinoza und seinen einflußreichen Anhang; auch standen nur Worte, keine Thatsachen gegen Baruch da. Chisdai mußte sein Unternehmen auf gelegenere Zeit verschieben; er konnte diese leicht abwarten, denn Baruchs Vater lag bald nach der Hochzeit Miriams wieder schwer krank darnieder. Niemand wollte dem kranken Manne das Gerede, das über seinen Sohn herrschte, hinterbringen.

16. Pantheismus.

Olympia entfaltete von Tag zu Tage den Reichthum ihres Gedanken- und Gemüthslebens immer freier vor Spinoza, und dieser fühlte sich auf's Erfreulichste angeregt von der Spannkraft und Lebendigkeit ihres geistigen Wesens. Sie hatte nicht nur den bei Frauen besonders seltenen Muth, die rückhaltslose Wahrheit zur Berichtigung ihres Denkens zu verlangen, sondern auch den, die Ausführung dieser Forderung unverletzt und frei entgegen zu nehmen. Dabei hatte sie eine Art hausmütterlicher Wirthschaftlichkeit, die alles Eingebrachte, auch das was sie zunächst nicht zu verwenden wußte, mit freundlicher Bereitwilligkeit in Verwahrung nahm. So kam es, daß sie immer zu neuen Darbringungen reizte, und manches, was der Bringer selbst vergessen hatte, holte sie bei gelegener Zeit zur Ueberraschung wohlverwahrt hervor und erregte dadurch ein doppelt freudiges Gefühl in dem Urheber, die Freude an dem unverschleuderten Besitze und an der treuen Hüterin desselben. So kam es, daß das Denken Spinoza's leicht eine Beziehung zu Olympia nahm, daß er gegen sie noch mittheilsamer war, als gegen die Freunde.

War solche Hingebung nicht Liebe?

Spinoza wußte sich frei vom Verlangen nach dem

Besitze Olympia's, er hatte so Manches an ihr zu tadeln, und kann die Liebe an dem Gegenstande ihrer Verehrung einen Tadel finden? Er durfte es aber doch mit Recht mißbilligen, daß Olympia so oft auf Reichthum und Hochgenuß ihrer früheren Erlebnisse mit unverwüstlicher Naivität zurückdeutete; hätte mit seiner Erscheinung ein neues Leben für sie begonnen, wozu dann die Auferweckung des Todten? Mußte nicht alles Vergangene spurlos verschwinden vor der beglückenden Gegenwart? Olympia hatte sonderbarer Weise geglaubt, durch ihr historisches Recht das ihr jetzt theilweise abgehende Naturrecht zu verstärken, aber gerade, daß Spinoza's Tadel sich hierauf wendete, konnte als Beweis dienen, daß er nicht so ganz frei war von Verlangen nach ihrem Besitze, weil er ja nach Alleinherrschaft über sie strebte.

Spinoza und Oldenburg waren eines Tages bei Olympia.

„Der Himmel scheint uns heute nicht günstig," sagte Oldenburg, „denn er schneidet ein so weinerliches Gesicht, daß wir wohl darauf verzichten müssen, heute einen frohen Tag auf Ihrer freundlichen Buiten (Landhaus) zu verleben."

„Der Himmel," wiederholte Olympia scherzend, „das war eine schöne Erfindung; sehen Sie, der Wetterprophet dort (sie deutete auf den Barometer) der gilt jetzt. Der Himmel kann nicht mehr thun, was er will, Toricelli hat ihm den Meister gezeigt. Ist es nicht zum Verzweifeln, daß wir keinen Himmel und keine Hölle mehr haben? Kopernikus und Galiläi haben glücklicher als die Titanen den Himmel gestürmt. Die

Sterne sind in der Nähe dunkle Körper wie die Erde, und die Erde ist in der Ferne so leuchtend als die blinkenden Sternlein; der sternbesäte Fußteppich ist weg, wo ist nun der Thron Gottes aufgestellt? Die Hölle haben wir auch nicht mehr. Da meinte man immer, drunten, weit drunten, dort braten und sieden die Gottlosen, bis Columbus immer nach Westen steuerte, und jetzt wissen wir, daß da unten auch Leute sind, die gerade so leben wie wir; wo bringen wir nun unsere Frommen und unsere Gottlosen unter?"

„Juvrouw Olympia," antwortete Spinoza, „waren Sie nicht am letzten Freitag ganz mit mir einverstanden, als ich Ihnen erklärte, daß die Aeußerlichkeiten dieser Dinge mit Recht gefallen sind, und man doch den Begriff derselben festhalten kann? Jene Erhebung des Geistes, wo man aus der Harmonie seiner selbst übergeht und eingreift in die allgemeine Harmonie, in das Wesen Gottes, nennen Sie es, wenn Sie den Ausdruck so sehr lieben, meinetwegen den Himmel und seine Seligkeit; jenes Hinausgerissensein aus sich selbst, nirgends in sich einen Halt und nirgends nach außen eine Handhabe, im Widerspruche mit den Gesetzen seiner naturgemäßen Bestimmung, von den kleinsten Schwankungen erschüttert, ohne jenes Bewußtsein der Einheit mit dem All, giebt's eine schreckensvollere Hölle?"

„Wohl," entgegnete Olympia, „aber meine früheren Begriffe waren mir doch lieber."

„Das glaub' ich," sagte Oldenburg, „man kann sich solchen metaphysischen Begriffen nicht an den Hals werfen; daran ist aber Freund Spinoza nicht Schuld."

Oldenburg hatte keinen Doppelsinn in seine Worte legen wollen, und doch machten sie fast einen solchen Eindruck. Olympia erröthete; eine Pause trat ein, doch schnell suchte die Betroffene den Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen.

„Sie glauben kaum," begann sie, „wie namenlos unglücklich ich war, da ich als Kind von zehn Jahren — ich verbitte mir, daß Sie nachrechnen, wie lange das her ist — zum Erstenmal erfuhr, daß es keinen Himmel gebe, und daß sich die Erde stets im endlosen All herumdrehe; es war mir, als ob ich mein Leben auf Händen trüge und es jeden Augenblick könne fallen lassen. Ueber die Bewegung der Erde beruhigte mich mein Vater bald, aber den Himmel kann ich noch nicht verschmerzen. Es war doch schön, als er noch ein festes Gewölbe war, und jetzt ist das blaue Rund nichts als eine Lichtbrechung, das Blau des Himmels nichts anderes als das Blau ferner Berge, erzeugt durch die Beleuchtung von der einen und den Hintergrund dunkler Körper von der anderen Seite. O unser schöner blauer Himmel!"

Spinoza gedachte bei sich jenes Schmerzes nach dem Tode seines Oheims Immanuel; es war ein eigen ansprechendes Gefühl für ihn, daß Olympia in ihrer Weise fast gleiche Kämpfe hatte bestehen müssen wie er. Oldenburg übernahm es für ihn zu antworten:

„Ich bedaure herzlich," sagte er, „daß Sie der reizenden Hoffnung beraubt sind, einst Ihre metallvolle Stimme im Chore der Engel ertönen zu lassen, und mit Flügelein auf dem Rücken, die in allen Farben

des Regenbogens schillern, zur Kurzweil den lieben langen Tag Hosianna und Halleluja zu singen."

„Die Botschafter des Himmels bedienen sich doch keiner solchen verbrauchten Schmeicheleien, wie die Gesandten der Hansestädte," erwiderte Olympia rasch, und zu Spinoza gewendet fuhr sie fort: „Sehen Sie, ich kann Ihnen aus der Nähe ein Beispiel anführen, welch eine gute Herberge der alte Himmel ist. Meine Cousine Cäcilie — die heute ungewöhnlich lang in der Messe bleibt — war die Braut meines Bruders Cornelius, nun er todt ist, sieht sie mit Freuden ihre Reize wegsterben, denn ihr tägliches Gebet ist, daß es Gott gefallen möge, sie bald im Himmel mit ihrem Bräutigam zu einen. An seinem Geburtstage schreibt sie jedesmal an ihn, erzählt ihm genau ihre Schicksale vom letzten Jahre, und freut sich, daß nun wieder ein Jahr um ist an der langen Frist, bis zu ihrer endlichen Vereinigung. Es ist mir oft unheimlich, mit ihr umzugehen, es ist mir, als ob ich eine Schlafwandlerin vor mir habe, die durch einen unvorsichtigen Ruf von mir plötzlich aus ihrer sichern Höhe herabstürzen könnte."

Cäcilie trat ein, in tiefe Trauer gehüllt, die sie seit dem Tode ihres Bräutigams nicht abgelegt hatte; aus der landesüblichen schwarzen Faille, die auf dem Scheitel befestigt, über den ganzen Körper herabhing, blickte ein blasses edel geformtes Gesicht hervor, auf welchem Kummer und Schmerz sich heimisch gemacht; die müden Augenlider senkten sich über die blauen Augen, deren Feuer fast erloschen war. Jener peinliche Schreck, der sich einer Gesellschaft bemächtigt, wenn eine

Perſon, von der gerade geſprochen wurde, plötzlich in dieſelbe tritt, ſteigerte ſich hier noch durch die eigenthümliche Erſcheinung Cäciliens, die mit dem Roſenkranze in der Hand und der frommen Dulderſmiene im Angeſichte einer verklärten Büßerin ähnlich ſah. Olympia ärgerte ſich im Stillen — was die beiden Freunde bei ſich ſchon getadelt hatten — daß ſie die Geheimniſſe einer gebrochenen Seele hier ſo unverhohlen preisgegeben hatte. Niemand konnte das Wort finden, mit dem man das Geſpräch ſchnell wieder auffaſſen konnte; ſelbſt Oldenburg, ſonſt der abgeſagteſte Feind aller Vergrämung, konnte ſich eines gewiſſen Schauers nicht erwehren, während er Cäcilie betrachtete. Dieſe fühlte indeß, daß ſie eine Störung veranlaßt und entfernte ſich bald mit der Entſchuldigung, einen Beſuch vergeſſen zu haben.

„Ich beneide Cäcilie oft um die Seligkeit ihres Glaubens," ſagte Olympia.

„Die könnten Sie ſich auch aneignen," erwiderte Spinoza.

„Nein, ich kann nicht," entgegnete Olympia heftig, „ich klagte mein Unglück einſt meinem Oheim Bonifacius, der hier Prieſter bei St. Johann war; er rieth mir die Bibel zu leſen, ich that's, und es half nichts. Er ſagte mir ſtets, ich müßte ſie mit gläubigem Sinne leſen, aber den ſuchte ich ja erſt in ihr, und wenn ich ihn ſchon hätte, brauchte ich die Bibel gar nicht. Es iſt mir oft ſo bang und ſchwer, wenn ich mir bewußt werde, wie ich Zuſammenhang und Gang der Welt ſo gar nicht begreifen kann."

„Ich glaube, Carteſius könnte Sie von Ihren Zweifeln erlöſen.“

„Oldenburg, du wirſt ja ein eifriger Freiwerber für deinen philoſophiſchen Kriegsmann,“ ſagte Spinoza, „meinſt du, Juvrouw Olympia könnte ſich mit der Anſicht vereinigen, daß Seele und Körper jedes für ſich ein ſelbſtändiges Weſen iſt, die einander nicht folgen würden, wenn nicht der unaufhörliche Beiſtand Gottes ſie zuſammenkoppelte und zum gegenſeitigen Gehorſam zwänge?“

„Das wäre ja ein zuſammengejochtes Paar, wie Frau Gertrui Ufmſand die unfreiwilligen Ehen nennt; die haſſ' ich für den Tod.“

„Sprich es unverhohlen aus, findeſt du denn Carteſius Lehre ſo durchaus ungenügend?“ fragte Oldenburg.

„Es iſt nicht meine Art, die Fehler Anderer aufzudecken.“

„So ſage uns einfach poſitiv deine Löſung des ewigen Problems.“

„Das iſt nicht ſo leicht gethan; Regeln, die auf äußere Thaten abzwecken, laſſen ſich leichter in Poſitionen faſſen als die Denkprozeſſe.“

„Ich habe ſchon bemerkt,“ ſagte Oldenburg, „du ſetzeſt ſtatt wie Carteſius cogito ergo sum (ich denke, darum bin ich) sum cogitans (ich bin denkend). Denken und Sein iſt ineinander, nicht auseinander. Da iſt Knall und Blitz Eins, wenn auch zweierlei Sinne ſie erſt nach einander faſſen.“

Spinoza nickte lächelnd und erſt nach langem Widerſtreben erklärte er:

„Der Zusammenhang, in welchen Cartesius seine beiden Substanzen durch eine verbindende dritte gebracht hat, ist nur ein äußerlicher; es kann aber nicht zwei vollkommen selbständige und unabhängige Wesen neben einander geben, denn wo das Eine aufhört, fängt das Andere an, sie treten in ein Verhältniß, in das bestimmte Verhältniß der Begrenzung und Negation zu einander, eines hebt somit die absolute Selbständigkeit des andern auf. Es kann aber auch nicht zwei gleich vollkommene Wesen neben einander geben, denn: sind sie total oder theilweise ungleich, so ist keines derselben vollkommen, weil jedem Einzelnen gewisse Vollkommenheiten des Andern abgehen; sind sie total gleich, so sind sie Eines. Somit sind jene beiden Substanzen nicht von einer dritten zusammengehalten, sondern sie sind nur Aeußerungsarten der Einen und wir können als vollkommen und absolut selbständige Substanz nur Eine denken, und die ist: Gott — Geist und Materie, Denken und Ausdehnung im All sind nur zwei besondere Aeußerungsarten des einen und selben Wesens.“

„Ist also Gott?“ fragte Olympia.

„Nur Gott ist, der Begriff Gottes schließt das Sein eben so nothwendig in sich, als der Begriff eines Dreiecks in sich schließt, daß die drei Winkel gleich seien zwei rechten.“

„Können wir also von Gott einen eben so klaren Begriff haben als von einem Dreieck?“

„Fragen Sie, ob wir von Gott einen eben so klaren Begriff haben können als von einem Dreieck, so antworte ich mit Ja; fragen Sie, ob wir ein so klares

Bild von ihm haben können als von einem Dreieck, so antworte ich mit Nein. Denn wir können uns Gott nicht bildlich vorstellen, sondern nur denkend erkennen. Er ist die Unendlichkeit aller Eigenschaften als Eines gedacht, wir erkennen ihn aber nur aus einzelnen Manifestationen, die wir auf ihn als den Mittelpunkt zurückführen; diesen Mittelpunkt selber aber als solchen können wir nicht erfassen, und ihn nicht durch eine Vorstellung vollkommen erschöpfend darthun. Die Worte: einer und einzig, mit denen man Gott als die allein bestehende Substanz bezeichnen könnte, sind immer noch aus menschlichen Vorstellungsarten genommen. Gott ist eine incommensurable Größe, die keine Beziehung zu einer andern haben kann, weil nichts außer ihr ist; „einer und einzig," wenn auch bloß in ihrer Ausschließlichkeit gefaßt, setzen doch noch immer ein Verhältniß zu einem andern voraus."

„Steht also Gott auch in keinem Verhältniß zu Natur und Geschichte?"

„Nichts ist, was nicht in ihm und aus ihm ist, Alles was geschieht, thut er, alles was ist, ist er; es wandelt nur die Form, das Ewige, Unendliche ist stets dasselbe."

„O das ist herrlich," rief Olympia. „Die reine kindliche Freude an der Natur mit ihren versteckten lachenden Gottheiten, wie sie die Alten hatten, vermählt sich hierin so schön mit jenem Schauerlichen, Kniebeugenden, das Juden und Christen bei ihrer Naturbetrachtung haben; in uns selbst wohnt Gott, von den Purpurlippen der Rose, aus den bescheidenen Augen

des Veilchens, in den schmelzenden Tönen der Nachtigall spricht derselbe Geist, der auch in mir wohnt, sie kennen und sehen und hören mich, wie ich sie sehe, wir sind eins. Ja ich glaube, daß auch die unbelebten Gegenstände das haben was wir ein eigenes Leben, eine Seele nennen und nicht fassen können. Ein ungeschickter Stümper kann eine Flöte verblasen, wie man es nennt, sie giebt den Ton nicht mehr rein und man merkt auch nicht die kleinste Veränderung an dem Stoffe, ihre Psyche ist verletzt; nur ein geschickter Meister kann durch bedachtsame gerechte Behandlung ihr wieder den rechten Ton entlocken, und man merkt wiederum keine Veränderung an dem Stoffe. Ach, und eine Menschenseele kann gerade so verstimmt werden, und sie freut sich, wenn ihr wieder der rechte Ton entlockt wird."

Es war schwer, nach dieser Abschweifung, die doch schließlich ein bestimmtes Ziel hatte, auf die gerade Bahn des allgemeinen Denkens zurück zu führen. Oldenburg wollte den heute ungewöhnlich mittheilsamen Freund dabei fest halten, und nach seiner eigenthümlichen Weise suchte er sich zuerst des Bundesgenossen zu versichern und ihn zu gleichem Schritthalten zu vermögen. Er wendete sich deshalb an Olympia, indem er sagte: „Frauen wollen nicht gern eine Darstellung, die nicht in Bildern gegeben ist, hierin sind sie oft den Kindern ähnlich. Wenn die Philosophie aber mit einer Kunst zu vergleichen ist, so wäre es wohl nicht die Musik, sondern eher die Plastik. Ja, lächeln Sie nur. Die Begriffe sind kalt und farblos wie der Marmor, die Gebilde des Meisels wie des abstrakten Denkens sind

nicht Porträts dieſer und jener beſondern Geſtaltung, ſie heben ſich um ſo höher, je mehr ſie typiſch werden, dort der ſchöne Menſch, hier der wahre Menſch. Der Philoſoph iſt Plaſtiker, ſo paradox das klingen mag."

Auch Olympia war bereit wieder einzulenken, ſie wendete ſich aber nicht an Oldenburg, ſondern an Spinoza und ſagte:

„Verſchiedene Wege führen nach Rom, auch nach dem Rom des allein frei machenden Denkens. Jeder verarbeitet ſich das Gegebene nach Gewohnheit und Bedürfniß. Ich will Ihnen beweiſen, daß ich Sie verſtehe. Wenn Sie ſagen: wir hätten von Gott einen ebenſo klaren Begriff, aber kein ſo klares Bild wie von einem Dreieck, ſo überſetzte ich mir das ſo: es giebt keinen reinen Ton, in jedem einzelnen Ton ſind verſchiedene, nicht nur im Anſchlag, Anſchwellen und Ausklingen. Wir könnten den reinen Ton gar nicht vernehmen, er wäre uns zu fein, und ebenſo können wir uns von der reinen Idee Gottes nur einen Begriff, aber kein Bild machen."

Lächelnd ſagte endlich Spinoza:

„Ich wollte nur noch ausführen, daß, obgleich wir uns eins fühlen mit dem All, die Stufen des Bewußtſeins von der innewohnenden göttlichen Kraft doch unendlich verſchieden ſind. Vor Allem müſſen wir aber jenen Menſchenſtolz ablegen, der Alles um ſich her als Mittel und ſich allein als Selbſtzweck anſehen will, der Allem nur ſo viel Geltung beimißt, als er Beziehungen zu ihm, dem vermeintlichen Mittelpunkte, daran entdeckt. Alles in der Welt iſt Mittel und Selbſtzweck zugleich."

„Ich aber bleibe bei der Fahne meines Generalissimus," unterbrach ihn Oldenburg, „und frage dich: ist das nicht blos ein verfeinerter Materialismus, auf den du zurückkehrst?" —

„Wäre er vernunftgemäß, so wäre er gerechtfertigt; aber ich komme zu ganz anderem. Die allein und ausschließlich bestehende Substanz, die mir als allein vernünftig denkbar bleibt, ist nicht der rohe Klumpen, der allerdings auch nicht aus ihr ausgestoßen ist, ich materialisire nicht den Geist, ich vergeistige nur die Materie."

„Wie erklärst du aber mit dieser ewig einen Substanz den Uranfang des Weltdaseins?"

„Der Begriff von Ursache und Wirkung ist der uns unmittelbar inwohnende und der mit äußerer Evidenz erkannte; geh' nun in der Reihe von Wirkungen und Ursachen zurück, so mußt du am Ende bei einer ersten Halt machen, diese erste kann nicht Folge einer andern sein, sie trägt den Grund ihres Daseins in sich, ist Ursache und Wirkung in der ursprünglichsten Unmittelbarkeit, ist Gott in seiner Offenbarung als Welt. Der Anfang der Welt ist zugleich der Anfang Gottes selbst, das eine ist ohne das andere nicht denkbar, die Welt ist die einzige Aeußerung des Gottesdaseins. Hat Gott die Kraft in sich, die Welt zu schaffen, so muß er sie schaffen, denn in ihm wohnt keine Kraft, die nicht unmittelbar heraustritt als That; eine in sich verschlossen ruhende Kraft wäre eine Unvollkommenheit, die wir Gott als den Inbegriff aller Vollkommenheiten nicht zusprechen können. Es kann weder ein zufällig oder willkürlich äußerer, noch auch ein derartiger innerer

Beweggrund sein, der diese Kraft in die Wirkung übersetzte; ein äußerer nicht, denn Gott, als Inbegriff aller Vollkommenheiten, muß absolut unabhängig und darf einer äußern Anregung nicht blosgestellt sein; es kann aber auch kein innerer, als Act der bloßen Willkür sein, denn könnte Gott etwas so oder anders wollen, so könnte er ja auch etwas Unvollkommenes wollen, was seinem Wesen widerspricht; er kann nur das Vollkommene wollen, und sein Wille ist die That, somit ist Alles in ihm ein Nothwendiges. Gott hat die Welt in sich und ist in ihr, Gott und Welt sind gleich ewig. Freilich, die sich Gott als etwas über der Welt, im leeren Raume (den es gar nicht giebt) Schwebendes gedacht haben, denen war Gott vor der Welt, er schuf sie aus dem Nichts und schwebt noch über ihr im Himmel; aber das sah man längst ein, daß aus dem Nichts nicht ein Etwas werden kann, und man mußte sogar seine Zuflucht zu den abenteuerlichsten Emanationstheorien nehmen; da bleibt die Welt stets nur Etwas, das Gott von sich losgeschält hat, das er überwacht und in das er von Zeit zu Zeit von Oben hereingreift, und so werden nach dieser Vorstellungsweise die Wunder, als Thaten, in denen Gott den einmal festgesetzten Gang der Natur aufhob, seine eigentlichen Kundgebungen; Wunder gab es aber nur, so lange man daran glaubte, unsere Zeit hat keine mehr, und so wären wir denn von Gott verlassen? Allerdings, wenn diese Ansicht die richtige wäre, sie ist es aber nicht, denn Gott ist nicht die äußerliche, sondern die der Welt selbst inwohnende Ursache des Weltdaseins

in ihm ist Alles ein Act der freien Nothwendigkeit, Alles." —

„Sehen Sie, ach sehen Sie, da fliegt ein weißer Rabe!" rief Olympia an's Fenster springend, auch Oldenburg stand auf, um zu sehen, was sie zu diesem unzeitigen Scherze veranlaßt hatte; nur Spinoza blieb sitzen, er lächelte ruhig, Olympia aber konnte sich vor Lachen kaum halten.

„O Staatsweisheit," sagte Spinoza, „die nicht merkt, daß ich hier einer Mißheirath zwischen zwei königlichen Begriffsfamilien angeschuldigt werde; aber setz' dich nur wieder, ich will dich rächen an der Spötterin. Ich habe jenen Ausdruck mit Bedacht gewählt; sagen Sie mir: was ist nothwendig?"

„Ich habe die Firmelung schon längst erhalten, und sollte also nicht so geradezu mir meinen Katechismus abfragen lassen; doch — nothwendig ist Alles, was sein muß."

„Nur halb gefaßt; Alles, was ohne innern Widerspruch mit seiner eigenen Natur nicht anders als sein muß, das ist nothwendig; daß in Gott keine schlummernde Kraft gedacht werden kann, habe ich Ihnen so eben gezeigt, und Alles, was er thut und ist, thut und ist er aus innerer Nothwendigkeit, aber auch frei, denn frei ist: aus sich selbst heraus, von keinem Dinge außer oder neben ihm, bestimmt zu werden; Gott aber, außer dem Nichts ist und der nur stets aus sich selbst heraus will, handelt stets nach vollkommener Freiheit; ja selbst die Menschen sind nicht (wie man gewöhnlich glaubt) dann frei, wenn sie gegen die Gesetze ihrer Natur

handeln, denn hier ist es immer nur ein Aeußeres und nicht ihre eigenste Natur, der sie gehorchen; nur dann sind sie wahrhaft frei, wenn sie der Nothwendigkeit, oder nennen Sie es lieber den Gesetzen ihrer Natur, folgen, denn da sind es wieder nur sie selber, denen sie gehorchen."

„Noch stellt sich mir hier eine Frage auf," warf Olympia ein. „Gott, der seine Gesetze oder seine Nothwendigkeiten aus sich selber hat, der ist in all' seinem Handeln frei, aber die Menschen, die den Grund und die Gesetze ihres Handelns von Gott erhalten haben, die handeln nach dem allgemeinen Willen und wären also nicht frei?"

„Das einzelne Wollen ist von dem allgemeinen Willen eben so verschieden, wie der Peter und der Paul von der Menschheit: sie bestehen und handeln für sich im Einzelnen frei, obgleich sie im Allgemeinen unter den Begriff und die Gesetze der Menschheit fallen, von denen sie sich nicht anmaßen können, daß sie in ihnen vollkommen repräsentirt werden. Wer es so weit gebracht hat, daß sein einzelnes Wollen unmittelbar mit dem allgemeinen Vernunftgesetze eins ist, so daß er sich selber dazu bestimmt, zu was ihn Gott oder die Natur bestimmt hat, der lebt in Gott und ist der höchsten Glückseligkeit theilhaftig; aber auch nur theilhaftig. Im Einzelnen, Begrenzten ist nicht das Gesammte eingeschlossen, das ist so unmöglich als die Quadratur des Kreises."

„Dadurch aber," fragte Oldenburg, „daß Alles innerhalb der Grenzen und nach den Gesetzen des

allgemeinen oder göttlichen Willens geschieht, wäre ja das Böse eben so nothwendig als das Gute, und die es üben, wären nicht zurechnungsfähig. Alle müßten daher glückselig werden. Es ist also eine Lüge, wenn es in der Schrift heißt, Gott bestrafe die Bösen? Das Böse ist somit ja auch nothwendig, und warum schuf es Gott?"

„Wenn es in der Schrift also heißt, so ist es, weil sie die Menschen nicht Philosophie, sondern nur Gehorsam und rechtschaffenen Lebenswandel lehren will, und sich daher der gewöhnlichen Ausdrucksweise anbequemt. Gott schuf aber das, was wir nach unseren gewöhnlichen Begriffen Unvollkommenheiten nennen, weil er, mit Einem Worte, den Stoff hatte, Alles zu schaffen, von der höchsten bis zur niedrigsten Stufe der Vollkommenheit, oder eigentlicher gesprochen, weil die Gesetze seiner Natur so umfassend sind, daß sie zur Schöpfung alles dessen, was nur von einem unendlichen Verstande begriffen werden kann, ausreichten. Die Menschen können wegen ihrer Thaten entschuldigt werden, und deßhalb doch der Glückseligkeit ermangeln und mit vielem Kreuz und Elend heimgesucht werden. Ich antworte mit Paulus," fuhr Spinoza mit herbem Tone fort, „Sie handeln ihrer Natur nach wie die Schlangen und müssen dennoch ausgerottet werden wie die Schlangen. Wer durch einen Hundsbiß wüthend geworden ist — ist er nicht zu entschuldigen? und doch thut man Recht daran, wenn man ihn brennt; wer seine Begierde nicht bezähmen und nicht aus Achtung vor dem Gesetze bezwingen kann, ist wegen seiner

Schwäche zu entschuldigen, und doch kann er jener Seelenruhe, jener Erkenntniß und Liebe Gottes — die allein die wahrhaften Güter sind — sich nicht erfreuen, es liegt in der Nothwendigkeit, daß er zu Grunde gehe."

„Du sprichst von der Liebe Gottes," fiel Oldenburg abermals ein, „von der, die wir zu ihm haben, und von der, die er uns angedeihen läßt; wenn, wie du gezeigt hast, Gott Alles aus Nothwendigkeit thut, so thut er nichts aus Liebe, und weil er Alles thun muß, wenn er nicht sein eignes Sein aufgeben will, kann er unsere Liebe nicht ansprechen und könnten wir sie ihm nicht bieten."

„Das ist ein schöner Einwurf," entgegnete Spinoza, „muß denn die Liebe etwas der Natur Widersprechendes oder Willkürliches sein, um selbst als solche gelten und Gegenliebe ernten zu können? War das keine Liebe, die dein Vater gegen dich hegte, und liebtest du ihn weniger, weil er dich seiner innersten Natur nach lieben mußte? Was man im gewöhnlichen Leben die Wunder der Liebe nennt, ist hervorgegangen aus jener innern und somit an sich freien Bestimmung, aus jener höchsten Nothwendigkeit, die in unsere Natur gesetzt ist, und das ist die wahre Liebe mit dem unauslöschlichen Stempel der Göttlichkeit. Jede äußere That, jede Arbeit, jedes Kunstwerk ist um so vollendeter und freier, je weniger Willkürlichkeit dabei vorwaltet, je durchsichtiger das innewohnende Gesetz geworden ist und sie als freies Naturprodukt erscheinen läßt. Die Erkenntniß dessen, was ein Jedes aus sich heraus will oder eigentlich soll, das ist die Erlösung, und darum ist die Liebe

zu Gott die höchste Erlösung, oder wie ich es nennen möchte, die höchste Glückseligkeit."

Olympia war den beiden Freunden nur äußerst mühsam und ungern bis zu jenen Eisregionen der metaphysischen Betrachtung gefolgt, wo keine Blume mehr sproßt, kein Vogel mehr singt, und Alles drunten in den Nebel der Allgemeinheit gehüllt ist; sie bewunderte und verehrte die Geistesmacht Spinoza's, der sie bis hieher trug, und sie einen Blick in die Unendlichkeit thun ließ, aber es war ihr doch unheimlich hier über den Wolken, denn der Weg bis zu ihrer Orgel, ihren schöngereihten Büchern und ihren munteren Kanarienvögeln lag so weit fernab; da trafen sie diese Worte Spinoza's wie ein Gruß aus freundlicher seliger Heimath. Jetzt bangte ihr nicht mehr vor diesem himmelstürmenden Heldengeiste, denn wer solche Worte spricht, der kennt die Liebe. Ihre Wangen glühten, ihr leuchtendes Auge blickte starr vor sich hin, ihre ganze Seele war tief erregt. Die beiden Freunde merkten es nicht, denn sie stritten über den ununterbrochenen und unauflöslichen Zusammenhang im ganzen All; endlich sah Spinoza auf Olympia, auch sie sah auf, ihre Blicke begegneten sich.

„Wo waren Sie jetzt wieder?" fragte Spinoza mit mildem Vorwurfe.

„Ach! überall," antwortete Olympia wie erwachend.

„Aber nur nicht bei uns," sagte Spinoza; er ahnte nicht, wie sehr diese Worte Olympia verwundeten.

„Hier habe ich wieder einen deutlichen Beweis," triumphirte Oldenburg, „daß Körper und Seele zwei

vollkommen selbständige Wesen sind; Ihre Seele schweifte weit weg in entlegene Gebiete und vergaß ganz, daß Sie eigentlich hier bei uns sind."

„Wenn Sie alle Ereignisse des Augenblicks so schnell für Ihr Interesse einfangen, so gratulire ich den Einwohnern der guten Stadt Bremen zu ihrem Gesandten."

„Beruhigen Sie sich," sagte Spinoza, „er wollte sich nur für den weißen Raben rächen, es ist ihm nicht Ernst."

„Allerdings ist mir's Ernst, solche aus nächster Umgebung gegriffene Beispiele wahren am besten gegen vage Spekulation."

„Die sogenannten praktischen Beweise haben leicht etwas Zorniges, ja Fanatisches," entgegnete Spinoza lächelnd. „Ich habe nur gesagt, daß Geist und Körper insofern unzertrennlich und gegen einander unselbständig sind, daß sie beide nur als verschiedene Ausdrucksweisen des einen und selben Wesens angesehen werden können; der Geist wird weder durch den Körper, noch dieser durch jenen begrenzt. Noch Niemand hat erforscht, was der Körper allein ohne den Geist vermöchte und durch welche Mittel der Geist den Körper in Bewegung setzt, ja es giebt eine große Anzahl von Ideen, von denen wir bestimmt wissen, daß eine gewisse Anlage des Körpers dazu erforderlich ist. Reden und Schweigen selbst, die man als Privilegium des Geistes ansehen und aus denen man dessen unmittelbare Alleinherrschaft darthun will, beweisen nichts, denn im Schlaf und im Rausch redet man ohne freie Willensbestimmung durch den Geist; ein freies Denken, weit über unsere bloße körperliche

Sphäre hinaus, findet immer ſtatt, ohne daß dadurch eine ſelbſtändige Trennung vom Körper eintrete."

„Eigentlich ſollte ich mich nicht gegen deine Anſicht ſtemmen," ſagte Oldenburg, „dieſe Gleichberechtigung und ſo zu ſagen gleiche Göttlichkeit von Seele und Körper, trifft mit einer Lieblingsidee von mir zuſammen; es war mir ſtets zuwider, wenn ich die Phraſe hören mußte: das Fleiſch gelüſtet wider den Geiſt. Dieſer Helotenſtand unſers Körpers mit der gottgefälligen Abtödtung der Satansnatur unſeres Leibes, kann, conſequent durchgeführt, wie bei den Hindu's, den Selbſtmord nicht nur entſchuldigen, ſondern ſogar als höchſte Moralpflicht darſtellen."

„Paradox, ſehr paradox," ſagte Spinoza: „der Selbſtmörder bleibt unter allen Umſtänden ein Geiſtesſchwächling, da er ſich von äußerlichen Dingen, die ſich mit ſeiner Natur in Widerſpruch geſetzt haben, ſo ganz und gar niederdrücken läßt. Von der unterſten Stufe des natürlichen Daſeyns bis höher hinauf iſt das Grundbeſtreben eines jeglichen Weſens: ſein Daſein zu erhalten; und dieß auf vernunftgemäße Weiſe, d. h. wie uns unſer wirkliches Weſen, die Natur angewieſen, zu thun, das iſt Tugend. Es iſt dieß kein egoiſtiſches Prinzip, denn jenes Selbſterhalten iſt nicht möglich ohne die entſprechende Erhaltung Anderer. Was von außen unſerer Natur und dem Selbſterhaltungstriebe entſpricht, iſt gut, um ſo mehr was in unſerer Natur ſelbſt liegt; man muß natürlich hiebei ſtets ſtreng im Auge behalten, daß nur die wahre Erkenntniß Gottes und unſerer Natur das wahre Gut iſt, und daß wir

hierauf unſern Lebenszweck richten müſſen. Gut und Böſe an ſich betrachtet iſt nichts Poſitives an den Dingen (was ja auch gewiſſermaßen die Parole deines Generals iſt), es ſind nur verſchiedene Arten des Denkens oder der Begriffe, die ſich daraus bilden, weil wir die Dinge untereinander vergleichen. Ihre Lieblingsbeſchäftigung z. B. Jufrow Olympia, die Muſik, iſt für einen Melancholiſchen gut, für den Traurigen böſe, für den Tauben weder gut noch böſe.“ Olympia wollte widerſprechen, aber Spinoza fuhr eifrig fort: „Wir wollen aber bei dem Ideale des Menſchen, das wir uns denken, den Ausdruck Gut dennoch beibehalten für alles das, wovon wir gewiß wiſſen, daß es uns jenem Urbilde der menſchlichen Natur nähere, und Böſe, von dem wir gewiß wiſſen, daß es von demſelben entferne. Kein Menſch, der Dieb, der Mörder, der Wollüſtling, Niemand will das Böſe, weil es böſe iſt, ſondern in dem Momente, da er eine Miſſethat begeht, hält er's als gut für ſeine Selbſterhaltung, für Mehrung und Verbeſſerung ſeines eigenen Wohls, und iſt nur in dieſer Verirrung, da er ſeinen Leidenſchaften folgt, den Geſetzen ſeiner Natur untreu geworden. Der freie Menſch, d. h. der, wie er unmittelbar aus der Hand Gottes oder der Natur hervorgegangen iſt, kennt die Begriffe von gut und böſe noch nicht; er handelt in Allem nach der unmittelbarſten Eingebung ſeines Naturgeſetzes; erſt dann, wenn der Zwieſpalt zwiſchen Wünſchen und Bedürfniſſen mit den Forderungen ſeiner Natur eintritt, und wenn er durch den Hinzutritt Anderer über dieſe hinaus will, tritt die Erkenntniß

zwiſchen Gut und Böſe und das Böſe ſelber ein. Der Zwieſpalt iſt da, da er durch ein anderes, ihm von außen entgegengeſtelltes Weſen ſich beſtimmen läßt, und nicht mehr allwege in der Freiheit ſeiner eigenen Geſetze handelt; der Zwieſpalt liegt auch darin, daß er zur Erfüllung ſeiner Naturgeſetze einer Einigung mit dem äußern Gegenſtande bedarf. Der freie, unabhängige Menſch als der uranfängliche, kennt den Unterſchied von Gut und Böſe nicht, er handelt ſtets nach innerer Einheit und Freiheit; mit der Geſellſchaft trat der Zwieſpalt, die Sünde und die Geſchichte ein. Unſer höchſtes Ziel muß es bleiben, uns wieder rückwärts dieſer Freiheit und Selbſtändigkeit einzuverleiben, ohne die einmal daſeiende Geſellſchaft aufzuheben; im Gegentheil, nicht in der Einſamkeit, ſondern im Staate, wo man nach gemeinſamer Uebereinkunft lebt, ſind wir frei. Wir müſſen uns wieder auf jenen Standpunkt der innern Freiheit zurückführen, wo es uns gegeben iſt, die Geſetze Gottes d. h. unſerer Natur zu kennen und aus innerer Nothwendigkeit ihnen zu folgen; das war auch das reine Streben Jeſu Chriſti, die Menſchheit wieder zurückzuführen zu der urſprünglichen Freiheit ihrer Geſetze, in die natürliche Einheit mit denſelben. Darum war er, nach ſeinen Worten, nicht gekommen um das Geſetz aufzuheben, ſondern um es zu erfüllen."

Spinoza hatte abſichtlich alle Einzelheiten vermieden, die zu einer Ablenkung Veranlaſſung geben könnten, aber Olympia, die ſich wieder gezwungen hatte, der Erörterung zu folgen, fragte jetzt:

„Darf man von Ihren Ideen nicht auch verlangen, daß sie die Schmerzen der Welt heilen, Kranke und Nothleidende gesund und froh machen?“

„Ich verstehe nicht was Sie meinen.“

„Ich frage Sie: wie erklären Sie nach Ihrer Ansicht das Daseyn des physischen Uebels? das ist doch etwas Positives? Sie haben von dem lustigen Glasschleifer Peter Blyning erzählt. Was hat der gute Mensch verschuldet, daß er Klumpfüße nachschleppen muß?“

„Sie mengen die Fragen so untereinander, daß ich mir erlauben muß, sie zu trennen. Welchen Trost hat denn die gewöhnliche Ansicht für den Blyning? etwa: wen Gott liebt, den züchtigt er, oder, wir sind hier nur Candidaten einer höhern Laufbahn — die Frage bleibt: warum gerade seine Candidatur so sehr erschwert wird? Drüben werde ihm alles ersetzt, sagt man; bekäme er aber drüben auch gerade Füße, hier hatte er sie nicht und hier war der Schmerz um ihren Mangel. Die leichteste Art, sich diese Fragen vom Halse zu schaffen, ist zu sagen: Gottes Wege sind unerforschlich. Das heißt, nur mit andern Worten, die Frage als Frage stehen lassen. Aber die Lösung dieser Fragen liegt auf einem ganz andern Gebiete: alle die Begriffe von Vollkommenheit und Unvollkommenheit, von Schönheit und Häßlichkeit, sind wie die Zweckbegriffe, die wir der Natur unterschieben, nicht unmittelbar in derselben vorhanden, sondern nur von uns auf sie übertragen, da wir den Dingen Beziehungen geben, die sie an sich nicht haben. Alle diese Begriffe entstehen nur dadurch,

daß wir Dinge von derselben Form und Gattung mit einander vergleichen, und dann Mängel und Fehler entdecken, wo nirgends solche sind; Alles ist vollkommen, denn jedes Ding darf nur mit sich selber verglichen werden. Irrthum und Verwirrung kommt immer daraus, weil wir die Dinge gern nach Idealen messen, d. h. nach allgemeinen Ideen, die wir überkommen oder uns gebildet haben. Das Ideal oder die reine Idee einer jeglichen Sache darf aber nur aus ihr selbst, ihrer Wesenheit und ihren Eigenschaften entnommen werden. Dann hört auch die Klage auf, daß die Welt nicht verwirkliche, was wir ihr zumuthen. Jede Kraft besteht und wirkt nach ihrem Gesetze, nicht nach einem Ideale. Was nicht unmittelbar aus der nothwendigen Natur der wirkenden Ursache folgt, das kommt der Natur eines Dinges nicht zu, und Alles, was aus der nothwendigen Natur dieser wirkenden Ursache folgt, das muß es nothwendig sein. Darüber hinaus kann und darf es nicht verlangen, es hat weiter keine Berechtigung und keine Verpflichtung, und auch wir können keinen höhern Maßstab an dasselbe anlegen. Dieser Peter Blyning ist, an sich betrachtet, eben so vollkommen als der vollendetste Adonis. Er kann ebenso wenig verlangen andere Füße zu haben, als er Flügel ansprechen kann, denn der zureichende Grund seines Daseins gilt blos für diese Erscheinung und für keine andere. Finden Sie es unvollkommen, daß der Ochse ein Ochse und kein Adler geworden ist? Auf jeder Stufe menschlichen Daseins ist es gegeben, sich zu fühlen und zu finden in der Einheit mit sich selbst und mit dem

All und heiter von ihm getragen und gehoben zu werden. Die Erkenntniß der Uebereinstimmung oder des Widerspruchs mit unserer gegebenen Natur, der Glaube, daß diese Erkenntniß uns gegeben ist, die man als bloßes Naturgefühl Gewissen nennt —"

„Das Gewissen ist ein Strumpf, der sich nach dem Fuß zieht; der Wilde schlägt seinen Vater todt, wenn er alt und gebrechlich ist und hält das für Gewissenspflicht; den Juden klagt sein Gewissen an, wenn er Schweinefleisch genießt, und der Katholik schlägt sich auf die Brust, wenn er die Messe versäumt hat." So sprach der alte van den Ende, der hier plötzlich eintrat. Spinoza antwortete mit Ruhe, daß man ein Gewissen nicht wegräsonniren könne; jenes unvermittelte, im bloßen Gefühl ruhende Gewissen, das man mit allerlei Aeußerlichkeiten überkleidet habe, müsse oft Täuschung zulassen, aber jene innere, zum Bewußtsein herausgetretene Stimme, die uns deutlich erkennen läßt, wenn wir den Gesetzen unserer Natur und denen des allgemeinen Zusammenhangs entgegengehandelt haben, sei so unleugbar und zuverlässig als das Wissen von unserm Dasein selbst.

„Ja, lieber Vater," sagte Olympia, „ich werde Herrn de Spinoza ewig dankbar sein für die vielen und großen Ideen, die er uns so eben mitgetheilt hat." Sie erklärte nun ihrem Vater die Grundzüge des eben Besprochenen; Spinoza hatte hin und wieder Einiges zu ergänzen, im Allgemeinen aber empfand er eine unnennbare Freude, als er erkannte wie Olympia so ganz in das Grundwesen seiner Anschauungsweise eingegangen war; diese Freude blieb ihm jedoch nicht lange ungetrübt,

denn das Lachen des alten van den Ende verdroß ihn sehr.

„Erinnert Ihr Euch des heiligen Christoph im Narrentempel zu Mailand, von dem ich Euch einst erzählte?“ sagte er, „der paßt ganz gut zu Euch, das war auch so ein Stück Gott, ha, ha, ha! das ist doch auch wieder einmal etwas Prächtiges zum Lachen.“

Spinoza's ganze Seele empörte sich bei diesen Worten. Spott ist das schärfste Gift, welches die Lebenskeime eines werdenden Charakters oder einer werdenden Idee tödten kann; unser Philosoph war aber schon genugsam erstarkt, um mit leichter Mühe alle die spitzen Pfeile, die van den Ende gegen seine Speculationen losschnellte, unversehrt aufzufangen und hinweg zu schleudern.

Spinoza fühlte sich seltsam betroffen als ihm Olympia beim Abschiede sagte: „Ich bin nun doch dem Regen dankbar, daß er uns in die vier Wände bannte. Ich glaube, daß solche Gedankenverbindungen, wie Sie uns gaben, gar nicht in der freien Natur entstehen oder laut werden könnten; Farbe, Klang und Duft würden dagegen protestiren, dazu muß man allein in sich zu Hause sein. Die griechischen Weisen kamen auch nicht dahin, weil sie im Freien lebten und lehrten. Kommen Sie morgen auf unsere Buiten, Sokrates und Plato in grünen Büschen warten auf Sie.“

Spinoza hatte nicht Zeit zu erklären, welch einen eigenthümlichen Widerhall dieser Ausspruch in ihm erweckte, denn er erinnerte sich, wie auch die Rabbinen bestimmen: „Daferne zweie mit einander gehen und

über die Offenbarung (der Thora) sprechen und einer sagt: siehe wie schön ist das Feld, wie schön ist dieser Baum — der hat eine Todesschuld begangen."

Verlangt das höchste Denken ein Abschließen von der Außenwelt?

Die beiden Freunde verließen schweigend das Haus; vor demselben begegnete ihnen Cäcilie. „Du mußt auch sagen: wer es fassen mag, der fasse es" (Matth. 19, 12.) sagte Oldenburg; Spinoza drückte ihm die Hand und trennte sich von ihm.

Er mußte, jetzt, nach solchen Erörterungen, in die Synagoge gehen!

17. Proselyten.

De lagchlust hieß die Inschrift über dem Eingange an dem Landhause van den Ende's mit den frisch angestrichenen Thüren und Fensterläden vor dem Utrechter Thore; es war bescheiden und anmuthig und zeigte im Anbau des Gartens, in Spaliergewächsen, reichen Blumenbeeten und schattigen Büschen den Charakter der Holländer, die, bei der Entbehrung gebirgslandschaftlichen Reizes mittelst erhöhter Cultur dem Boden eine sinnige Schönheit verleihen.

Wir treffen die bekannte Gesellschaft endlich auch einmal hier im Freien, wo in dunklen Büschen olympische Götter versteckt waren und vor Allem die Büste Demokrits auf einer saftig grünen Wiese den Blick auf sich zog.

Heute schienen Garten und Haus ihrem Namen nicht zu entsprechen, es zeigte sich nichts von Lachlust, eine eigenthümlich befangene Stimmung schien Alle zu beherrschen.

Kerkering und van den Ende entfernten sich in eifrigem Gespräche in einen abgelegenen Gang, die beiden Freunde gingen neben Olympia und Cäcilie.

Olympia bat Spinoza, nun alle Sorgen zu verscheuchen, die Krankheit seines Vaters sei ja gewiß unbedeutend, er solle sich nur dem freudigen Naturgenusse

hingeben. „Ihr König Salomo," fuhr sie fort, „muß doch recht glücklich gewesen sein, der verstand ja der Sage nach die Sprache aller Vögel und aller anderen Thiere, der muß in der Natur gut zu Hause gewesen sein."

„Vielleicht war er darin zu viel zu Hause, und darum sagte er: Alles ist eitel," fiel Oldenburg ein.

„Ich vermisse jenes Talent Salomo's beim Naturgenusse nicht," sagte Spinoza, „mir wäre die Natur zuwider, wenn sie mir ewig all ihr Thun und Lassen vorplauderte und mich nicht auch mir selber überließe." Er hatte diesen Worten durchaus keine entfernter liegende Beziehung geben wollen, und doch sahen sich Oldenburg und Cäcilie verlegen an, als sie dieselben hörten, denn Olympia hatte oft etwas von dem Cathedermäßigen der meisten Docirenden, die von der Gewohnheit Lernende in stummer Aufmerksamkeit vor sich zu haben das Erklären und Aufzeigen auch auf die Besprechung übertragen.

Olympia dachte aber nicht im Entferntesten an eine Nebenbeziehung jenes Ausspruches, sie leitete ihn vielmehr auf ihre gestrigen Abschiedsworte zurück. „Ich kann es nicht ertragen," sagte sie, „die Natur allein zu genießen; wenn ich oft im höchsten Genusse der reinen Anschauung mich in alle Welt hinausgetragen fühlte, griff ich oft unwillkürlich nach der Seite, um eine befreundete Hand in stummer Vergessenheit warm zu fassen."

Keine Antwort erfolgte, ein Jeder heftete den Blick zu Boden. Oldenburg hatte ebenfalls seit einiger Zeit

das Verhältniß, das sich zwischen Olympia und Spinoza gestaltete, aus einzelnen Blicken und Gesprächswendungen entziffert; er war Diplomat genug, um zu glauben, er könne diese aufgefangenen geheimen Botschaften noch vor der offenen Erklärung zu einer gütlichen Ausgleichung benützen.

„Was sagen Sie dazu," fragte er, „daß die Königin Christine von Schweden Krone und Scepter ihrem Vetter geschenkt hat, nicht um, wie man Anfangs glaubte, blos mit dem Dichterlorbeer, sondern auch bald mit dem Myrthenkranze ihre Stirn zu zieren?"

„Was?" fragte Olympia, „will die Königin Christine heirathen?"

„Es sind gestern Handelsbriefe aus Rom eingegangen, in denen auf's Bestimmteste versichert wird, die Tochter Gustav Adolphs werde in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückkehren, um ihren ersten Kämmerer Monaldeschi heirathen zu können."

„Gewiß, die Königin Christine hat den irdischen Tand nur von sich geworfen, um frei und ungehindert der Seligkeit unsers Glaubens theilhaftig zu werden," sagte Cäcilie mit sanfter Stimme. Niemand wollte ihr widersprechen.

„Hat Gustav Adolphs Tochter diesen Schritt gethan," hob Olympia nach einer Pause an, „um dem Manne ihrer Wahl vollkommen anzugehören, so ist ihre Handlung über jeden Tadel erhaben, die Liebe ist das Band, das alle früheren lösen muß; wie naiv wahr ist das schon in der Bibel ausgedrückt, wenn es heißt: ihrethalben verläßt man Vater und Mutter. Die

Frage ist hier nur: geht der Gehorsam des schwach genannten Geschlechtes so weit, auch hierin sich zu opfern? Christina von Schweden hat gewiß genug gethan durch ihre Entsagung; war es nun nicht vielmehr Pflicht des Mannes, daß er statt der Geliebten diesen unangenehmen Schritt that? Wollte er aber das nicht, so war er ihrer Liebe unwürdig und verlustig, und ihr Schritt ist verdammenswerth."

„Wenn aber ein solcher Schritt gegen seine innerste Ueberzeugung war?"

Olympia antwortete nicht, sie schlug den Blick zur Erde.

Spinoza überlegte, ob er sich in das Gespräch mischen sollte, denn er hatte gewissermaßen die Absichten Oldenburgs durchschaut; als ihn aber jetzt Olympia wie mit forschendem und hülferufendem Blicke ansah, erwiderte er:

„War dieser Monaldeschi Ursache der Kronentsagung und wußte er das, so hatte er dadurch Pflichten gegen die Königin eingegangen, und nichts durfte ihn mehr abhalten in Allem ihrem Wunsche zu willfahren; gab es für ihn unüberwindliche Rücksichten, so hätte er als Mann von Ehre gleich von Anfang ein Verhältniß ablehnen müssen, dessen nothwendige Bedingungen er nicht erfüllen wollte oder konnte. Ich möchte aus diesem Vorgange aber auch wieder eine allgemeine Erkenntniß ableiten. Hier zu Lande nimmt die reformirte Geistlichkeit die cartesianische Lehre als beste Deduction der Lehre Calvins; Königin Christine, die eifrigste Schülerin desselben Philosophen, der sie selbst lehrte,

kann sich hieraus auch Beweise zurecht machen zur Begründung ihres Uebertritts zur katholischen Kirche."

„Die katholische Religion," unterbrach hier Olympia, „ist die Mutterreligion, und es ist ein natürlicher Zug zu ihr zurückzukehren."

„Sprich's nur aus," sagte Oldenburg zu Spinoza, „ich sehe dir's am Zucken deiner Mundwinkel an, du wolltest erwidern: wenn die katholische die Mutter-, wäre die jüdische die Großmutter-Religion und könnte eben so verlangen, daß man sich nach ihrer Tracht kleide. Nehmen wir aber ein anderes Beispiel. Türenne ist eine zu entschiedene Feldherrennatur, er will allein, den Stern des eignen Glaubens auf der Brust, vor der Fronte stehen und sich nicht in Reih und Glied des Katholicismus wie ein gewöhnlicher Soldat stellen; thut er nicht recht daran?"

Spinoza merkte diese Schwenkung wohl, als van den Ende, der mit Kerkering hinzugetreten war, einfiel:

„Türenne ist ein Soldat, und die Soldaten, die stündlich das Leben einsetzen, legen nicht gern die einmal gewohnte Rüstung ab; sie meinen, dieser oder jener Aberglaube habe sie kugelfest gemacht; ist einmal Friede, wird's auch nicht schwer halten, Türenne zum Katholiken zu machen."

„Ist er fähig ein Mädchen heiß und innig zu lieben," setzte Kerkering hinzu, „wird er bald nach dem allein-seligmachenden Glauben ihres Besitzes ringen; es wäre Feigheit, da, wo es das Größte gilt, nicht ein altes Vorurtheil aus der Kinderstube besiegen zu können. Wer wahrhaft liebt, der darf nur an seine Geliebte

glauben; ihr Herz ist seine Kirche, ihre Worte sind seine einzigen Offenbarungen, ihr allein gilt seine Verehrung, und nichts ist außer ihr. Das ist die wahrhafte Wiedergeburt, die wir in der Liebe eines Mädchens erlangen, daß wir unzertrennlich eins sind mit ihr; wer darf da noch der Schranken gedenken, welche die Menschen willkürlich gegeneinander gestellt?"

Betroffen starrten die Anwesenden auf Kerkering nach diesen Worten, nur der alte van den Ende nickte ihm beifällig zu und Olympia sagte nach einer peinlichen Pause:

„Während wir hier über die Prinzipien sprechen, stirbt vielleicht eine schwer kranke Dichtermatrone eines solchen Prinzipientodes."

„Wer denn?" fragte Oldenburg.

„Die Geliebte Ihres ehemaligen Freundes, die Dichterin Maria Tesselschade wird den morgenden Tag wohl schwerlich mehr begrüßen. Haben Sie den Caspar Barläus auch gekannt, Herr de Spinoza?"

„Nein, Jufrow Olympia, aber mein alter Magister Nigritius, der einmal von ihm verhöhnt worden war, hat oft genug über ihn geschimpft."

„Es sind jetzt sieben Jahre," fuhr Olympia fort, „ich erinnere mich noch wohl, es war nicht lange nach dem Neujahr von 1648, da fand ihn in dem Brunnen bei der Waage todt; er war noch Abends vorher bei seiner Geliebten gewesen, der Brunnen war auf dem Wege nach seiner Wohnung."

„Hat er sich selbst hineingestürzt?"

Olympia nickte bejahend, sie wollte aus Schonung nicht in Worten bejahen.

„Er hat sich gewiß entleibt," setzte Oldenburg hinzu; „aber das ist mir unbegreiflich, wie er Jahre lang mit so reiner Liebe an Tesselschade hing, und erst spät, als sie Beide schon alt geworden waren, jenen verzweifelten Schritt that, weil er sie nicht heirathen konnte."

„Warum that er das nicht?"

„Sie war katholisch und er Protestant, ja, er hatte sogar früher als eifriger Remonstrant viel Ungemach erduldet; alle seine Gedanken waren der Griechen- und Römerwelt entlehnt, und doch konnte er sich nicht entschließen, aus Liebe zu seiner Tesselschade seine Glaubensform zu ändern."

„Es ist possierlich," fuhr van den Ende fort, die Rede seiner Tochter ergänzend, „all die Geschichten des alten und neuen Testaments hat er mit griechischer und römischer Mythologie und arkadischer Schäferpoesie besungen; er konnte nichts sagen ohne den ganzen Olymp aufmarschiren zu lassen, ja seine eigene Liebe hat er in die Horazische Sprache übersetzt."

„Ich bin der Ansicht, lieber Vater," sagte Olympia, „daß Barläus zuerst Alles in Gedanken in das Latein übersetzen mußte, um es richtig zu verstehen. Herr von Spinoza, lesen Sie seine Gedichte, eine Seele, ganz erfüllt von Menschenliebe liegt darin; er hat eine eigne Rubrik, Tessalica, worin er seine Geliebte besingt, wie sie zu Pferde saß und wie sie zur Harfe sang; ihre Halskrause, ihre Perlschnur, Alles vermochte ihn dichterisch zu begeistern. Er singt einmal:

Tessela quae coelo potes deducere lunam,
Et tetricos cantu demeruisse Deos [1] —

Verſtehen Sie das Wortſpiel, warum er den Namen Teſſelſchade in Teſſela verwandelt hat?"

„Nein."

„In der zweiten Idylle des Theocrit iſt Tessala ein unwiderſtehlicher Liebeszauber; man hat die Namen der Pflanzen, aus denen der Zaubertrank bereitet wurde, aber die Pflanzen ſelber kennen wir nicht."

„Sie werden immer und ewig meine Lehrerin bleiben," ſagte Spinoza dankend.

„Wollen Sie, wenn Sie das Mittel gefunden haben, uns nicht auch in der Zauberei unterrichten?" fragte Kerkering.

„Sie ſind ja ſchon ein verzauberter Prinz," entgegnete Olympia. „Herr von Spinoza, glauben Sie auch an Zauberei?"

„An die Ihrige," erwiderte er raſch; Oldenburg ſchüttelte mißbehaglich den Kopf.

„Sie haben einen Hauptpunkt in der Liebesgeſchichte des Barläus vergeſſen," ſagte er, „erinnern Sie ſich, daß er in der Dedikations-Epiſtel zu ſeinen Gedichten der drei L wegen die Ehe für unbequem hält, Libri, Liberi, Libertas,[2] die vertragen ſich nicht wohl mit einander. Der Arme! Er hatte aller Welt Hochzeits-

[1] Teſſela, du kannſt mit deinem Geſange den Mond vom Himmel herabziehen, und die finſteren Götter zum Danke verbinden.

[2] Vielleicht im Deutſchen durch drei W wiederzugeben: Wiſſenſchaft, Windeln, Weiberregiment.

gedichte gemacht und er selbst konnte nie Hochzeit halten."

„Er hat auch ein schönes Carmen auf die Hochzeit meines Oheims Overbeck in Hamburg gedichtet," schaltete Kerkering ein, und Oldenburg fuhr fort.

„Hätte in diesem Barläus eine wahrhaft erhabene durch und durch poetische Seele gewohnt, und hätte nicht aus allen Ecken und Enden der Magister hervorgeschaut, der versagte Besitz seiner Teufelschade und die reine Liebe zu ihr allein hätte für ihn ein Blüthengarten der duftigsten, mit himmlischem Schmelz übergossenen Dichtungen werden müssen. Hätte Dante seine Beatrice umarmt, hätte Laura ihrem Petrarca eine Brodsuppe gekocht, nimmer vermochte jener durch seine unsterblichen Canzonen sich zum Homer der christlichen Weltbildung emporzuschwingen, und der ewige Wohllaut der Sonette Petrarca's wäre vor leidigem Kindergeschrei verstummt. Die Poesie ist nicht der Geier der Fabel, der ewig am Leben zehrt; sie ist die Flamme, aus welcher der Phönix neu verjüngt und mit unversehrten Fittigen sich himmelan schwingt. Für den einzelnen Menschen wie für die strebende Menschheit wäre der höchste Besitz Ekel und Tod oder ein glücklicher Wahnsinn."

„Wie? Sind Sie der Herr Oldenburg?" fragte Olympia verwundert. „Das ist sehr originell; also Mönche und Nonnen sind in ihrer Entsagung die auserwählte Poetenschaar?"

„Sie wollen mich durch eine geschickte Finte irre machen," erwiderte Oldenburg, „aber ich bin nicht so

ungeübt. Ich behaupte nur: ein Mann mit wahrhaft großer Seele darf sich nicht mit all seiner Lebenskraft an irgend eine willkürlich idealisirte Persönlichkeit anklammern; thut er das, so ist er vom Gott zum Menschen geworden und er stirbt den Tod der Menschen, denn er wird eingesargt zwischen die dürren Bretter der alltäglichen Rücksichten und Bedürfnisse. Ja, könnte er sein frei und aus sich selbst geschaffenes Ideal vor sich verwirklicht finden, er müßte es fliehen."

„Ich bin auch Ihrer Ansicht," sagte der alte van den Ende, „die Götter haben Pygmalion nicht härter strafen können, als da sie ihm seine Bitte gewährten; diese Ehe mußte unfruchtbar sein."

„Es giebt keine Ideale auf Erden und es kann keine geben," fuhr Oldenburg in begeistertem Tone fort; „thöricht ist, wer sie sucht, und noch thörichter, wer sie gefunden zu haben glaubt. In uns leben und über uns schweben mögen sie in verklärter Erinnerung. Wie unendlich groß ist Dante, wenn er von seiner reinen und geläuterten Liebe singt."

„Es gab doch eine Zeit, wo Sie anders dachten," sagte Olympia.

„Ich denke noch so, ich selber habe keinen Anspruch auf die höchste Krone der Menschheit; wie Ich bin, so leben noch Tausende in der großen Masse, ich muß mich gefangen geben. Sähe ich aber einen Freund, der, mit hohem, weltbezwingendem Geiste begabt, sich einfangen ließe in den vier Pfählen der Alltäglichkeit, der seinen hohen Geist beugte, um einem selbstgeschaffenen Götzen zu dienen, ich würde ihn von mir stoßen,

denn er ist zum Verräther geworden an der Hoheit und Majestät seines Berufes; kann er aber das Ideal, das nie vollkommen in die Erscheinung treten kann, sich hoch und rein erhalten, so preise ich ihn glücklich."

„Das ist ein trauriges Märtyrthum, das Sie den hohen Geistern aufnöthigen wollen," sagte Olympia.

Das Dunkel brach herein, man trennte sich.

Spinoza begleitete Olympia nach Hause, sie hing an seinem Arme, er wußte nicht, wie er zu dem Muth und zu dem Glücke so naher Berührung gekommen war. Der alte van den Ende führte Cäcilie, Olympia und Spinoza gingen schweigend hinterdrein. Als sie an das Waaghaus kamen, sagte Olympia:

„Sehen Sie, dort ist der Brunnen, in dem der guthmüthig-schwache Barläus den Tod getrunken; wär' es nicht vernunftgemäßer und männlicher gewesen, den Glauben aufzugeben als das Leben?"

„Weder den Glauben noch das Leben haben wir uns selber gegeben," antwortete Spinoza, „der Selbstmord an diesem wie an jenem ist Feigheit und Schwäche; die Stärke liegt darin, dieses wie jenen ertragen und in ihnen entsagen oder sie befreien zu lernen." — Olympia schwieg.

„Mich empört dieses sich herzudrängende diplomatische Vermitteln," sagte sie nach einer Pause, „das Oldenburg heute so kunstreich in's Werk zu setzen glaubte; ein Dritter, der ein zartes Verhältniß nur mit einem Worte berührt, erzeugt Zerwürfnisse und Mißverständnisse, die ohne ihn nie entstanden oder doch schneller ausgeglichen wären."

„Es freut mich, daß ich Sie so finde," sagte Spinoza und preßte im heftigen Seelenkampfe die Lippen übereinander. „Liebe Olympia," fuhr er fort, „ich habe mit aller Macht gerungen, aber ich bin so stark nicht, wie Sie wohl meinen; ich unterliege, wenn Sie mir nicht Ihre Hand dazu bieten, oder vielmehr nicht sie mir entziehen. Ich mag das Wort nicht nennen, das aus meiner Seele zu Ihnen spricht, aber ich bitte Sie, stoßen Sie mich von sich; nie, nie dürfen wir uns angehören."

Olympia preßte seinen Arm fester an sich, ihr Athem zitterte, Beider Hände faßten sich. „Wie?" fragte sie, „und warum denn nicht? Haben Wir Christum an's Kreuz geschlagen? Was kümmert uns, was vor tausend Jahren ein fanatischer Pöbel that? Haben Sie umsonst diese Höhe des Denkens erstiegen, um zurück zu schrecken vor einer Form, in die die Menschen sich gezwängt haben? Haben Sie mir nicht hundertmal gesagt, Sie liebten und verehrten dem Geiste nach Christum als den Welterlöser? Wollte Gott, das Verhältniß wäre umgekehrt, freudig folgte ich Ihnen vor den Altar; wo Liebe ist, kann Meineid nicht herrschen — oder soll ich hineilen in die Synagoge und mich taufen lassen von den Rabbinen?"

„Liebe Olympia, kennten Sie die Tiefe des Schmerzes, der mein Herz spaltet, Sie würden gewiß nicht also zu mir sprechen. Es ist Meineid, nichts Anderes, den ich schwöre, wenn ich einen andern Glauben mit Bewußtsein annehme. Dank sei es der fortschreitenden Geschichte, ich darf mich von den Formen des

Glaubens, in dem ich geboren bin, losſagen und darf mir eine Anſicht von den höheren Dingen aufbauen, wie ſie mir die Natur meiner Denkkraft an die Hand giebt. Ich kann und werde mich durch keine perſönlichen Rückſichten abhalten laſſen, meine Ueberzeugungen über Glauben und Denken auszuſprechen und ihnen nachzuleben; eine Religionsgenoſſenſchaft, in die mich die Geburt geſtellt, kann mich daran nicht hindern. Anders aber iſt es, wenn ich ſelbſtwillig in eine ſolche eintrete; die neuen Genoſſen können mir mit Recht zurufen: was trieb dich zu uns, wenn nicht die Wahrheit? Du haſt kein Recht mehr, auf das verlaſſene und auf das neu erfaßte Heiligthum einzuwirken .... Ich kenne die Sophismen wohl, die uns zuraunen: du fügſt dich blos der Form, dein Denken bleibt dir frei. Aber es iſt und bleibt Meineid, und dürfte ich, Meineidiger, je das Wort Wahrheit in den Mund nehmen ohne zu erröthen? Mein unglücklicher Stammesgenoſſe Uriel Akoſta, von dem ich Ihnen früher erzählte, hat darum ſein Leben mit einem gräßlichen Selbſtmorde geendet, weil er dieſen Selbſtmord durch Widerruf ſchon an ſeinem Denken begangen hatte. Er mußte ſich vor jeder Wahrheit verworfen und lebensunfähig erſcheinen; Ja und Nein galten ihm nichts mehr und waren ſinnlos geworden."

Olympia ſchwieg, ſie hielt die eine Hand feſt vor die Augen und ließ ſich von Spinoza blindlings leiten. Dieſer fuhr mit bewegter Stimme fort: „Ich gebe Ihnen die Frage zurück: haben wir deshalb die Höhe des Denkens erklommen, um von einer Neigung, die der

Quell unendlichen Kummers für uns werden muß, uns besiegen zu lassen? Ich kämpfte lange, aber ich mußte endlich frei und ehrlich mit Ihnen sprechen: von dieser Stunde an sei vergessen und ausgetilgt, was wir uns waren und werden wollten. Noch ist es Zeit. Trennung und ein starker Wille werden uns wiederum Ruhe finden lassen; wir haben uns geliebt, das ist uns genug, suchen Sie in einem Andern das Glück, das ich Ihnen nicht bieten darf, nicht bieten kann."

Die Zunge versagte ihm den Dienst, er mußte inne halten, Olympia's Hand zitterte in der seinigen. „Ich schäme mich nicht, es zu gestehen, ich habe darüber nachgedacht," sagte sie, „Sie können ohne irgend einer Ueberzeugung zu widersprechen, Christ werden, ich habe sogar deshalb die Stelle nachgeschlagen; wissen Sie, die Keimpunkte Ihrer neuen Anschauung liegen ja in den Worten Johannis: „„Daran erkennen wir, daß wir in Gott bleiben, und Gott in uns ist, weil er uns von seinem Geiste gegeben hat."" Ja ohne Inconsequenz müssen Sie Christ werden."

„Warum scheuen Sie sich," entgegnete Spinoza, „auch den vorhergehenden Vers anzuführen, der so sehr auf unsere Lage paßt? „„So wir uns unter einander lieben, so bleibet Gott in uns, und seine Liebe ist völlig in uns."" Aber bedenken Sie, fallen auch einzelne Ergebnisse meines Denkens mit der Weltanschauung des Christenthums zusammen, muß ich deshalb den Kirchenglauben beschwören? Vielleicht wäre das die Consequenz, die Justus Lipsius beobachtete, der, wie Sie wissen, ein Buch de constantia (über die Beständigkeit)

geſchrieben und alle paar Jahre ſeinen Glauben gewechſelt hat."

„Ich dachte, Sie wären ſelbſtändiger; aber ich ſehe, Oldenburg hat auch Sie bekehrt," ſagte Olympia in ſchneidendem Tone, „Sie ſtreben nach der Glorie Dante's, aber ich bin keine Beatrice, will keine ſein. O es iſt groß! Sie werden ſich hineinſtürzen in's bewegte Leben, ach, vergißt ſich da eine Jugendliebe nicht bald? Sie ſpotten vielleicht gar darüber, und ich? Was iſt daran gelegen, wenn ich in Kummer vergehe?"

„Liebe Olympia," hob Spinoza an, „Ihr eignes Herz muß Sie wegen ſolcher Reden anklagen; aber bedenken Sie, was könnte ich Ihnen bieten? Nichts als ein ärmliches, entſagungsreiches Leben; wenn ich auch den Glauben der Väter abſchwören wollte, wenn ich nur ganz Ihnen leben möchte, ganz der Ihrige ſein...."

„Schalom Alechem Rabbi Baruch. Brauchſt dich nicht zu eilen, Maariph [1] iſt ſchon zu Ende," unterbrach hier den Redenden eine ſchnarrende Stimme; Spinoza ſah ſich um, es war Chisdai, der, ohne einen Gegengruß abzuwarten, kopfſchüttelnd weiter ging.

„Hat der Menſch wohl meine Worte gehört?" fragte Spinoza.

„Ich glaube nicht," antwortete Olympia, „aber es iſt gräßlich! Dürfen ſolche Meduſengeſichter freundlich grinſend Sie mit dem traulichen Du anreden? Nun iſt's entſchieden, eine höhere Pflicht kommt dazu, ich laſſe Sie nicht. Ich haſſe die Entſagung, ſie iſt nichts

[1] Das Nachtgebet in der Synagoge.

als schönthuerische Feigheit, sie wäre Ihrer und meiner unwürdig."

Man war am Hause van den Ende's angelangt, Spinoza wollte sich verabschieden. „Sie müssen noch mit hinaufgehen," sagte Olympia, „Sie glauben kaum, wie unheimlich es mir ist, wenn ich draußen eine mächtige Seelenerschütterung erlebt habe, und nun allein heimkomme, wo mich die alten Wände verwundert und fremd ansehen. Es ist mir dann Alles zur Last, ich meine ich müßte vergehen vor Unruhe und einem unfaßlichen Heimweh; ich spiele dann gewöhnlich so lange Orgel, bis ich mich vollkommen betäubt zur Ruhe begebe. Ich bitte, kommen Sie mit."

18. Küſſen und Sterben.

Cäcilie betete im offenen Nebenzimmer vor ihrem Crucifix, Spinoza ſaß ſchweigend bei Olympia, ihre Hand ruhte neben der ſeinen, er wagte es nicht ſie zu faſſen; ſtill träumend und nachdenklich ſahen die Liebenden einander an.

„Wenn ich ſo bis zu den höchſten himmliſchen Seelengenüſſen mich erhebe," ſagte Olympia, „ſo kenne ich nichts mehr als Sehnſucht nach dem Tode; jetzt, ſo hinweggetragen über alle kleinen Mühſeligkeiten, jetzt möchte ich ſterben, dem Höchſten nahe und innewohnend möchte ich in ihm aufgelöst werden."

„Ehedem, als ich der religiöſen Verzückungen noch fähig war, beſchlich mich auch oft ſolche Sehnſucht nach dem Tode," erwiderte Spinoza. „Man könnte vielleicht eine Deutung dieſer Empfindung in der thalmudiſchen Sage finden, daß Moſes durch einen Kuß geſtorben ſei, indem Gott der Herr durch einen Kuß ſeine Seele wieder in ſich zurückhauchte."

Olympia war betroffen von dieſer ſeltſamen Wendung. War dieſer Geiſt immerdar verſenkt in ſeine Forſchungen oder wollte er mit ſolchem Hinweiſe einen heißen Wunſch ſeines Herzens verhüllen und doch wieder darlegen? Sonſt war der Austauſch ihrer Gedanken leicht von ſtatten gegangen; jetzt ſaßen ſie ſtumm

da und wußten einander nichts zu ſagen. Olympia ſang noch auf den Wunſch Spinoza's jenes Volkslied, bei dem er ſie zum Erſtenmal überraſcht hatte; den Schlußreim:

Ihr ſeid meine rechte Frauen,
Mit keiner andern laß ich mich trauen,

ſang ſie mit ſo ſchmelzender Innigkeit, ſie ließ die Töne der Orgel, mit denen ſie ihren Geſang begleitete, ſo ſanft ausklingend verhauchen, daß Spinoza die Ruhe, die ſonſt durch ihren Geſang über ſein gährendes Innere gekommen war, ſchmerzlich vermißte; es ward ihm ſchwer, nicht an ihren Buſen zu ſinken und den ſangesreichen Quell ihrer Lieder nicht mit einem Kuſſe zu verſiegeln. Er mochte ſich ſelbſt nicht länger trauen, nahm ſeinen Hut und ging. Olympia ergriff das Licht und leuchtete ihm voran die Treppe hinab, ſie ſprachen keine Silbe; drunten reichte ihr Spinoza die Hand, ſie legte ihren Lockenkopf ſanft an ſeine Bruſt, er umſchlang ſie, ihr Herz pochte heftig an ſeiner Hand. „Liebe Olympia," ſagte er, „ich beſchwöre Sie bei Allem was Ihnen heilig iſt, lieben Sie mich nicht, ich bin es nicht werth."

„Ich muß dich lieben," ſagte ſie; „gebiete meinem Herzen, daß es zu ſchlagen aufhört; ich kann dich nicht laſſen —" ihre Stimme zitterte, er drückte ſie inniger an ſeine Bruſt, mit einem innigen Kuſſe hielten ſie ſich feſt umſchlungen. Er riß ſich los aus ihrer Umarmung und ſtürmte fort; Olympia ſprang trällernd die Treppe hinan und rief in munterm Tone: „Gute Nacht, Herr von Spinoza."

Da stand er nun vor dem Hause, die Thüre war hinter ihm zugeschlossen. In schwer aufathmender Müdigkeit wandelten sorgenvolle Ehepaare, die den Feierabend bei einer „Wandeling“ in freier Luft genießen wollten, Liebende lustwandelten in raschem Schritt und unter lebendiger Wechselrede, Matrosen schlenderten heran und johlten und sangen lustig das holländische Volkslied:

„Nach Osterland will ich fahren,
Da wohnt mein süßes Lieb;
Ueber Berg' und über Thale,
Schier über die Haide,
Da wohnt mein süßes Lieb.

„Die Sonn' ist untergegangen,
Die Sterne blinken so klar;
Ich weiß, daß ich mit dem Liebchen,
Schier über die Haide,
In einem Baumgarten war.

„Der Garten ist geschlossen,
Und es kann Niemand hinein,
Als nur die Nachtigallen,
Schier über die Haide,
Die fliegen von oben hinein.

„Man soll der Nachtigall binden
Den Kopf an die Füße um,
Damit sie nicht kann erzählen,
Schier über die Haide,
Was zwei süße Liebende thun.“

„„Und habt ihr mich auch gebunden,
Mein Herz ist nicht minder gesund;
So kann ich doch noch schwatzen,
Schier über die Haide,
Von zwei süßen Liebchen, todtwund.““

Es war ein buntes Menschengewühl, Spinoza achtete kaum darauf. „Weiberherzen, ihr seid unergründlich!“ sprach er zu sich, „fühlte sie die unendliche Tiefe des Augenblickes nicht, oder war es ihr nur darum zu thun, mit dieser scheinbaren Gleichgültigkeit Alles, was vorgegangen war, so rasch vor Cäcilie zu verbergen? Wie war ihr aber das möglich?“

Mit so aufgeregtem Geiste konnte er nicht nach Hause gehen, er ging auf die andere Seite der Straße und setzte sich auf die Treppe am Eingange der St. Olai-Kapelle. Er schaute hinauf nach den erleuchteten Fenstern Olympia's, oft sah er ihren Schatten vorüberschweben, bis endlich das Licht gelöscht wurde. Er schämte sich fast, hier wie ein verzauberter Ritter träumerisch nach dem Fenster der Geliebten zu schauen, und mußte innerlich lächeln, als ihm die Tessala einfiel.

„Ich kann dich nicht lassen, sagtest du, ich will, ich darf dich nicht lassen, erwidere ich dir; habe ich nicht deine keuschen reinen Lippen an meinen Mund gedrückt? Du bist mein, mein auf immer. — War nicht auch meine Mutter eine Moslemin und wendete sich zu unserm Glauben; müßte ich ein Mosleme bleiben, wenn ich in dem andern Falle als solcher geboren wäre? — Aber dein Vater und deine Mutter liebten sich in unmittelbarer Nothwendigkeit gleich vom ersten

Anſchauen, und du, findeſt du Olympia tadelfrei? Haſt du nicht, durch ihre bizarre Laune geſchmeichelt, dich in ein Verhältniß hineingeklügelt, das dir anfänglich ſo widerſpruchsvoll war? — Die Liebe, die den Zweifel überwinden muß, iſt größer und dauernder als jene andere, die wie vom Himmel herabgefallen; es iſt die intellectuelle Liebe. Du wollteſt dir ein Leben voll Entſagungen aufbauen, weg damit! ſie liebt dich und an ihrer Seite findeſt du Ruhm und Glück, Ehre und Genuß. Was giebt mir jene Genüſſe zurück, die ich alle von mir lostrenne um der Wahrheit willen? — Die Wahrheit. — Aber muß ich ihr Sklave ſein? Ich allein von ſo vielen Tauſenden mich dazu verdammen, die mir eingebornen Anrechte auf heitern Lebensgenuß aufzugeben? Ich will die Wahrheit mit dem Feigenblatte der Legitimität bedecken, will doppelzüngige Worte wählen und den Aberglauben ſchonen; diene ich ſo der Wahrheit nicht noch mehr? — Du dienſt ihr durch die Lüge. — Nein, ich werde nie gegen meine Ueberzeugung ſprechen, ſondern dieſe nur in der Bruſt verſchließen. — Und das katholiſche Glaubensbekenntniß? — Olympia liebt mich, muß ich ſie nicht retten? Einſt, in glücklicheren Zeiten, ja, da mag es anders ſein, aber jetzt, ich muß der Zeit gehorchen. — Und dein Vater? und Geronimo? — Sie waren gläubige Juden, aber du?"

Solche Gedanken bewegten ſich in dem Gemüthe Spinoza's, und das viertelſtündlich wiederkehrende Glockenſpiel in der ſtillen Nacht bildete eine eigenthümliche Begleitung. Ihm maß ſich das Leben nicht ab nach dem Ton von den Kirchthürmen.

Läßt ſich eine andere Weiſe finden? ...

Er mußte lange hier geſeſſen haben, denn als gegen Mitternacht Maeſſen Blutzaufer und Flyns Arm in Arm, als zwei Mächte, die ſich das Gleichgewicht halten, nach Hauſe taumelten, ſpotteten ſie über den armen Sünder, der, ſtatt zum Liebchen zu ſchlüpfen, hier in kühler Nacht auf hartem Steine hocke. Spinoza merkte nichts von Allem, was um ihn her vorging; endlich ſtand er auf, und als er den Ort betrachtete, wo er ſo lange geweilt hatte, mußte er unwillkürlich lächeln: es war die Kirche, die nach dem Modell des Tempels zu Jeruſalem gebaut war. „Schlafe ſanft," ſprach es in ihm, als er zu Olympia's Fenſter hinaufblickte, „ich habe für dich gewacht, du ſollſt auf ewig an meiner Seite ruhen." —

Die Glocken ſummten tief, brauſender Orgelklang durchwogte das ganze Gebäude, eine zahlloſe Menſchenmenge erfüllte die katholiſche Hauptkirche. Spinoza ſtand vor dem Altare, in der Mitte zwiſchen dem Dr. van den Ende und ſeiner Tochter Olympia in bräutlichem Schmucke. Droben auf dem Empor ſtand der Vater Spinoza's, ſeine Kleider waren zerriſſen, ſein Antlitz ſtarr und unbewegt. Das Hochamt begann, Cäcilie und Olympia knieten nieder, Spinoza und van den Ende thaten desgleichen. Chisdai und das Skelett des dicken Domine waren als Miniſtranten eingekleidet, Chisdai ſchwang den Weihrauchkeſſel, und ſo oft er das Zeichen des Kreuzes über ſeinem Geſichte machte, ſtolperten ſeine Finger über dem Höcker ſeiner Naſe, und zweimal, als das Skelett dieſe Bewegung machte, verfingen

sich seine fleischlosen Fingerknochen in der Höhle, wo einst die Nase gesessen hatte, und als es die Klingel läutete, klapperte sein dürres Gerippe wie leere Mohnköpfe, vom Winde zusammengeschlagen. Das Hochamt war zu Ende. Spinoza trat allein vor, und kniete auf den Stufen des Presbyteriums vor dem Priester nieder. Er verfluchte die Mutter, aus deren Schooß er hervorgegangen, und den Vater, der ihn erzeugt hatte, weil sie ihn nicht von Geburt an in den Schooß der allein seligmachenden Kirche geführt hatten; ein Schmerzensschrei ward vom Empor vernommen, man trug einen Entseelten weg. Spinoza sprach das Glaubensbekenntniß mit leiser, nur dem Priester vernehmbarer Stimme, der Priester legte beide Hände auf das Haupt des Täuflings, segnete ihn leise und besprengte darauf seine Stirn dreimal mit Weihwasser; in jubelndem Tone fiel die Orgel ein. — —

„Baruch! Baruch! steht auf!“ rief es jetzt ... Es war nur ein Traum, Spinoza lag in seinem Bette, die alte Chaje stand mit einem Lichte vor ihm. Er griff sich über die Stirn, von welcher kalter Schweiß rann.

„Was giebt's?“ fragte er.

„Euer Vater liegt — dem Stein sei's geklagt — im Verscheiden, die Mannen aus der Nachbarschaft sind Alle schon unten.“

Baruch sprang hastig aus dem Bett, kleidete sich nothdürftig an und rannte die Treppe hinab; es mußte schon schlimm sein mit seinem Vater, denn er hörte die Männer in lautem Chore rufen: höre Israel! der Ewige unser Gott ist ein einiger Gott.

Als er in das Zimmer trat, sprach eben sein Vater den Schluß des Gebetes:

„Gebieter der Welt! Herr des Vergebens und des Erbarmens, es sei deine Gnade, mein Gott und Gott meiner Väter, daß mein Andenken zu dem Thron deiner Herrlichkeit, zum Guten emporsteige! Siehe mein Elend, denn deines Zornes wegen ist nichts Gesundes mehr an meinem Körper und kein Frieden mehr in meinem Gebein meiner Sünde wegen. Und jetzt, Gott des Vergebens! schenke mir deine Gnade und geh' nicht in's Gericht mit deinem Knechte. Ist aber meine Sterbenszeit da, so möge die Anerkennung deiner Einheit nicht aus meinem Munde weichen, wie in deiner Schrift geschrieben steht: höre Israel, Gott unser Gott, Gott ist ein einiges, ewiges Wesen!... Ich bekenne vor dir, Ewiger, mein Gott und Gott meiner Väter, Gott alles Geistes und alles Fleisches, daß meine Genesung und mein Tod in deiner Macht sind. Es sei deine Barmherzigkeit, daß du mich vollkommen genesen lassest und daß mein Andenken und mein Gebet zu dir hinaufsteige, wie das Gebet des Hiskiah in seiner Krankheit. Ist aber die Zeit meines Absterbens da, möge dann mein Tod die Versöhnung für alle meine Sünden, Vergehen und Missethaten sein, die ich vor dir gesündigt und begangen habe, von dem Tage meines Bestehens an. Gieb mir mein Theil in Edens Garten und beglücke mich in der zukünftigen Welt, die für die Frommen aufbewahrt ist. Zeige mir den Weg des Lebens, sättige mich mit Freude vor deinem Antlitz, denn zu deiner Rechten ist Ewigkeit und Herrlichkeit. Gelobt

seist du, Ewiger, Erhörer des Gebets... In deine Hand, o Herr, empfehle ich meinen Geist, du erlöseſt mich, Ewiger, Gott der Wahrheit."

Baruch ſetzte ſich an das Bett ſeines Vaters, der immer mühſamer Athem holte; er faßte die Hand ſeines Sohnes, deren Fiebergluth die kalte Todtenhand nicht löſchen konnte.

„Vater!" rief Baruch, mehr konnte er nicht ſprechen.

„Bete für mich, mein Sohn," ſagte der Vater leiſe; immer lauter röchelte er, jetzt und jetzt, meinte man, müſſe ihm der Athem ausgehen, alle Verſammelten riefen unaufhörlich das: „Höre Iſrael, der Ewige unſer Gott iſt ein einiger Gott." Der Kranke betete mit, er richtete ſein Auge gen Himmel und mit dem Worte „einig" hauchte er ſeinen Athem aus; ſeine Lippen preßten ſich noch zuſammen und öffneten ſich wie zu einem Kuſſe — er war todt.

Rabbi Saul Morteira öffnete ein Fenſter, zum Zeichen, daß die Seele nun gen Himmel fährt, und alle Anweſenden ſprachen: „Gelobt ſei der wahrhaftige Richter." Baruch ſank am Bette ſeines Vaters auf den Boden nieder, er preßte die todte Hand an ſeine heiße Stirn; von drüben aus dem andern Zimmer tönten die halb unterdrückten Klagen Miriams und Rebekka's herüber; die Anweſenden unterredeten ſich mit leiſem Geflüſter und wollten eben weggehen. Da hörte man Jemand mit ſtarkem Gepolter die Treppe heraufſpringen, die Thür wurde aufgeriſſen.

„Iſt er todt?" fragte eine Stimme.

„Ruhig, ſtill, Rabbi Chisdai, antworteten die Anweſenden.

„Wehe! dreimal Wehe über dieſes Haus!“ rief Chisdai, „er allein hätte ſeinen Ben ſorer umoreh[1] noch retten können; ich hab's mit meinen eigenen Ohren gehört, er will Chriſt werden und eine Chriſtin heirathen.“

„Wenn Ihr nicht augenblicklich geht,“ antwortete Samuel Caſſeres, „und noch ſolch ein Wort gegen meinen Schwager ſagt, werd' ich Euch den Weg weiſen, es hat Euch Niemand gerufen.“

„Ihr werdet mich rufen und ich werde nicht kommen,“ antwortete Chisdai, als er von den Anderen mit fortgeſchleppt wurde.

Benjamin von Spinoza hatte in ſeinem Teſtamente verordnet, daß man ihm ſeinen alten ſpaniſchen Degen zerbrochen mit in's Grab lege; die Rabbinen nahmen lange Anſtand, dieſer Verordnung, deren Bedeutung nur Wenige errieth en, Folge zu leiſten. Spinoza mußte viele thalmudiſche Autoritäten beibringen, um den Willen ſeines Vaters erfüllt zu ſehen. Draußen auf dem Friedhofe mußte er, der alten jüdiſchen Sitte gemäß, zu den Füßen ſeines Vaters niederknieen, Gott und ſeinen Vater für Alles, was er gegen ſie geſündigt, um Verzeihung bitten; darauf mußte er ſein Gewand auf der linken Bruſt zerreißen, und als der Sarg eingeſenkt war, mußte der Sohn zuerſt hintreten und eine Hand voll Erde auf ihn werfen. Er that dies mit ſchwankenden Schritten und zitternder Hand; Chisdai ſprang hülfreich hinzu, um ihn zu unterſtützen. —

[1] Abtrünniger und widerſpenſtiger Sohn. (5. Buch Moſ. 21, 18.)

Sieben Tage lang mußte Spinoza mit dem zerriſſenen Kleide und ohne Schuhe auf dem Boden ſitzen, und dreißig Tage durfte er ſeinen Bart nicht ſcheeren laſſen; aber ſein Aeußeres war dennoch nicht ſo wild und zerriſſen als ſein Inneres. Wie oft, wenn er, die Arme auf die Kniee geſtemmt, ſein Angeſicht mit den Händen bedeckte, wie oft gedachte er da Olympia's! Was ſollte aus ihnen werden?

Zur höchſten Pein ward ihm ein Beſuch Oldenburgs und Meyers, die gerade kamen, als er mit ſeinen Schweſtern auf dem Boden ſaß und die Rabbinen nach ihrer Litanei vor den verſammelten Gemeindegenoſſen eine Art von Seelenmeſſe für den Verſtorbenen hielten.

Er dachte viel darüber nach, wie er ein freies und unabhängiges Leben ſich aufbauen wollte. Sehnſucht nach Ruhe, nach beſchaulichem Alleinſein, regte ſich oft wie ein unergründliches Heimweh des Geiſtes in ihm; er kam ſich wie gefangen vor vom Geräuſche der Welt und ihren Gewohnheiten. Und wieder ſah er, wie ſein ganzes bisheriges Leben von Gegenſätzen bewegt war. Er wollte Einheit erringen. Ob er ſie in der Vereinigung mit Olympia finden ſollte — — es war ein ſchmerzlicher Troſt, daß ihm der unmittelbare Widerſpruch ſeines Vaters nicht mehr entgegen ſtand.

19. Stillleben.

Spinoza ging nachdenklich durch die Kalverstraat. „Ei, ei, wie stolz," sagte Jemand; Spinoza kehrte sich um, es war Frau Gertrui Ufmsand, die aus ihrem Fenster im Erdgeschoß heraus sah. „Wie geht's?" fragte sie, „Ihr macht ja ein essigsaures Gesicht. Seit der gute Magister Nigritius todt ist, hab' ich Euch nur ein einzigmal in dieser Straße gesehen, vor ein paar Wochen; Ihr seid mit Olympia van den Ende vorbeigegangen, ich hab' zweimal guten Abend gesagt, aber ihr müßt auch keine Seide miteinander spinnen, keines von euch hat mich gehört oder gesehen. Nicht wahr, es waren doch auch schöne Zeiten, als Ihr alle Tage zu unserm Magister gekommen seid? Aber um mehr als zwanzig Jahre seid Ihr in dieser Zeit älter geworden. Ach! mit unserm Stübchen haben wir unterdessen viel ausgestanden. Zuerst haben wir einen Maler gehabt, der hat sich seinen Abendsegen in der Kirche geholt, wo man mit Gläsern zusammenläutet, dann ist er heimgekommen, toll und voll, und hat uns aus dem besten Schlaf aufgeweckt; nach diesem haben wir eine Wittfrau gehabt, die hat das Holz gespart und hat uns den ganzen Tag auf dem Hals gesessen, man hat nicht vor ihr schnaufen können. Mein Mann, der ist gar wunderlich, ich hab' ihr nichts in den Weg gelegt, ich hab's

auch meinem Klaas gesagt: es ist eine Wittfrau, man kann sich versündigen; er hat ihr doch aufgekündigt. Seit einem halben Jahre steht jetzt das schöne Stübchen leer und wir haben's erst neu anmalen lassen, es ist Alles frisch geputzt und sieht drin aus wie in einem Kirchlein. Ich geh' nicht gern die Treppe hinauf —"

„Geert, sei so gut und mach' das Fenster zu, die Spän' fliegen Einem alle in die Augen; wenn du mit dem Herrn plaudern willst, geh 'naus und laß ihn 'rein kommen," rief eine dicke Stimme aus dem Zimmer.

„Kommt ein wenig herein," sagte Gertrui, das Fenster schließend. Spinoza ging hinein, er sagte, er wolle das Zimmer miethen, er müsse bei seinem Handwerke entweder an einem freien Platze oder hoch wohnen, um gutes Licht zu haben; die Leute glaubten Anfangs er scherze und waren hoch erfreut, als sie merkten, daß es Ernst war. Gertrui zeigte ihm das Stübchen, auf dessen Boden der feine Sand wie ein Spitzengewebe kunstmäßig durchzirkt war; der nach Schiffsweise in eine Wandspinde eingesetzte Bettraum war leer.

„Seht," sagte die Frau, „das ist noch der Lehnstuhl von unserm Magister, ich hab' Alles waschen und ausklopfen lassen, es ist kein Stäubchen mehr darin. Ich kann Euch Alles geben, nur kein Bett, die Betten brauch' ich für meine Gesellen; hier, da hat der Magister seine Bücher gehabt, da könnt Ihr auch Eure Bücher hinstellen. Habt Ihr auch die üble Gewohnheit, so auf Tisch, Bank und Stuhl, ja sogar auf dem Boden, alle Bücher auf's Gesicht zu legen wie der selige Herr Magister und daß man keines anrühren darf,

wenn es nicht ein Donnerwetter geben ſoll? Ei, habt Ihr nirgends die ſchöne weiße Amaryllis geſehen, die der ſelige Magiſter ſo gern gehabt hat? Von ſeinem Todestag an iſt ſie plötzlich verſchwunden und ſonſt haben dieſe Geſchöpfe doch nur Anhänglichkeit an's Haus und nicht an die Menſchen; ich gäb' viel darum, wenn ich ſie wieder bekäme, es thät' mir in der Seele weh, wenn ſie es nicht gut hätte. Ach, und ſie war ſo klug, ſie wußte auf die Minute, wann das rohe Fleiſch gebracht wird, und wir wußten nichts von Mäuſen." Spinoza hatte zu ſeinem Bedauern die Katze nirgends bemerkt. —

Wir ſind hier leider wiederum unter die Dachtraufe einer alten Frau gerathen, wir dürfen uns indeß ihre Redſeligkeit ſchon ein wenig gefallen laſſen, da ſie unſern Philoſophen mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt hegt und pflegt.

Spinoza hatte ſeine beiden Schwäger, die ſich in ihrer Erwartung getäuſcht fanden, gerichtlich zur gleichmäßigen Vertheilung der Verlaſſenſchaft ſeines Vaters anhalten müſſen; als ihm nun ſein Recht geworden war, verzichtete er freiwillig auf ſein Erbtheil, und nahm nichts als ein einziges Bett mit dem dazu gehörigen Vorhange, das er nebſt ſeiner Werkbank und ſeinen wenigen Büchern und Kleidern in das Haus des Klaas Ufmſand bringen ließ.

Hier endlich war es ihm vergönnt, ſein äußeres Leben in vollkommene Uebereinſtimmung mit den Erforderniſſen ſeines geiſtigen Naturells zu bringen. — Jener in der Ueberzeugung gefeſtete Gleichmuth, der

den gewaltigen Erregungen auf den Wendepunkten des Lebens wie den Ruheſtörungen und Anfechtungen der Alltäglichkeit die gelaſſene Bedachtſamkeit entgegenſetzt; jenes Selbſtgenügen, gewonnen durch heitere Verzichtleiſtung auf den Rauſch inhaltloſer und abſpannender Genüſſe; jene Erhebung und Fülle durch den Reichthum des eigenen Innern; ein im heißen Kampfe errungener Seelenfrieden, ein klares Hinausſchauen in die Welt, deren Räthſel gelöst und deren ewige Geſetze gefunden ſind — das waren die Güter, die er immer bewußter, immer ſicherer hier in der Einſamkeit ſich aneignete.

Vom frühen Morgen an ſaß er an ſeiner Werkbank und arbeitete. Wenn er mit dem ſcharfen Diamante ein Stück aus der Glasſcheibe herausſchnitt, ſo brach er ſich zugleich auch aus dem großen Syſteme, das ganz, aber roh und unausgearbeitet in ihm lag, eine Idee los; wenn er die bleierne Platte aufſchraubte und dem Glaſe eine beſtimmte Geſtalt gab, ſo gewann auch die Idee in ihm immer feſtere Form, und ſo durch alle Stadien hindurch, immer beſtimmter wurde die Form, immer durchſichtiger der Stoff; mancher Splitter mußte abfallen, manche Ritze ausgeſchliffen werden, bis endlich beide das Spiegelbild der Wahrheit in ſich widerſtrahlten. Wenn er ſich dann mit der Hände Arbeit ſein Brod verdient hatte, nahm er in nächtlicher Stille beim einſamen Lämpchen ſeine feingeſchliffenen Ideen wieder vor, ſammelte den Staub, der von ihnen abgefallen war, und ſtreute ihn darauf, damit er ſie undurchſichtig machte, dann wiſchte er ihn mit leichter Hand wieder ab, und zeigte, daß er nicht nothwendig

dazu gehöre, und daß er die Klarheit nur verdeckt, nicht aufgehoben habe. — So arbeitete, so philosophirte Benedict de Spinoza.

Nicht lange nach seinem Zurückziehen aus der bewegten Welt mußte er indeß auch am Tage einige Stunden von seiner Handarbeit abbrechen, um einen jungen Geist in das Gebiet der Philosophie einzuführen. Meyer brachte ihm eines Tages den jungen Simon de Vries, welcher, seitdem wir ihn flüchtig gesehen, der glückliche Erbe von den reichen Resultaten der Theespeculationen seines Vaters geworden war, und sich nun ganz anderen Speculationen ergab. Spinoza trug ihm einen Cursus über die Principien der Carteſianiſchen Philosophie vor. Auf demselben Zimmer, wo er einst Mensa decliniren gelernt hatte, in demselben Stuhle, in dem einst der Magister ihm seine Sprachfehler corrigirt hatte, saß er nun und lehrte die Carteſiſche Philosophie, und baute sich dieselbe aus, wie es die Nothwendigkeit des Gedankens erforderte. Der ehrenfeste Dodimus de Vries, der einst die verwickeltsten Rechenexempel so schnell im Kopfe gelöst, hatte nicht nur seine zahlreichen vollwichtigen Dukaten, sondern auch seine Fertigkeit im Rechnen auf seinen Sohn Simon vererbt; Spinoza hatte viel Freude an dem jungen mathematiſchen Talent.

Zwei, drei Tage, und oft noch länger, kam er nicht aus seinem Zimmer; er trennte sich nicht gern von der traulichen Stille, in der er sich so wohlig fühlte, wo Stunden und Tage wie sanfte Wellen, erfrischend und belebend an ihm vorüber flossen.

Die gute Gertrui war sehr unzufrieden mit ihrem neuen Miethsherrn. „Ich weiß nicht," sagte sie, „entweder wollt Ihr Euch das Essen ganz abgewöhnen, oder die Raben vom Himmel kommen und speisen Euch, wie den Propheten in der Wüste; von dem, was Ihr von mir verlangt, könnt Ihr unmöglich satt werden. Gestern habt Ihr den ganzen Tag nichts gehabt, als eine Milchsuppe, etwas Butter und einen kleinen Trunk Bier, was zusammen mit dem gekauften Wasser und dem Torf 4½ Stüber ausmacht, und heute habt Ihr wieder den ganzen Tag an der Hafergrütze mit Rosinen und Butter genug gehabt, die wieder gerade so viel kostet. Ich hab's zusammengerechnet, in einem ganzen Monat habt Ihr im höchsten Fall zwei halbe Pinten Wein getrunken; das ist nicht zum Leben und nicht zum Sterben."

Spinoza suchte der guten Frau begreiflich zu machen, daß sein Einkommen keinen größern Aufwand gestatte, daß er sich bei dieser Lebensweise aber ganz wohl fühle.

„Ja," sagte sie, „man muß sich strecken nach der Decken, das ist ehrlich und rechtschaffen gedacht; aber wenn man die Decke länger machen kann, wär' man nicht gescheit, wenn man da läge wie ein zugeschnapptes Taschenmesser. Die vielen großen und reichen Herren, die täglich bei Euch aus- und eingehen, ich weiß gewiß, sie würden sich ein Vergnügen daraus machen, Euch Geld zu geben; es wär' nicht einmal etwas Geschenktes dabei, sie stören Euch so oft in Eurem Geschäft, daß sie es wohl vergüten dürften. Der Bediente

des reichen Simon de Vries ist jetzt schon dreimal da gewesen, und hat Euch zum Essen eingeladen; statt hinzugehen und das Mark von frischen Meerspinnen zu essen, das auf der Zunge wie Butter zerläuft, seid Ihr zu Haus geblieben bei Eurer magern Milchsuppe. Es ist Euch doch sonst nichts verborgen, und man kann über Alles mit Euch sprechen; ich kann nicht begreifen, was Ihr dabei habt, Euch so einzuschränken."

Die gute Frau wollte sich durch keine Gegengründe überzeugen lassen. „Die Gelehrten haben doch Alle besondere Mucken im Kopf," sagte sie, als sie die Treppe hinabging, und erzählte Oldenburg, der ihr auf der Treppe begegnete, nochmals ihren Disput mit allerlei Variationen.

Auch Oldenburg mißbilligte dieses freiwillige Abschließen in eine Klause aufs Höchste. Er fürchtete, daß solches Abwenden von der bewegten Welt, solches lautlose Vertiefen in die Gründe des Denkens und Empfindens einen Bannkreis bilden könnte, darin jede hereinbrechende Störung eine reizbare Empfindlichkeit erzeugen müsse, die jeden Widerspruch ablehnt, weil sie sich von demselben zurückgezogen. Er wußte nicht, daß solche Krankheiten in sich verschlossener zarter Seelen dem starken und großen Geiste fern sind, der Einseitigkeit nicht kennt, weil er die Welt im Busen trägt, der durch die Widersprüche der Außenwelt nicht überrascht und verletzt wird, weil er sie alle durchdrungen und in sich zur Harmonie aufgelöst hat. Noch andere Gründe machten aber dem besorgten Freunde eine Veränderung

in Spinoza's Lebensweise wünschenswerth, unter diesen stand die Befürchtung obenan, die Liebe Spinoza's zu Olympia — die er so richtig errathen hatte — könne in dieser Einsamkeit seiner Seele so tief einwurzeln, daß sie unvertilgbar wäre. Er glaubte noch immer, durch kluge Vermittlung in den Lebensgang eines selbständigen Geistes eingreifen und denselben berichtigen zu können.

„Unsere Zeit," sagte er einmal zu Spinoza, „die Zeit der aus dem Classicismus wiedergebornen Humanität und der sich selbst offenbarenden Vernunft, hat ihre Apostel, die in alle Lande reisen und dort ihre neuen Ideen verkünden, so gut wie jede andere. Als das Christenthum entstand und sich noch nirgends wohnlich niedergelassen hatte, zogen jene frommen Männer hin und predigten aller Orten, selbst mit Gefahr ihres Lebens; wir sahen in unserer Zeit ebenfalls begeisterte Männer von Stadt zu Stadt, von Land zu Land wandern, und aller Orten das an sie ergangene Wort verkünden. Denke nur an Jordanus Brunus, er hat fast die ganze civilisirte Welt bereist, um seine Ansichten allenthalben zu verfechten; leider hat er den unbegreiflichen Irrthum begangen, nochmals nach Italien zurückzukehren, um auf dem Scheiterhaufen den philosophischen Märtyrertod zu sterben. Diese Art aber, die Welt, und was sie zusammenhält und bewegt, aus eigner Anschauung kennen zu lernen, und es ihr im lebendigen Worte vor das Bewußtsein zu führen, nicht aber vom einsamen Dachstübchen aus sie ergründen und meistern zu wollen, das ist die einzig richtige Art des wahren

Denkers. Unſer Meiſter, oder wenn du ihn nicht ſo nennen willſt, unſer Lehrer Carteſius, hat nach einſamem Zurückziehen erkannt, daß die Wahrheit aus der Welt geholt werden muß, wenn ſie wieder in die Welt eingehen ſoll; er lernte die Menſchen in Krieg und Frieden kennen, wurde ſelbſt Soldat und ging auf Reiſen. Und auch das mußt du als eine Offenbarung unſerer Zeit erkennen, daß es in der künſtleriſchen Erfaſſung der ſtummen Natur erſt unſerm Jahrhundert gelungen iſt, in der Landſchaft den Geiſtesblick zu öffnen. Auch du mußt reiſen, und willſt du die Welt auch nicht lehren, ſo mußt du ſie wenigſtens wahrhaft kennen lernen; an Geld ſoll dir's nie fehlen, de Vries und ich wir wollen dir Alles, was du brauchſt, gern geben; du darfſt es nicht von dir weiſen, es iſt kein Geſchenk, das wir dem Freunde bieten, der Wiſſenſchaft und der Menſchheit zollen wir dieſen Tribut, du thuſt mehr als wir, du widmeſt ihr dein Leben."

„Ich bitte dich," antwortete Spinoza mit mildem Tone, „wenn es nicht deine Abſicht iſt, mich erzürnt zu ſehen, laß dies das letztemal ſein, daß du mir Geldanerbietungen machſt; ich habe dir und Vries längſt erklärt, daß ich nie darauf eingehe. Ueberdieß kann ich dieſe neue Art der Wanderphiloſophie, welche du ſo ſehr empfiehlſt, für meine Perſon wenigſtens durchaus nicht zuträglich finden. Ich bin kein Freund der Disputationen mit dem und jenem und ſehe ſelten eine Förderung daraus, denn meiſt kommt im Gegenſatze nicht der reine Gedanke zur Ausſprache, vielmehr ſo viel perſönliche Beimiſchung, willkürliches Ablenken,

daß man mehr mit Peter und Paul, wie sie durch Gewohnheit und Neigung geworden sind, als mit dem reinen menschlichen Denken zu thun hat."

„Eben darum solltest du Peter und Paul noch näher kennen lernen, um ihre Vortheile, ihre persönlichen Befangenheiten zu besiegen."

„Ich will die Gesetze menschlichen Seins und Denkens ergründen und feststellen, ich habe dir schon oft erklärt, daß ich nicht darauf ausgehe, die Mängel Anderer aufzudecken; werden diese durch Aufzeigung des Normgiltigen offenbar, um so besser. Du, nach deinem Berufe, mußt auf Anderes sinnen; mir genügt es, im Buche der Geschichte und in den Regungen des eigenen Lebens zu forschen."

„Das sollst du," entgegnete Oldenburg, „und eben darum die Welt im Großen wie im Einzelnen näher erforschen. Laß mich dein Handwerk, diese Gläser da, als Beleg annehmen. Wäre unser Auge mikroskopisch eingerichtet, wir würden nur Einzeltheile und nie ein Gesammtes erschauen; hätte unser Auge nur den Fernblick, wir kennten die Besonderheiten der Dinge nicht. Darum ist es ein Vorzug des Culturmenschen, sich künstlich die mikroskopische und teleskopische Anschauung zu seiner gegebenen mittleren natürlichen anzueignen, und schließlich durch die Vorstellung, durch den Gedanken, sie in ihren Bedingungen zu erkennen; aber der Großblick und der Kleinblick muß vorausgegangen sein. Ebenso ist es auch mit der Erkenntniß des Menschenlebens. Darum reise und lebe dann still für dich."

„Laß mir meine heimlichen vier Wände," entgegnete

der Philoſoph, „die Welt der Erſcheinungen iſt von Anderen weit genug erforſcht und verzeichnet, daß man nun in ſtiller Betrachtung dem reinen Geſetze nachgehen kann. In meiner Klauſe finde ich mich jederzeit und beſtrebe mich, um mich her all die Geiſter der Wahrheit zu ſammeln; glaube mir, es iſt eine zahlreiche und gute Geſellſchaft, und ich bin nie allein oder verlaſſen; und bin ich's, allein in mir, ſo kann ich den Miſchungen und Verbindungen in der Menſchenſeele um ſo ſtiller und ungeſtörter nachgehen. Wer von der Höhe der Vogelflucht herab in's Auge faſſen könnte, wie ein Strom in den andern mündet, und endlich Alle in das Meer ſich ergießen, der ſähe nicht mehr, als dem ſtillen Blick ſich bietet, wenn er das Ineinanderſtrömen unſeres Innern verfolgt. Ja, wer wieder mit ſeiner Seele allein in der Stille leben könnte — mit der Seele, die nichts von Uebertragenem, von fremdher Eingeflößtem hat — der lebte wieder im Paradieſe, glückſelig in ſich und im All."

Noch nie hatte das Auge Oldenburgs ſo geflammt, eine zitternde Andacht und Begeiſterung ſprach aus dem ſonſt ſo feſten Ton ſeiner Worte, aus ſeinem ganzen Weſen, als er ſich jetzt erhob und ſagte:

„O Freund, was ſoll man dir ſagen, da doch in dir Alles gegeben iſt? Und doch, vielleicht muß auch dir eine Stimme von außen ein Zuruf werden. Siehe, nicht umſonſt berichten die Sagen aller Völker, daß ſich Götter zu Menſchen verwandelten, ſich gefangen nehmen ließen von den Beſchränktheiten und Gewalten des Daſeins, um ſich ſelbſt frei daraus zu erheben und Andere

mit zu erheben, und sei es durch den Leidenstod. Auch du mußt, dem Rufe der dir gegebenen Wahrheit folgend, dich ihr zum Opfer bringen. Du wirst mich nicht für den Schächer halten, und ich will dir nur die Worte zurufen, die die Welt über dein Leben und Denken aussprechen könnte: hast du die Erkenntniß der Wahrheit, wird es heißen, und bist du ihr offener rückhaltsloser Bekenner, so steige herab von deiner stillen Einsamkeit, zieh hinaus in das bewegte Leben und verkündige und leide."

Die beiden Hände gefaltet auf die Brust drückend, erwiderte Spinoza:

„Sterben für die erkannte Wahrheit ist Glückseligkeit, die keinen Schmerz mehr kennt. Was ist ein langes Leben gegen jene Erhobenheit, welche das Dasein selbst und dessen Hingebung zum Zeugnisse der innern Wahrhaftigkeit macht? Könnte es nur auch Andere überzeugen. Aber der Märtyrertod beweist für Andere nichts. Für die entgegengesetztesten Ueberzeugungen sind Menschen freudig in den Tod gegangen. Ich selbst habe einen, wie man's nennt, gläubigen Juden gekannt, der mitten in den Flammen, da man ihn schon entseelt glaubte, den Psalm: „In Deine Hand befehl' ich meinen Geist" anstimmte und im Gesange ausathmete. Was könnte mich ein Leben mit seinen alltäglich wiederkehrenden Pflichten, Läuterungen und Genüssen reizen gegen die eine, Alles in sich schließende That der Hingebung? Bezwingt aber äußere Gewalt den für seine Erkenntniß oder seinen Glauben Feststehenden nicht, so bezwingt sein Tod, der doch immer nur äußere Beweis-

kraft ist, auch die Anderen nicht. Wenn ich, wie ich hoffe, mich einst so weit ausgebildet habe, um auch Andere zu lehren, so habe ich ihnen kein Gesetz zu geben, keine runden Sätze einzuprägen; es soll ein Jeder nur das Gesetz in sich und in der Welt finden: die Erkenntniß des in der Natur liegenden Gesetzes, das ist Erlösung seiner selbst und der Welt. Der Charakter, die bewußte Entwicklung seiner Naturgesetze, demgemäße Bestimmung seiner Handlungen und freie Hinnahme der daraus nothwendig sich ergebenden Schicksale, das ist die Besonderheit des Menschen, die nicht gelehrt, nicht übertragen werden, die er nur aus eigener Arbeit in sich selbst erschaffen kann."

Die beiden Freunde standen nach diesen Worten in stiller Andacht einander gegenüber, und auf der Höhe des Denkens muthete sie wiederum die Freude an, mit gleichem, ja fast mit Einem Blicke hinein zu schauen in die weite Welt. Niemand wußte mehr und wollte es wissen, wer der Gebende, wer der Empfangende war, sie waren Eine Seele, Ein Herz, und doch hatte Jeder in dem andern sein eigen Selbst lebendig gegenüber.

Als Oldenburg wegging, empfand er im Tiefsten die weihevolle Kraft, die der Geist des Freundes über ihn ausgoß. Es erschien ihm vermessen, hier noch irgend eingreifen zu wollen; nur die Hand reichen, nur durch äußerliche Anlehnung die innere selbständige Nothwendigkeit stützen wollte er. Er fühlte sich beseligt in der Macht solcher Männerfreundschaft, die auf dem Boden des reinen Denkens erwachsen war und die

Hingebung an dieſes wieder zu einer perſönlichen Freude machte.

Was kann die Liebe mehr bieten und warum will der in ſich beglückte Denker ſich nicht an der Freundſchaft allein genügen laſſen?

Auch Spinoza fühlte ſich immer heimiſcher in der umfriedeten Stille ſeines Lebens, deſſen gleichmäßiges Glück nicht anders als Seligkeit genannt werden kann. Denn die innere Bewegung des Denkens in der Einſamkeit iſt die ſelige Höhe des Lebens, der ewigen Sonne nahe, über dem Weltgeräuſche, über den Wolken, die im Dunſtkreis der Erde fließen. Im Alleinſein klärt ſich das Leben ab, wo kein Anruf von außen möglich iſt, nichts den Strom des denkenden Seins zu unterbrechen vermag. Und was zuerſt als Wille erſchien, feſtigt ſich zu ſelbſtändiger Tragkraft. Gedanken ſchließen ſich an einander wie ein Reigen ſeliger Geiſter und nehmen den an die Perſönlichkeit gebundenen Geiſt mit fort. Aufgelöst und vergeſſen iſt das endliche Selbſt und das Leben wird zum Denken.

Was in der Gegenwart und herben Berührung ſtörte, gewinnt eine milde Verklärung und erweckt eine milde Verſöhnung im Geiſte, den Liebe zu Wahrheit und Gerechtigkeit emporgetragen, und den kein Vorwurf herabzieht. — Wie ein Erwachen aus dem unbewußten Leben, das doch nur im ſelbſtloſen Gebiete des Denkens ſich bewegte, iſt dann das Innewerden ſeiner ſelbſt und das Beſinnen auf ſich und ſeine Beziehungen zur Außenwelt.

Hatte sich so Spinoza in reiner innerer Denkbewegung losgelöst von allem persönlichen Sein, so überraschte ihn oft die Erinnerung, daß es nun schon wieder mehrere Tage waren, seit er Olympia gesehen, ja sogar seit er ihrer gedacht, und doch liebte er sie von ganzer Seele. Es war nicht jene stürmisch aufbrausende Liebe mit ihren überwallenden Gefühlen, es war die stillkeimende Neigung, deren Wurzeln in der Ueberzeugung und im klaren Bewußtseyn von der Nothwendigkeit des gegenseitigen Verhältnisses ruhten. Diese Liebe hatte aber der Wunderlichkeiten und räthselhaften Selbstquälereien so viele, als jede andere, die der Sturm der Leidenschaften fortreißt. Mit lautpochendem, von Liebeswonne geschwelltem Herzen ging er jedesmal nach dem Hause Olympia's; und nicht selten verließ er dasselbe mit verstörtem Geiste und es ward ihm erst wieder wohl in seiner trauten Einsamkeit. — Wollte er wirklich die Liebe Olympia's unterdrücken, oder wollte er nur eine Probe damit anstellen? Er sprach mehr als gewöhnlich von seinem Judenthum, ja er suchte auch noch auf andere Weise sich selber in dem unvortheilhaftesten Lichte zu zeigen; und doch kränkte es ihn wieder, wenn er seinen Zweck erreicht zu haben schien, und Olympia — sei es aus Gefallsucht oder um ein Vergeltungsrecht zu üben — dem blonden Kerkering allerlei kleine Gunstbezeugungen zuwandte, wodurch dieser sich hochbeglückt fühlte, und immer mehr in seiner Meinung bestärkt wurde, daß Spinoza nur der Strohmann sei, mit dem man ihn necken wolle. — Seit jenem verhängnißvollen Abende hatten sich die beiden Liebenden

nicht mehr allein gesprochen, das hätte Mißverständnisse und Irrungen leicht gelöst; aber auch so, den Augen uneingeweihter Zuschauer blosgestellt, genossen sie Wonnen unerschöpflichen Liebesglücks. Oft sagte ihr Mund die gleichgiltigsten Dinge, aber ihre Augen sprachen sich all die Gefühle, die sie tief verschlossen für einander hegten.

20. Confessionen.

„Die Juden wollen Allarm gegen dich schlagen, sie betrachten dich als Ausreißer, und wollen, daß du wieder zur Fahne zurückkehrst.“ So sagte Oldenburg zu Spinoza, als er mit Meyer in dessen Zimmer trat.

„Fürchte nichts,“ sagte Meyer, „du hast dich so hoch hinaufgebettet, daß ihnen der Athem ausgeht, bis sie zu dir hinaufkommen.“

„Wie wär's,“ fragte Oldenburg wieder, „wenn du dich, während sie nach dir fahnden, unter eine andere Fahne begeben, und dich in eine andere Uniform gesteckt hättest?“

„Du hast doch einst den Türenne so sehr gelobt,“ entgegnete Spinoza, „weil er das nicht that? Ich wüßte nicht, welche Uniform mir paßte.“

„Du hast Recht,“ sagte Meyer, „müßte ich dir eine Uniform zuschneiden, ich würde die ganze Himmelsdecke dazu verbrauchen, und Sonne und Mond dir als Ordenszeichen an die Brust hängen.“ Ein Gelächter entstand und Oldenburg begann wieder:

„Wozu diese Plänkeleien? wir müssen der Sache auf den Leib rücken; Meyer, von seinem hiatromathematischen Standpunkte aus, behauptet immer, das Streben aller Vernünftigen müsse dahin gehen, allen positiven Glauben und vornehmlich alle Autorität der

Bibel auszurotten. Luther, ſagt er, habe den Traditionsglauben geſtürzt, er habe uns aber auf den unfruchtbaren Sand des bloßen Bibelwortes geſetzt, er beruft ſich ſogar auf dich, und ſagt: du hielteſt nichts von den Propheten und den heiligen Geſchichten."

„Wenn er das thut, ſo hat er Unrecht. Ich glaube: die Prophetie kann vermöge ihrer inneren Anſchauung oder Phantaſie, die wir als unmittelbare göttliche Gabe bezeichnen können, das Wahre oft eben ſo richtig erkennen als die ſich immer klar bewußte Vernunft; nur weil jene ſich noch auf der niedern Stufe der Wahrnehmung hält, iſt ſie dem Irrthum auch mehr blosgeſtellt als die reine Vernunft. Theologie und Philoſophie ſind ſich nicht einander entgegengeſetzt, ſie beruhen bloß auf ganz anderen Grundlagen. Ich bin von dem ewigen und unerſchöpflichen Nutzen vieler der ſogenannten heiligen Geſchichten für das gemeine Volk überzeugt. Wer an ſie glaubt und ſein Leben danach einrichtet, hat als Erbe ſich eine große Summe von erfahrungsmäßigen Wahrheiten angeeignet, zu denen eine geringe Anzahl Menſchen, die nicht daran glauben mag, nur unmittelbar durch ihre Denkkraft und ſomit aus ſich ſelber heraus gelangen können. Jene wie dieſe ſind ſelig, dieſe aber noch ſeliger, weil ſie aus ſich ſelber die Geſammtheit ihrer von der Natur gegebenen Geſetze erforſchen; die Bibel kann den Anſpruch auf dieſe für Alles ausreichende Geſammtheit nicht machen und hat ihn auch nie gemacht, ſie iſt ein nach und nach entſtandenes Werk mit mancherlei Aeußerlichkeiten; ihr Zweck iſt nicht Wiſſenſchaft und Denken, ſondern Glauben und

Handeln, und darum ist es gut, daß wir einsehen, wie wir Alles eben so gut und noch bestimmter aus der eingebornen Denkkraft schöpfen können."

„Siehst du, da hab' ich wieder meine Erbsünde," fiel Meyer ein; „zuerst sagte man: die menschliche Natur ist von Grund aus und ursprünglich schlecht, sie kann das Höhere gar nicht erfassen, und dann sagte man: deshalb muß eine übernatürliche Offenbarung sie aus diesem Zustande erlösen. Man schlug der Menschheit ein Bein ab und triumphirte: seht ihr's? sie kann nicht allein gehen und stehen, drum muß man ihr einen Stelzfuß anschnallen und alle Sonntage nach dem Riemenwerk sehen, damit die Menschheit wieder sieben Tage laufen kann."

„Meyer! du willst nur immer die Hinterlassenschaft der Erbsünde bereichern," sagte Oldenburg und fuhr zu Spinoza gewendet fort: „Sage mir offen: bist du denn nicht überzeugt von der Abgelebtheit und einengenden Beschränktheit des Judenthums?"

„Das ist viel gefragt; aber ich muß dir vorerst wiederholen, daß kein Glaube uns jene wahre Seligkeit bietet, die allein aus der Erkenntniß der innern Nothwendigkeit unserer Naturgesetze entspringt. Schon längst ist es so weit gekommen, daß man fast Niemand mehr, wer er sei, ob Christ, Türke, Jude oder Heide als solchen erkennt, sondern nur nach den äußern Sitten und Gebräuchen, oder weil er diese oder jene Kirche besucht, dieser oder jener Meinung anhängt und auf die Worte irgend eines Meisters zu schwören pflegt. Das eigentlich Entscheidende und Maßgebende ist schließlich

der individuelle Charakter; darum neigen die Bekenner ein und deſſelben Glaubens, ja oft die Bekenner ein und deſſelben philoſophiſchen Syſtems zu ſo verſchiedenen Geſtaltungen ihres eigenen und des geſammten Lebens. Was nun das Judenthum betrifft, ſo erkennt dieſes ſelber einen gottſeligen Lebenswandel unabhängig von jener beſtimmten Offenbarung als Geſetz an; Noah, Abraham, Iſaak und Jakob werden als gottſelig geprieſen, obgleich ſie lange vor der Offenbarung auf Sinai lebten. Moſes, vermöge ſeiner erhabenen göttlichen Eigenſchaften gab dem Volke das Geſetz als Recht, als Staatsverfaſſung. Dieſe iſt zertrümmert; das Urrecht, aus eigener Erkenntniß ſich die göttlichen Geſetze zu begründen, tritt alſo auch im Judenthume mit allgemeiner Geltendmachung ein."

„Mir waren die Juden ſtets ein merkwürdiges Phänomen der Geſchichte," ſagte Meyer. „Die Juden müſſen ſo lange beſtehen als es eine poſitive Religion giebt. Dieſe wunderbare Zähigkeit, mit der ſie die fürchterlichſten Schläge des Geſchicks überdauert haben, muß den Beweis in ſich tragen, daß ihre Miſſion noch nicht erfüllt iſt, und daß ſie im Verlaufe der Geſchichte noch einmal einen mächtigen Hebel bilden können."

„Dir gefallen ſolche Abnormitäten —," ſagte Oldenburg und Spinoza erwiderte:

„Es giebt keine Abnormitäten, Alles hat ſeinen beſtimmten Grund, aus dem es nothwendig und folgerecht in ſolcher Ordnung hervorgehen muß. Wenn nicht die Einrichtungen ihrer Religion ſie ihrer Männlichkeit beraubten, ſo würde ich unbedingt annehmen, daß die

Juden, wie das bei dem Wechsel der menschlichen Dinge wohl möglich ist, einst, wenn sich die Gelegenheit giebt, ihr Reich wieder errichten und Gott sie von Neuem erwählen könnte. Wir haben hievon ein Beispiel an den Chinesen, die ihr Reich wieder erlangt haben. Aber die Mission der Juden ist wohl erfüllt, es ist bei ihrer Erhaltung durchaus nichts Wunderbares; nur der Haß der Nationen hat sie erhalten, und sie selber haben sich dann durch ihre Gebräuche von allen Völkern abgesondert. Diese Gebräuche können fallen wie alle übrigen Ceremonialgesetze, die nur locale Geltung hatten, und der Haß der Nationen kann sich in Liebe verwandeln."

„Ich wäre stolz darauf ein Jude zu sein," sagte Meyer, „man ist in entschiedener Opposition gegen allen Schlendrian geboren, und stellt den Riß, der durch das Herz der jetzigen Menschheit geht, in sich unmittelbar dar. Der von seiner eigenen ohnedieß zerrissenen Tradition freigewordene Jude ist der eigentliche unbefangene Fremdling in der Welt, ausgerüstet mit allen Waffen des männlichen Geistes und doch wie mit unbestochenem Kinderauge die ganze historisch gegebene Welt prüfen und umstellen, das ist ein Vorzug und eine Freiheit, die kein Anderer sich so leicht erringen kann. Wir Anderen haben alle zu viel Theil an der Weltherrschaft und zu viel Schonung und Gewöhnung dafür. Und schon in der großen Weltgeschichte zeigt sich's, daß die Erneuerung der ganzen Welt nicht von den herrschenden Völkern ausging; kein Grieche, kein Römer brachte die neue, die ganze Welt umgestaltende Lehre, sie ging aus dem verschmähten, unterdrückten und von der

eigentlichen Weltbewegung ausgeschlossenen Volke hervor. Im Alterthum lebte der Mensch in vollkommener Einheit: die Religion war Staatsverfassung und die Staatsverfassung Religion. So war es in Rom und Athen, in Aegypten und China, und am vollkommensten in Palästina. Mit der Zerstörung des jüdischen Staates und mit dem Auftreten des Christenthums gab es erst eine Religion als solche, denn jetzt erst wurde sie losgeschält vom Staate. Zweierlei Mächte waren es fortan, die den Menschen in Beschlag nahmen und ihm seine Einheit raubten: Staat und Kirche. Das Christenthum hat im Papismus bis jetzt gerungen, beide wieder zu vereinigen; die Macht des Papismus ist gebrochen, die alte Zweiheit ist wieder da, und das Christenthum giebt keine Staatsverfassung."

„Ich glaube, wir haben die Rollen gewechselt," erwiderte Spinoza, „das Christenthum hat sich nicht an Nationen und Staaten, sondern an die Menschheit, an den allgemeinen Menschen gewendet, um ihn innerlich frei zu machen; nie wollte es äußeres Gesetz sein. Vermöge der Erkenntniß unserer inneren Gesetze können und müssen wir Staat und Kirche einrichten, in beiden aber dem Forschergeiste, der Alles in Frage stellen darf, freien Spielraum lassen, sonst legen wir wieder durch äußere Gesetze unsere innere Freiheit in Banden. Die zeitlichen religiösen und politischen Beigaben der Christuslehre sind eben nur zeitliche. Wenn Christus sagt: „Schlägt man dich auf den rechten Backen, so reiche auch den andern dar," (eine Verhaltungsregel, die auch Jeremias in seinen Klagliedern giebt) so kann das nur

zu einer Zeit der Unterdrückung und Rechtlosigkeit gelten; sonst aber ist es pflicht- und vernunftgemäßer, Dem, der dir einen Schlag giebt, zwei dagegen zu geben, oder ihn, wo das Recht herrscht, vor Gericht zu belangen, damit die Lasterhaften nicht gewonnen Spiel haben mit ihrer Lasterhaftigkeit."

„Mit allen diesen Ansichten," sagte Oldenburg, „würde ich nicht lange anstehen, mich zur christlichen Religion zu bekennen; du brauchst es nicht aus Ueberzeugung für das Positive derselben zu thun; ich schlösse mich an deiner Stelle dadurch nur der größeren und bildungsreicheren Menge an, die auch den bedeutendsten Einfluß auf die Geschichte der Zeit zu üben vermag. Es ist nicht Eitelkeit, wenn man einen unschönen Auswuchs im Gesichte ausschneiden läßt; man unterwirft sich dadurch nur der Pflicht gegen sich und Andere, alles Störende abzuthun."

„Und ich," sagte Meyer, „ich würde dich von diesem Tage an nicht mehr so schätzen und achten können, du wärest dir selber abtrünnig geworden. Aber wie ich höre, minnest du ja die heilige Olympia. Nun das ist doch ein universelles Mädchen! Zuerst hat sie einen Katholiken, dann einen Reformirten zum Geliebten gehabt; jetzt hat sie einen Juden und, wie ich glaube, in dem Kerkering einen Lutheraner als Kebsgeliebten daneben, ist sie mit euch Beiden fertig, verschreibe ich ihr einen Türken."

„Spotten und Witzeln ist Deine Erbsünde," entgegnete Spinoza streng, „aber ich verlange, daß du mit Ehrerbietung von Olympia sprichst."

„Ach, die hochgelahrte Olympia!“ scherzte Meyer, „sie kann amo im Präteritum vollkommen conjugiren; doch, ich muß ja ernsthaft sein. Zuerst war ein Maler, der ein paar Monate hier in diesem Zimmer gewohnt hat, von ihr bezaubert. Es war ein blutjunger Mensch, mit ausgezeichnetem Talente und übersprudelnder Gemüthsfülle; ich kam damals selber häufig in das Haus des van den Ende, und gestehe, daß ich nicht wenig dazu beitrug, daß van der Spyck das Verhältniß löste. Hätte ich aber vorher gewußt, was daraus erfolgt, ich hätte meine Hand nicht dazu geboten; denn van der Spyck ergab sich von da an dem Trunk, sank von Stufe zu Stufe immer niederer, bis er es endlich hier nicht mehr aushielt und nun unstet und flüchtig in der Welt umherirrt. Sowohl van der Spyck als Olympia wendeten ihren Groll gegen mich; ich kam seitdem nicht mehr in das Haus meines Collegen. Der zweite Geliebte Olympia's war ihr Musiklehrer; der schwamm ewig in lauter Musik, er war nie zu sehen ohne ein Musikheft unter dem Arm, und wo er ging und stand, bewegten sich seine Finger wie zum Orgelspiel. Ich glaube, daß er mit einem Notenblatt unter dem Arm auf die Welt gekommen ist, und daß er schon seinen ersten Schrei aus d dur that; ach! der schwärmte mit Olympia im Reich der Töne. Den wies nun der Brummbaß des Vaters aus dem Paradiese. Denke dir aber die fürchterliche Prosa: der Mensch hätte doch wenigstens mit einem Pistolenschuß sich das Finale machen sollen, aber grausam! nicht volle acht Tage darauf hat der Musikschlüssel schon ein anderes Schloß

aufgemacht, er ist verlobt mit der Tochter des Aufsehers bei dem Huys te Sinneluſt;[1] er erhält das Amt seines Schwiegervaters und lebt nun mit seiner musikaliſchen Ehehälfte ein bürgerliches Andante. Ich will nur ſehen, wie es mit euch ſchließen wird."

Spinoza ging nachdenklich und ärgerlich im Zimmer auf und ab; es war ihm faſt wieder ſo wie damals, als Chisdai das lichte Bild Olympias mit ſeinem Zelotismus begeiferte.

„Ich begreife dich nicht," ſagte Oldenburg, „du täuſcheſt dich gewiß, wenn du glaubſt, du liebſt ſie; dieſe Gemüthsruhe, dieſes Verſenken in Gedanken, die zur Liebe in keinem Bezuge ſtehen, wäre nicht möglich, wenn das wahre Liebesfeuer dir durch die Adern flöſſe."

„Kennſt du denn alle Beſonderheiten der Liebe in den verſchiedenen Individuen, um das ſo beſtimmt und unbedingt auszuſprechen?" fragte Spinoza.

„Ich kenne die Liebe, und war ich auch ſtürmiſcher als mancher Andere, ſo kenne ich doch ihren ewigen Urquell, der bei Allen derſelbe ſein muß. Meine Bekanntſchaft mit Olympia datirt von meiner Liebe her; Maria war die Freundin Olympia's. Inniger als ich hat wohl nie ein Menſch geliebt; mit Mitleid und Hohn ſah ich auf die Alltagsmenſchen herab, die den Tag über an ganz andere Dinge denken und ein beliebiges Geſchäft treiben, Phyſik ſtudiren, Staatsacte ausfertigen, Handelsbriefe ſchreiben können, und dann, wenn das Tagewerk vollendet iſt, oder ein Sonntag im

[1] Eine Art Concertſaal mit verſchiedenen ſeltenen muſikaliſchen Inſtrumenten.

Kalender ſteht, mit dem Liebchen einen Spazirgang machen. Die trefflich eingeſchulten Herzen, wie eng und kalt erſchienen ſie mir, der ich keinen andern Gedanken kannte, kein anderes Gefühl wollte, als die Liebe allein. Ich hatte eine neue Seele gewonnen mit einer unzerſtörbaren Einheit, denn der eine und ewige Gedanke war nur ſie, und ſie allein. Wenn ich den ſüßen Athem Maria's einſog, oder wenn ich in der fernen Heimath einſam wanderte, immer war ihre Seele bei mir; überall dachte ich, bald iſt ſie hier mit dir, du nennſt ſie dein — ich ſchauderte oft vor der unendlichen Ueberſchwänglichkeit dieſes Glücks, es war zu groß, ich hätte es nicht ertragen können. — Ich wurde ſchmählich um die Geliebte und um den beſten Theil meiner Gefühle betrogen. Eine andere Liebe? ich mag und darf ſie nicht wünſchen; war mir's verſagt, in jenem erſten Feuer der Liebe meine Seele aufgehen zu laſſen, ſo verachte ich jene bürgerlich wohlerzogene Liebe, ich bin froh, daß ich zu alt bin, um noch einmal einer Verſuchung ausgeſetzt zu ſein; ich habe einen Wirkungskreis gefunden und Beruhigung in ihm."

„Die Ehe iſt ein heiliges und ewiges Naturgeſetz," erwiderte Spinoza, „ſie iſt des Menſchen ſchönſte Zierde, wenn ſie aus reiner vernünftig bewußter Neigung geſchloſſen wird."

„Ich will die Ehe nicht angreifen," entgegnete Oldenburg, „aber das iſt ein Fluch, der auf der Menſchheit laſtet, je weiter ſie voranſchreitet, daß es immer unmöglicher wird, gerade dann ihres Genuſſes theilhaftig zu werden, wenn die Natur es erheiſcht. Was

ſollen Kunſt und Wiſſenſchaft und Induſtrie? Mögen ſie alle zu Grunde gehen, wenn nicht der Menſch —"

„Der kann," unterbrach ihn Spinoza, „naturgemäß leben, wenn er früh gelernt hat ſeiner Leidenſchaften Herr zu ſein, und den ewigen Vernunftgeſetzen gemäß zu handeln. Freilich, dazu iſt nöthig, daß dieſe nicht als äußere uns aufgedrungene erſcheinen, denn ſonſt wird die äußere Macht der Leidenſchaften ſie oft im Kampfe beſiegen; haben wir aber, vermöge unſerer inneren Vernunftgeſetze, die Nichtigkeit aller Macht und alles Genuſſes der Leidenſchaft erkannt, ſo führen wir ein Leben, wie es unſere wahre Natur erheiſcht."

„Es iſt nicht Allen gegeben," entgegnete Oldenburg, „gleich dir der Welt den Rücken zu kehren, oder vielmehr in dem Himmel des eigenen Selbſtbewußtſeins ſich über ihr zu wiegen; es giebt ſtürmiſche, drangvolle Geiſter, die nur ein glücklicher Leichtſinn in dieſer Welt voll nichtiger Wichtigkeiten, voll nothwendiger Willkür lebensfroh erhalten, und vor Wahnſinn und Verzweiflung wahren kann."

Mit mildem Tone lenkte Spinoza das Geſpräch wieder zurück, indem er ſagte: „Ich kehre der Welt den Rücken nicht, wie du glaubſt; ich genieße ſie in meiner Weiſe vollauf." —

„Und betrügſt dich, wenn du glaubſt, ſie mit Olympia noch mehr zu genießen."

„Oldenburg, du haſt zu hoch geſpannte Anſichten von der Ehe," bemerkte Meyer; „glaube mir, ich habe jetzt die zweite Frau, und lebe ſtets zufrieden; man wird in der Ehe weder ſo glücklich als die Schwärmerei

hofft, noch so unglücklich als sie fürchtet. Meine jetzige Frau kannte ich vor der Hochzeit nur wenig, wir lernten uns nach und nach kennen und aneinander gewöhnen. Was man von Seelenharmonie träumt, ist gar nichts Wesentliches, meine Frau z. B. ist ächt frommgläubig, und doch leben wir einig, ja es wäre mir sogar nicht lieb, wenn sie nicht so wäre; dieser stille Glaube giebt den Frauen einen besondern Reiz. Ich habe zwei gesunde muntere Jungen, habe ein geordnetes Hauswesen, und darf sagen: ich lebe glücklich."

„Du weißt, ich achte und verehre Olympia von Herzen," sagte Oldenburg, „aber eine Verbindung mit ihr muß ich dir widerrathen. Ich mische mich nur mit Widerstreben in diese Angelegenheit und würde es auch noch jetzt unterlassen, wenn ich nicht deine beneidenswerthe Kraft kennte, trotz alles Widerstreites dir Jegliches rein und heilig zu erhalten. Hier aber laß dich bekehren. Es ist die erste Liebe nicht, mit der Olympia dir zugethan ist; der frische Himmelsthau ist weg, diese Lippen haben schon einen Andern geküßt, dieses Herz hat schon für einen Andern geschlagen, und — du darfst mir's nicht verargen, daß ich es sage — es ist die wahre Liebe nicht, die du gegen sie hegst, sonst könntest du unmöglich in diesem ruhigen Gleichmuth dich bewegen."

„Ich muß dir abermals wiederholen," entgegnete Spinoza, „daß es nichts wahrhaft Wünschenswerthes giebt, das vernünftige Ueberlegung nicht eben so tief und noch weit dauernder erfassen könnte, als Schwärmerei und ungestüme Leidenschaft."

„Mir fällt etwas Anderes ein," sagte Meyer, „wäre es, positiv-rechtlich gefaßt, nicht gestattet, daß Juden und Christen einander heirathen?"

„Kein Rabbine auf Erden könnte ein positives Hinderniß dagegen aufbringen. Die Christen sind, vom jüdischen Standpunkte aus betrachtet, nur eine jüdische Sekte; daß ihre Zahl im Verlauf der Geschichte die größere wurde, verändert an dem Sachverhalt nichts. Wir haben unter den Juden Sekten, ja sogar unter den Thalmudisten Einzelne, die den Glauben an einen Messias als unwesentlich nicht zu den Grundgesetzen der Religion rechnen. Es kann also eine gegenseitige Verschwägerung zwischen Juden und Christen nicht verboten werden."

„So lange diese Wechselheirathen nicht stattfinden werden," begann Meyer wieder, „wird das Gehässige, das sich an den Namen „Jude" knüpft, nicht unter allen Verhältnissen ausgerottet werden können. Nun wäre ich fast doch für diese Verbindung, es wäre großartig, wenn du auch hierin der jüdische Erlöser werden könntest. Aber nein, du mußt nicht nur Jude, du mußt auch Junggeselle bleiben. Nur so vollführst du deine Mission. Wer sich an das Familienleben und die Gesellschaft anschließt, dessen gradliniges, streng folgerichtiges Leben und Denken wird durchschnitten und unterbrochen. Ablenken, Umbiegen ist nothwendig gegeben, und ich merke es schon an meinem Berufe, was es heißt, von den tausend einzelnen Erscheinungen des Lebens den Blick immer bald da, bald dorthin ablenken zu lassen. Die stetige, ununterbrochene Strömung zwischen

der denkenden Seele und einem Gedanken, den sie sich vorgesetzt, wird so vielfach durchkreuzt und unterbrochen; die Brutwärme verflüchtigt sich, erkaltet, und muß immer auf's Neue wieder erregt werden. Darum freue dich, daß du Jude von Geburt bist und ein Junggeselle durch Geschick und freien Willen bleiben sollst."

Zum Erstenmal war Spinoza froh, als die beiden Freunde sich entfernten. Von allen Neigungen des Menschen scheint die Frauenliebe allein dem Glauben ähnlich: ihr letzter Grund beruht allein in der Persönlichkeit, deren gerechtes Anschauen, keinem Andern erkenntlich, es zum Frevel macht, sie anzutasten. Warum mußte Spinoza von einer Liebe erfüllt sein, die mit solchem Widerstreit gegen die Welt verknüpft war und daher Jedem und besonders den Freunden ein Recht gab, sie zu durchforschen? Einer minder streng und unnachsichtlich nach innerer Wahrhaftigkeit strebenden Natur hätte solcher Eingriff den sanften Schmelz stiller Empfindung verwischt und ihn bitter gegen die Freunde oder selbstzweiflerisch in sich gemacht. Spinoza lernte auch hierin aus der klaren Erkenntniß sich jene Weihe erringen, die man sonst nur der unvermittelten Empfindung zuzuschreiben gewohnt ist.

21. Mikrokosmus.

Ein Herz, das sich gewöhnt, alle stürmischen Wallungen niederzuhalten, gleichmäßige Bewegung und eine Mittelstimmung zu gewinnen, die ebenso fern ist von stumpfer Unbewußtheit, wie von den schneidenden Gegensätzen in Jubel und Trauer, ein solches Leben geräth nicht auf schwindelnde Höhen oder in dunkle Abgründe, die den theilnehmenden Beschauer bald mit bangem Entsetzen über drohenden Untergang, bald mit stiller Befriedigung über gewordene Rettung erfüllt.

Unser Held hat sich nicht verloren in der Liebe zu einem Mädchen, und doch ist sein bestes Leben dabei gefährdet. Er hat schließlich mit Niemand zu kämpfen, als mit sich selbst, mit angeborenen und anerzogenen Beziehungen. Solcher geräuschlose Kampf erheischt aber noch weit mehr das Aufbieten der innersten Kraft, es fehlt der faßbare Gegensatz, der die Tapferkeit steigert.

Es wird kein sichtbares Reich verändert mit Erhebung und Fall unseres Helden, aber ein Geistesreich mit weitgebietender Macht steht in Frage. In der stillen schmucklosen Dachstube der Kalverstraat zu Amsterdam sollte sich's entscheiden.

Arbeit und stilles Sinnen ist es allein, was wir belauschen müssen. Am frühen Morgen treffen wir unsern Philosophen wach an der Werkbank. Er hat

heute schon wieder, wie Frau Gertrui sagt, „dem Tag in die Augen gegriffen;“ er lächelt still zu dieser Bemerkung, vielleicht deutet er sie anders. Ruht das Rad und der Stift, dann ist's todtenstill im Raume, die Welt ist abgeschieden.

Was spannt sein Antlitz nur heute und warum starrt er so oft nach der Fensterecke?

Er wohnt doch nicht so einsam als wir vermutheten, am unbemerkten Ort hat er eine Stubengenossin in selbstgebauter Zelle, für deren täglich Brod er ebenfalls zu sorgen hat; seht, da hat er eine Fliege erhascht, nun holt er sein Mikroskop, geht nach dem Fenster und wirft das erbeutete Thier in das Spinngewebe. Wir wollen auch durch das Mikroskop schauen, vielleicht gelingt es, den Betrachtungen des Philosophen nachzugehen: „Sieh, wie die einsam lebende Spinne aus ihrem Versteck hervorspringt. Trotz ihrer acht Augen muß ihr Gesichtssinn kümmerlich sein, denn sie weicht nicht aus, wenn man ihr einen Gegenstand nähert; sie muß aber eine feine Empfindung haben, denn sie spürt die leiseste Berührung ihres Netzes. Oder hätte sie vielleicht gar noch einen lebendigen Zusammenhang mit dem aus ihr Abgelösten? Sieh, wie sie sich behende auf die zappelnde Beute wirft, sie mit ihren langen haarigten Beinen umklammert, sie herzt und mit ihrem mächtigen Rüssel abküßt. So recht, wehr' dich, das ist brav, aber das Netz, das Netz, husch, durch ist sie; jetzt schlägt sie die Hinterfüße auf dem Rücken übereinander und rüstet sich zur Flucht. Vergebens! der linke Flügel ist zerrissen, sie kann nicht fort und da verfolgt sie schon die Heiß-

hungrige; jetzt packt sie sie auf und schleppt sie zurück in ihre Behausung. Nun ist's aus, sie knickt ihr die Füße ab und umspinnt sie mit ihrem feinen Gewebe, da hat sie den Kopf vom Rumpfe getrennt und saugt nun durstig die Eingeweide aus. Welche behagliche Ruhe im Genusse! wie sie sich labt, bald eine Pause macht, und dann wieder frisch drauf los nagt; ob sie wohl weiß, daß es eigentlich eine höhere vorsorgende Macht war, die ihr die gebratene Taube in den Mund fliegen ließ? Gewiß, die Spinne denkt jetzt, das ganze Fliegengeschlecht sei ihretwegen erschaffen, und Alles sei nur insofern gut, als es von der Fliegennatur an sich hat und den Bauch der Spinnen füllen kann. Jetzt sieht sie auf mich, ob sie mich wohl anbetet, oder ob der Wind und der Scheuerbesen ihre Götzen sind, weil sie erfahren hat, daß sie ihr Gehäuse zertrümmern können? So, jetzt ist sie fertig, da liegt nur noch das leere Skelett, und nun kriecht sie tiefer in ihr Versteck zurück, ihre Arbeit ist zu Ende, denn sie hat sich gesättigt." Der Philosoph legte das Mikroskop weg, griff nach der vor ihm liegenden Bibel, schlug das 30. Kapitel der Sprüche Salomonis auf und las: „Zweierlei verlange ich von dir, die wolleſt du mir nicht weigern ehe denn ich sterbe: Trug und Lüge laß ferne von mir sein; Armuth und Reichthum gieb mir nicht, gieb mir nur das nöthige Brod." „Vier sind klein auf Erden und sind doch gar klug. Die Ameisen, ein Volk ohne Stärke, bereiten sich im Sommer ihre Speise. Die Kaninchen, ein Volk ohne Macht, setzen in Felsen ihr Haus. König hat der Heuschreck nicht, und allesammt ziehen sie in

Haufen aus. Die Spinne webt mit ihren Händen und wohnt in den Palläſten der Könige."

Die Bibel erklärt in ihrer Weiſe die Natur und ihre Triebe, die Menſchengeſchichte und ihre Vertilgungskriege. Ueberall ein endlos ſich aneinanderreihender Vernichtungskampf, die Gewalt herrſcht in der Natur, ſie bethätigt ſich unſchuldig und im Reiche der Natur iſt Macht und Recht eins, und die Menſchen haben Geſetze feſtgeſtellt zur Wahrung gegen einander und das Geſetz hat ſeine Kraft wiederum nur in der ihm botmäßigen Gewalt, des Menſchen Gotteskraft aber iſt, ſelber ſich Geſetz zu ſein, im Bewußtſein ſeine Natur zu faſſen, die ihm den Frieden mit ſich und der Welt gebietet. Im Namen der gegebenen Geſetze, göttlicher und bürgerlicher, verdammen und morden wiederum Tauſende einander, und was ſie verbinden ſollte, ſcheidet ſie. Wird es möglich ſein, die Macht des innern Geſetzes zur Tugend und Liebe feſtzuſtellen? . . .

Freuen wir uns, daß wir gerade heute ſo glücklich waren, Spinoza ungeſtört zu treffen, denn geſtern hatte er einen gar ſchweren Kampf zu beſtehen. Frau Gertrui kam mit einem Kehrbeſen zur Thür herein, als er eben über den Kampf einer fetten Schmeißfliege mit der Spinne hellauf lachte.

„Haben die Juden auch den Glauben, daß die Spinnen Glück bringen?" fragte ſie. „Ihr ſeid doch ſonſt ſo ſäuberlich, und darin das gerade Gegenſtück von dem ſeligen Herrn Magiſter, daß ich meine wahre Freude daran hab'. Ich will die Spinnen ja nicht umbringen, Gott bewahre, nur vertreiben will ich ſie.

Ich muß mich ja ſchämen vor den vornehmen Herren, die zu Euch kommen; was werden die denken? das muß eine ſchöne Hauswirthin ſein, die ſcheuert ja nicht einmal die Spinngewebe weg.“

Es giebt für eine ſchmucke Holländerin, in ihrem Bedacht auf blanke Sauberkeit des Hauſes, nicht leicht Etwas, das ſie feindlicher verfolgte, als eine Spinne. Nur ſehr widerwillig ließ Frau Gertrui ihrem Scheuereifer Grenzen ſetzen. Es half nichts, daß der Philoſoph erklärte, wie die Spinnen für ſich ſehr auf Reinlichkeit halten, und ſie war ſelbſt da noch nicht beruhigt, als Spinoza ihr verſicherte, er wolle allen ſeinen Beſuchern erklären, daß er der Erhalter der Spinngewebe ſei; ſie blieb dabei, er ſei kein echter Holländer, weil er in einem Zimmer wohnen könne, in dem ein Spinngewebe ſei. —

Sehen wir indeß, wie er den heutigen Tag beſchließt. Bis es Nacht iſt, arbeitet er, und dann bannt er ſeine ausgearbeiteten Gedanken auf das Papier. Kopf und Hände hat er heute ſehr angeſtrengt, er fühlt das Bedürfniß der Anſprache, er nimmt die Lampe in die Hand und geht hinab zu ſeinen Hausleuten. Wie er in die Stube tritt, ſitzen Klaas und Gertrui mit gefalteten Händen hinter dem Tiſche, ihr Enkel Albert Burgh lieſt aus der Hauspoſtille den Abendſegen vor. Spinoza ſetzte ſich in eine Ecke bis das Gebet zu Ende war, dann rückte er auch an den Tiſch und ſprach mit ſeinen Hausleuten über dies und das. Klaas klagte, daß die neuen Moden Alles verderben, die Knopfmacher verlören auch nach und nach das Brod, weil man immer

weniger und immer kleinere Knöpfe trage. Spinoza hatte für Alles einen Troſt, und die Leute fühlten ſich gar behaglich bei ſeinen Reden.

„Sagt mir doch einmal,“ fragte Klaas, „wie kommt's, Ihr ſeid doch noch nicht ſo bei Jahren und ſeid auch noch wenig in der Welt herumgekommen, wie kommt's, daß Ihr ſo bald und ſo gut wißt, wie's dem gemeinen Mann um's Herz iſt? Ich bin gleich in den erſten acht Tagen mit Euch geweſen, als ob wir ſchon einen Scheffel Salz mit einander gegeſſen hätten.“

Spinoza erklärte, daß das menſchliche Herz unter allen Verhältniſſen daſſelbe ſei, und daß, wer nur ſich ſelber wahrhaft kenne, auch die Regungen des Herzens in Andern und unter andern Verhältniſſen richtig auffaſſen und beurtheilen könne.

„Wenn Ihr ſo redet,“ ſagte dann Frau Gertrui, „iſt mir's ſo ſonntäglich zu Muthe, wie wenn ich eine Predigt hörte; gerade ſo wie Ihr hat der ſelige Domine Plancius in der oude Kerke gepredigt. Nicht wahr Klaas, ich hab's ſchon oft geſagt: unſer lieber Herr von Spinoza hat ſo ein chriſtliches Gemüth, der hat auch gar nichts von einem Juden an ſich. er iſt gar nicht wie die anderen Juden und er iſt auch kein Jud?“

„Geert, wenn dein Maul in Gang kommt, da raſpelt's fort, kommt's geſcheit oder dumm,“ ſagte Klaas, „Ihr dürft's ihr nicht übel nehmen, es iſt nicht bös gemeint.“

„Ihr wißt ſchon, wie ich's mein', ich ſag nur, Ihr ſeid nicht wie die Juden ſind, ſo — ſo — nun, Ihr wißt ſchon, wie ich's mein'.“

„Ja wohl, und ich bin auch nicht im Entfernteſten bös.“

„Jeder bleibt bei ſeinem Glauben,“ ſagte Klaas, „und wer rechtſchaffen und brav iſt, kann in jedem Glauben ſelig werden; alle Menſchen ſind Gottes Kinder.“

„Aber du biſt des Teufels Kind,“ ſagte der kleine Albert, der bis jetzt ruhig zugehört hatte, zu Spinoza, „du haſt ja unſern Heiland gekreuzigt und kommſt in die Höll'.“

Klaas langte über den Tiſch herüber und wollte dem Knaben eine Ohrfeige geben, Frau Gertrui und Spinoza hielten ihn davon ab.

„Dummes Kind,“ ſagte die Erſtere, „das hat dieſer Herr nicht gethan, das haben Andere gethan, die ihren Lohn ſchon lang erhalten haben.“

Spinoza nahm den Jungen, der ſich Anfangs ſehr dagegen ſträubte, auf den Schooß, und erklärte ihm: daß das kein Verbrechen ſei, ein Jude zu ſein, da ja Chriſtus ſelber und die Apoſtel Juden geweſen wären; allerdings hätten die Juden nicht recht daran gethan Chriſtum an's Kreuz zu ſchlagen, es ſei ihnen auch übel genug ergangen, und man müſſe nicht ewig für frühere Fehler büßen.

„Mit Verlaub,“ ſagte Klaas, „Ihr habt nicht ganz die richtige Anſicht; unſer Heiland mußte den Kreuzestod ſterben, weil es ihm ſo vorherbeſtimmt war von Gott dem Vater, und er nur ſo der Erlöſer für uns werden konnte.“

„Selbſt nach dieſer calviniſtiſchen Anſicht,“ entgegnete Spinoza, „wären die Juden doppelt unſchuldig.

Du mußt nie glauben, lieber Albert, daß Gott einen Menschen auf ewig verdammt —"

Auch über diese letzte Aeußerung hatte er noch eine Controverse mit Klaas zu bestehen, und besonders über die Bibelstelle: „Des Menschen Sohn geht zwar dahin, wie von ihm geschrieben stehet; doch wehe dem Menschen, durch welchen des Menschen Sohn verrathen wird. Es wäre ihm besser, daß derselbige Mensch nie geboren wäre." (Math. 26, 24.) Der Streit glich sich aber wiederum gütlich aus.

„Warum hast du denn keinen großen Bart?" fragte Albert, Spinoza furchtsam das Kinn streichelnd, „in deiner Heimath haben ja alle Männer lange Bärte."

„In meiner Heimath? woher glaubst du denn, daß ich gebürtig bin?"

„Aus Jerusalem, oder bist du vielleicht gar aus Nazareth? O erzähle mir doch auch Etwas davon, ach! da muß schön sein."

„Ich bin nicht aus Kanaan, lieber Junge, ich bin hier in Amsterdam geboren wie du."

„Du lügst, du bist ja ein Jud; nicht wahr Großvater, die Juden kommen alle aus Kanaan?"

„Schon lange nicht mehr; sie sind seit undenklichen Zeiten bei uns, und wenn der Heiland wieder erscheint und das tausendjährige Reich gründet, führt er sie Alle wieder nach Palästina."

„Dann möcht' ich auch ein Jud' sein, ich möcht' auch mit."

„Sei du froh, lieber Junge, daß du Keiner bist," sagte Spinoza; „das tausendjährige Reich läßt schon lange auf sich warten."

„Wie hat dein Vater geheißen?“

„Binjamin.“

„Aber doch nicht Jakobs jüngſter Sohn? Das war ein ſchöner Mann der Jakob, ich würde mich ſchämen ihn zum Urahn zu haben; der hat ja ſeinen Bruder Eſau und ſeinen Schwiegervater Laban betrogen, und ſeine Nachkommen haben den Aegyptern ihr Gold und Silber geſtohlen.“

„Seid doch ſo gut und gebt dem Jungen, auf meine Gefahr, ein paar tüchtige Maulſchellen,“ ſagte Klaas.

„Mit nichten,“ entgegnete Spinoza, „das iſt ein kleiner Bibelheld; aber vergiß nicht, mein Kind, weder von dem ägyptiſchen Golde noch von der Kreuzigung Chriſti haben die Juden mehr Etwas; du mußt immer bedenken, daß die Apoſtel auch Juden waren —“

„Geert, mach' daß der Junge jetzt in's Bett kommt, ſonſt wird man heute nicht fertig mit ihm.“ Das war einmal eine höchſt vernünftige Rede von Klaas Ufmſand.

Spinoza erhielt nur mit knapper Noth eine Hand von dem kleinen Albert, küſſen durfte er ihn aber um Alles in der Welt nicht. Spinoza pflog noch lange ein trauliches Geſpräch mit Meiſter Klaas, bis dieſer immer häufiger und unverhohlener gähnte, und man endlich von einander ſchied. —

„Du kommſt heute gerade zu einer Capital-Execution,“ ſagte Spinoza eines Mittags zu dem eintretenden Oldenburg, „ſiehſt du, da in dem Schächtelchen hab' ich die Folioausgabe einer Kreuzſpinne ſchon ſeit

mehreren Tagen ausgehungert, und dort hab' ich eine andere mit leerem Magen; ich habe auch diplomatisches Talent, ich will einen Vertilgungskrieg zwischen ihnen anfachen."

Er füllte eine Schüssel halb mit Wasser, schraubte einen flachen Teller von der Werkbank, stellte ihn in die Schüssel und setzte die beiden Spinnen auf die bleierne Insel. Ein jeder der Zuschauer bewaffnete sich mit einem Mikroskop.

„Siehst du," sagte Spinoza, „wenn es einen von der Welt unabhängigen, über ihr schwebenden oder äußerlichen Weltgeist gäbe, ebenso wie wir hier müßte er den Kämpfen auf der Erde zuschauen."

„Wir müssen den beiden Parteien Namen geben," sagte Oldenburg, „die Kreuzspinne heiße Alexander und die andere Darius; sieh', Alexander sendet seine Vorposten weithin aus; Darius flieht, aber es geht nicht, das Meer schließt ihn ein. Jetzt ruhen sie Beide, aber Alexander erhebt sich, er dringt vor; sieh, wie er seine Arme um den Gegner schlingt, aber er wehrt sich wacker; jetzt heben sie einander empor, wie sie sich fassen und drücken, wie sie die Rüssel an einander hacken; wenn ich nur die Augen recht sehen könnte; brav! Alexander liegt unten, aber seine langen Arme stoßen gewaltig gegen die schuppige Brust des Gegners, nun hat er sich aufgerafft, sieh, wie er den Feind mit frischem Muthe würgt; das Unterliegen war wohl nur scythische Kriegslist, nun gilt's; o weh! es ist aus, sie lassen ja einander gehen."

„Sei ruhig," sagte Spinoza, „das ist nur ein

Friedensschluß, und wär' er auch bei allen Göttern beschworen, sie brechen ihn wie die Menschen, sobald sie wieder Kraft zu neuem Kampfe gesammelt haben. Hab' ich nun nicht recht, wenn ich behauptete, Alles käme nur auf den Standpunkt und auf die Unterstützung der Pupille an? Wenn die Büffelheerde sich den grimmen Tiger so lange auf den Hörnern gegenseitig zuschleudert, bis er zermalmt vor ihr liegt, so ist es nichts größeres als dieser Kampf hier; nichts ist an sich groß und nichts an sich klein, nur weil es uns so erscheint, wollen wir's dazu machen. Wären die Menschen nicht von einer höhern Vernunft gezügelt, und ließen sie sich von ihren leiblichen Leidenschaften allein beherrschen, sie vertilgten einander ebenso wie diese Thiere hier."

„Wahrlich! diese Kämpfe sind so groß als die der Menschen; wenn im Kriege tausend Feuerschlünde brüllend den Tod aussenden, wenn der Boden dröhnt und die Schwerter blitzend drein schneiden und sich im Menschenblute berauschen, da fühlt man sich so groß in der Todesverachtung, so allmächtig im Aufgebot der Kräfte, man glaubt die Welt aus ihren Angeln heben zu können; und was ist's? ein kleiner Ameisenhaufen streitet sich zwischen Grashalmen —"

„Der ewige Friede hat schon sein menschliches Ende gefunden," unterbrach ihn Spinoza, „sieh, jetzt wetzen sie die Waffen, nun muthig drauf los!"

Die beiden Freunde sahen nun ohne ein Wort zu reden der Katastrophe des Kampfes zu; Oldenburg hatte den Parteien nicht die rechten Namen gegeben, denn

die Kreuzspinne wurde nach geringem Widerstande von der andern mit Haut und Haar aufgefressen. Darius wurde im Triumphe auf der bleiernen Insel in sein Königszelt, das er sich aus dem eigenen Leibe gesponnen, zurück getragen.

„Das gewöhnliche Leben hat doch gar manchen gäng und gäben Ausdruck von tiefer Bedeutung," sagte Oldenburg, „von Zweien, die sich mit unerbittlichem Hasse verfolgen, sagt man, sie seien sich spinnefeind."

„Dein Herr und Meister Cartesius," sagte Spinoza, „hätte von dieser Spinne auch Manches lernen können, dann hätte er wahrscheinlich auch keine unrichtigen Beweise für eine an sich wahre Sache beigebracht. Er will die Existenz Gottes auch daraus beweisen: weil wir, die wir eine Idee von ihm haben, doch wirklich existiren. Er nimmt hierzu zwei Axiome. Erstens: was das Größere und Schwierigere bewirken kann, kann auch das minder Große und minder Schwierige bewirken; zweitens: es ist größer die Substanz zu schaffen und zu erhalten, als die Attribute oder die Eigenschaften der Substanz. — Ich weiß nicht, was er damit sagen will; was nennt er denn leicht und was schwierig? Nichts kann absolut an sich, sondern nur in Betracht seiner Ursache leicht oder schwierig genannt werden. Wir brauchen kein anderes Beispiel, nimm nur diese Spinne hier; mit leichter Mühe spinnt sie ein Gewebe, das die Menschen nur mit der größten Mühe weben könnten: die Menschen dagegen können gar Vieles auf die leichteste Art machen, was vielleicht

den Engeln unmöglich ist. Was läßt sich also unbedingt leicht oder schwierig nennen? Es wäre nach dieser Weise wohl denkbar, daß der Mensch Existenz habe, ohne daß solche Gott nothwendig zugesprochen werden müßte. Die Existenz Gottes läßt sich aber, wie wir schon einmal besprochen haben, aus der innersten Nothwendigkeit und Folgerichtigkeit seiner Idee beweisen."

Spinoza hatte hierüber noch eine weitläufige Erörterung mit Oldenburg.

Wir haben indeß schon lange genug in dem Hause des Klaas Ufmsand verweilt, und warten lieber, bis wir unsern Benedictus zu Olympia begleiten können. Da geht's gleich aus einem ganz andern Tone.

22. Besonderheiten.

Kerkering hatte die Hand Olympia's erfaßt und bat Cäcilien in scherzendem Tone, bei ihm Gevatter zu stehen, wenn er katholisch werde; er ließ die Hand nicht los als Spinoza eintrat, so sehr sich auch Olympia sträubte. Der Eintretende sah ganz verwundert drein. Olympia erröthete; sie putzte indeß schnell das Licht, faßte sich während der kurzen Dunkelheit wieder ganz und hielt Spinoza eine Strafpredigt über sein langes Ausbleiben. „Es ist mir unbegreiflich," sagte sie, „wie ein Mann in Ihren Jahren sich so in seine Zelle einmauern mag. Frau Gertrui hat mir erzählt, daß Sie in den letzten zehn Tagen nicht die Treppe herabgekommen seien, und daß Sie anderthalb Pfund Oel bei Ihren nächtlichen Studien verbraucht hätten. Sie könnten ohne Entsagung Klosterbruder oder Einsiedler werden; es ist Schade, daß Sie nicht katholisch sind."

„Ich bedaure es ebenfalls; den alten Menschen ausziehen, das geht leicht, aber den altneuen anziehen, ist gar schwer."

Olympia schwieg, Kerkering sah verdutzt darein; er strengte alle seine Geisteskräfte an, und konnte doch nicht recht begreifen, was hinter den Worten stecke.

„Es ist ärgerlich," begann Olympia wieder, „daß wir Frauenzimmer ewig in den Laufbändern stecken,

und nie frei hantieren dürfen. Ich kann die Luſt gar nicht unterdrücken, einmal das Zimmer zu ſehen, das Ihnen die ganze Welt entbehrlich macht; nehmen Sie ſich in Acht, ich hab's mit der Gertrui ſchon abgekartet: nächſtens, wenn Sie einmal nicht zu Hauſe ſind, komm' ich und durchſtöbere Alles, ich muß doch das Arcanum finden, das Sie ſo in ſich abſchließt. Sie müſſen etwas Beſonderes haben; Tag für Tag Glas ſchleifen und ſtudiren, ſtudiren und Glas ſchleifen, immer allein, und nicht einmal eine Orgel oder eine Laute bei ſich, das hält kein Menſch aus. Aber ich komme ſchon hinter das Geheimniß."

„Dießmal iſt die Reihe an mir," erwiderte Spinoza, „Ihnen einen ſechsten Sinn abzuſprechen. Wenn Sie auch Alles durchſuchen, Einen Genoſſen überſehen Sie gewiß, deſſen Inneres für mich erglüht, und deſſen warmen Athem ich mit Wolluſt einſauge. Leider iſt dieſer treue Genoſſe eben auch hinfällig und zerbrechlich, wie alles Irdiſche."

„O Sie emphatiſcher gottloſer Raucher! An Ihrer Stelle würde ich mir aber doch das Rauchen abgewöhnen, es iſt ja offenbar ein nur künſtlich gemachtes, ein imaginäres Vergnügen."

„Nächſt der Muſik kann nichts unſern ermüdeten Geiſt wieder ſo erfriſchen, als ein Pfeifchen echt amerikaniſchen Krautes; wie in der Muſik die Tonwellen, ſo ſind es hier die Rauchwellen, die uns umfluthen und all' das Zerknitterte in uns wieder ausglätten. Wenn ich ſo leicht und geräuſchlos einen vollen Zug aus der Pfeife thue, das ätheriſche Getränk eine Weile im

Munde wiege, und es dann in einem leisen Strahl ausströmen lasse — das schmeichelt und kost mit Gaumen und Lippen, wie eine sanfte Melodie mit dem Ohre. Sie kennen gewiß auch den leidigen Einfluß jenes naßkalten, grau in grau sich malenden Wetters; jenes, ich möchte sagen, hornhautige Gefühl der Unbehaglichkeit, das sich dann über unser ganzes Wesen lagert, verscheuche ich am besten dadurch, daß ich mich in Tabakswolken hülle. Ich mache mich unabhängig vom Einfluß des Wetters, und wenn ich dem flüchtigen Spiele der Rauchstreifchen zusehe, gewinnt mein Geist an Expansivkraft, ich fühle mich so wonnig ruhig und abgeklärt."

„Herrlich," rief Olympia, „nun sehe ich Sie doch auch einmal enthusiasmirt."

„Ich muß es werden, um Ihnen den Werth eines Dinges begreiflich zu machen, das Sie doch nicht selber erproben können."

„Es ist Jammerschade, daß Sie meinen Oheim Bonifacius nicht gekannt haben."

„Laß doch die Todten in Ruhe," sagte Cäcilie, die am Fenster sitzend in einem Buche las, „was willst du immer von dem seligen Oheim?"

„Es schadet nichts, wenn man ihm im andern Leben ein bischen Unruhe macht, er hat in diesem Leben zu viel Ruhe gehabt und war deßhalb immer unwohl."

Cäcilie antwortete nichts, aber im weiteren Verlaufe des Gesprächs entfernte sie sich unbemerkt in das Nebenzimmer.

„War Ihr Herr Oheim auch ein Prieſter des veſtaliſchen Tabaksfeuers?“ fragte Spinoza.

„Ich erinnere mich noch ganz genau einer Predigt, die er vor fünf Jahren in der Kirche zu St. Johann gehalten hat. Er war ein feuriger Eiferer gegen den Tabak in beiderlei Form: ſie haben Naſen und riechen nicht — rief er mit dem Pſalmiſten von der Kanzel herab — ſie haben Mäuler und ſchmecken nicht.“

„Reden nicht, ſagt David,“ berichtigte Spinoza, aber Olympia fuhr ungeſtört fort:

„Sie opfern ihren Leib dem Moloch und dem Baal. Da räuchert ein Jeder vom frühen Morgen ſeine Kalbs- und Ochſen- und Schafszunge, und aus ſeinem Maulſchlot ſteigt der Dampf empor gleichwie der Duft eines Götzenopfers. Drum iſt ihre Zunge lahm, wenn ſie ein Ave Maria beten ſollen. Allſtündlich kauen ſie die Blätter von der Sündenpflanze, als ob es Himmelsmanna wäre, die da ſchmeckt wie Koriander in Honigſeim; und über eine Weile pöckeln ſie ihre Naſen mit dem verruchten Kraut, das Beelzebub geſäet hat, drum können ſie nicht mehr den lieblichen Weihrauchduft der Kirchen koſten. Wehe! Wehe über das Babel, über das Sodom und Gomorrha! Aber einſt werden ſie ihren gerechten Lohn finden, ſie ſelber werden ſein eine Beute der Flamme und werden luſtig dampfen in der Hölle, dann wird ſein Heulen und Zähneklappern; und die ihre Naſen gepöckelt, werden eingeſalzen zu dem Leviathan und den anderen Ungethieren in der Tiefe des Abgrunds. Der Herr bewahre euch vor ſolcher Strafe, Amen!“

„Brav!“ rief Spinoza, „das Pathos steht Ihnen vortrefflich; Sie sind ja eine lebendige Bibelconcordanz.“

„Danke schönstens,“ sagte Olympia schelmisch. „Sind Sie auch mit mir der Ansicht, daß die Priester deshalb so gegen das Tabaksschnupfen eifern, weil sie Ancyra fürchten?“

„Nicht ganz, denn ich glaube, daß man noch lange lange dieselben Dinge von den Kanzeln herab predigen wird, während die Domine's selber zwischen jeder ihrer salbungsvollen Phrasen eine Prise Tabak aus der goldenen Dose nehmen, die auf der Brustwehr der Kanzel neben ihnen steht. Mein Peter Blyning sagte immer, wenn er Morgens nüchtern eine Prise nahm: das sei sein geistliches Frühstück.“

„Mir fällt Etwas ein,“ sagte Olympia, „kennen Sie die horrible Schrift des weisen Königs Salomo?“

„Ich kenne die Schriften Salomo's alle, ich will doch aber nicht hoffen, daß Sie den „Prediger“ oder gar „das hohe Lied“ horribel nennen, und es wie die alten Kirchenlehrer gern aus dem Kanon streichen wollten?“

„O nein, ich meine etwas ganz Anderes; meinen Salomo lassen die Presbyterianer jetzt gewiß zur Strafe für seinen prophetischen Eifer in der Hölle rauchen und braten; der wird Gesichter schneiden! Ich bin im Augenblicke wieder bei Ihnen, meine Herren.“ Sie nahm das Licht vom Tische und ging trällernd fort.

„Ein wunderbar räthselhaftes Mädchen!“ sagte Kerkering als er im Finstern bei Spinoza saß, „sie ist so gelehrt, daß sie zehn Professoren in die Tasche steckt.

Wenn ich sie so reden höre, komme ich mir so — so — ich weiß nicht wie vor; ich schweig' dann lieber ganz still, und möcht' nur, daß sie immer fort spräche. Ich kann ihr die Stränge nicht halten, Sie sind der Mann für sie."

„Sind Sie auch der Ansicht?" entgegnete Spinoza, und hier im Dunkeln ging dem Kerkering ein Licht auf.

„Das Volk, das im Finstern wandelt, sahe ein großes Licht; wie steht mir das Pathos, Herr von Spinoza?" sagte Olympia mit einem großen Buche unter dem Arm eintretend. „Ich bitte um Entschuldigung, ich bemerkte nicht, daß Cäcilie weggegangen war, sonst hätte ich Sie nicht im Dunkeln gelassen."

„Mit Ihnen erscheint uns ein doppeltes Licht," sagte Kerkering, vielleicht wollte er hiemit auch Spinoza seinen eben erhaltenen Aufschluß andeuten. Olympia dankte, und, das Buch aufschlagend sagte sie:

„Ich bilde mir etwas darauf ein, doch noch Ihre Lehrerin sein zu können. So wissen Sie denn, daß König Jakob I. von England der weise Salomo genannt wurde; hier ist seine horrible kanonische Schrift: De peccato mortali fumandi Nicotianam. [1] Sind Sie zum Tode bereit, Herr von Spinoza?"

Sie las nun einige Stellen in dem Buche.

„Wenn das der fromme König geahnt hätte," sagte Olympia, „daß heute ein Mann Namens Oliver Cromwell über England herrschen wird, der die Bibel im Degenkorb trägt und doch den ganzen Tag die Todsünde des Cigarrenrauchens begeht! Es ist mir indeß

[1] Ueber die Todsünde des Tabakrauchens.

angenehm, daß ich doch endlich auch Ihre Liebhaberei erfahren habe."

„Die kennen Sie schon länger," erwiderte Spinoza, und Kerkering nickte, die Lippen aufeinander pressend, seinen Vermuthungen Beifall zu.

„Sie thun der Musik schwer Unrecht," sagte Olympia, „wenn Sie sie mit Ihrer Liebhaberei vergleichen. Auch Ihr Carteſius erkannte, daß uns in der Musik ein schwer zu ergründendes Räthſelreich gegeben iſt; ſein Buch compendium musices zog mich ſehr an. Aber die Schöpfung der Muſik und ihre Wirkung läßt ſich nicht mit Zahlen einfangen und belegen. Und doch hat die Muſik wieder Aehnlichkeit mit der Mathematik. Daß der Menſch die Zahl ſchuf, die in der Welt nicht da iſt und die er nur bildete, und daß er die Muſik ſchuf, zu der in der gegebenen Welt kein Anhalt da war —"

„Die Töne, die wir hören?"

„Die liegen weit ab. Daß der Menſch ein ganzes Reich unermeßlicher Empfindungen in Tönen ſchuf und bildete, das macht die Muſik zu einem Wunder des Menſchengeiſtes nicht minder als die Mathematik."

„Die Muſik bewegt ſich in einem durch feſte Begriffe unbeſtimmbaren Gebiete," bemerkte Spinoza.

„Ach wie froſtig klingt das. Wenn ich, die Augen ſchließend, gute Muſik höre, kann ich mich am beſten auf mich ſelbſt beſinnen, und Menſchen und Verhältniſſe und was ſonſt verworren, ſteht klar vor mir. Faſſen Sie in einer Harmonie die Darſtellung einer endloſen Reihe verbundener und ſich bekämpfender Seelen

auf, die eine klagt, seufzt und grollt, die andere jubelt, jauchzt, schmachtet und stürmt; bald vereinigen sie sich, und in unendlicher Mannigfaltigkeit sprechen sie Alle denselben Gedanken aus, dann verstummen sie, die eine erwacht wieder, erhebt sich und stirbt leise und selig, eine Rotte macht sich wieder zusammen, tobt und braust, die Anderen eilen herbei, die todte wird auferweckt, bis endlich der Friede über Alle kömmt."

„So sinnreich auch Ihre Deutung ist," nahm Spinoza das Wort, „so bestätigt sie mir doch wieder, daß die Musik die Kunst der Affecte ist, und zwar bewegt sie sich in den Affecten als Elementen ohne eigentliches Object: Zorn und Schmerz und Freude, Haß und Liebe, zeigen sich als elementarische Affecte ohne faßbare Gegenständlichkeit. Ich will solches Versenken nicht verwerfen, aber ich habe genug zu thun, die Affecte, die mir Stand halten, zu erkennen und vielleicht dadurch zu bewältigen."

„Und ich sage Ihnen," erhob sich Olympia, „Ihre ganze Philosophie ist eine Philosophie der Musik. O, könnte ich's nur recht darthun, wie ich's fasse. Sie haben mir einst erklärt, wie die friedliche Menschengemeinschaft darauf beruht, daß Jeglicher von seinem Naturrechte, nach dem man Alles darf was man kann, um der Gegenseitigkeit willen etwas abgeben muß, daß dadurch die Selbsterhaltung zur Erhaltung Anderer wird. Sehen Sie, das ist das Gesetz der musikalischen Harmonie. Ein Ton, für sich allein gestimmt, wäre ein ganz anderer scharf bestimmter; soll er aber übergehen in die Harmonie, muß er etwas von seinem

Naturrechte abgeben, dann fließen die Töne zum Wohlklang in einander, und einer erhält und erhebt sich und den andern.“

Spinoza sah leuchtenden Auges auf Olympia. Wie wahrte sie seine Aussprüche und suchte sie in ihrem Denkkreise einzubürgern. Er hatte nicht Zeit, dem Gedanken nachzugehen, wie diese Darlegung auch auf ihr persönliches Verhältniß sich ausdehnen ließe, denn in seltsamer Abschweifung fuhr Olympia nach einer Pause fort:

„Ich kann mich darüber ärgern, man hat in Ihrer Kunst so außerordentliche Fortschritte gemacht, man kann die Sterne dem Gesichtssinn ganz nahe bringen; warum hat man nicht auch Instrumente zur Verstärkung unseres Gehörsinns? Wie herrlich wäre es, wenn wir den himmlischen Sphärenklang, den Dante so göttlich schön beschreibt, vernehmen könnten.“

„Wenn man auch annimmt, daß sich die Sterne in rhythmischem Tone bewegen, so könnte es unserer Erkenntniß doch wenig nützen, sie zu hören.“

„Erkenntniß, zielt denn Alles dahin? ist das Vergnügen an sich nicht auch wünschenswerth? Sie müssen mir zugestehen, daß es keine regelmäßige Bewegung giebt ohne rhythmischen Ton; ich bin dadurch zu gar baroken Ansichten gekommen, die ich Ihnen mittheile, wenn Sie mir versprechen, mich nicht auslachen zu wollen.“

„Ich verspreche das, denn ich bin begierig, zu hören, was Ihnen gar so barok vorkommt.“

„Vor einem halben Jahre hat mir mein Vater

erzählt, daß ein engliſcher Arzt, Namens William Harvey, den Kreislauf des Blutes und ſeine Geſetze beſtimmt habe; ich bin nun überzeugt, daß, ſo wie die Bewegung unſeres Herzens einen Ton von ſich giebt, den wir vernehmen können, ſo auch das Blut, das durch unſere Adern rollt, einen Ton von ſich giebt, den wir aber nur höchſt ſelten vernehmen. In geſunden Tagen ſind wir buchſtäblich eine vollkommene Harmonie, in kranken eine geſtörte, verletzte. Ich ſagte meinem Vater, daß, wenn uns die Ohren gellen, das gewiß ein Ton ſei, der ſich verſtärkt losgeriſſen habe aus der ſich bewegenden Harmonie; mein Vater behauptet: das ſei akuſtiſche Täuſchung, wenn wir ſo Etwas zu hören meinen, aber ich kann mich nicht mit der Anſicht vereinigen. Sehen Sie, es liegt auch eine tiefe Wahrheit darin, wenn man ſagt, daß man das Gras wolle wachſen hören; in der ganzen Natur iſt eine geſetzmäßige Säftebewegung, und überall wo Bewegung, iſt Ton und Klang. In den Sternen, im Innern der Erde und auf der Oberfläche iſt ein ewiges Brauſen, Tönen und Klingen. Muſik iſt die Seele des Alls, Muſik iſt unſere Seele; Alles iſt eine millionenſtimmige Harmonie, und das den Menſchen gegebene Wort iſt ihre göttlichſte Offenbarung."

Das Antlitz Olympia's wurde immer ſonniger, und Spinoza ſagte jetzt: „Sie ſehen, ich lache nicht, es freut mich, daß Sie die Anſichten Ihres Vaters, an welche Sie ſo nahe ſtreiften, glücklich umgangen ſind. Ich will mir indeß nicht ſo ſchnell ein Urtheil über Ihre Anſichten erlauben."

„Warum müssen denn der Menschen Neigungen zu den Dingen so verschieden sein, daß wir uns so schwer verständigen können?“ fragte Olympia, und Spinoza erwiderte: „Damit wir nur in Sachen der klaren Erkenntniß einander zu überzeugen suchen; wo diese aufhört, beginnt die Verketzerungssucht. Sie haben in sich gewiß Recht in Ihrer Auffassung der Musik und in der Liebe zu ihr, aber die Musik ist zugleich auch ein Beispiel, wie im Gebiete des Glaubens, der Phantasie, mit einem Worte, wo keine feste Bestimmung durch Denkbeweise hinreicht, sich leicht ein Fanatismus, eine Verketzerungssucht geltend macht. Man wird da immer leidenschaftlich, wo man eine gewisse Unmacht fühlt, man will zuletzt zu Etwas äußerlich gewaltsam zwingen, was doch nur ein inneres Recht und eine innere Pflicht ist. Lassen Sie sich jetzt nicht verleiten, mich für einen musikalischen Ketzer zu halten und mich aus Ihrem Heiligthume zu verbannen.“

Kerkering nahm diese letzte Wendung rasch auf und bat Olympia, sich an ihre Orgel zu setzen; auch Spinoza äußerte den gleichen Wunsch und es war eine Beruhigung und Erfrischung der im Denken bewegten Geister, den Tönen zu lauschen, die jetzt Olympia bald stürmend bald besänftigend aus der Orgel erklingen ließ.

Es war spät in der Nacht als sich Spinoza und Kerkering entfernten. —

Es ließen sich wohl die Besonderheiten im Wesen der beiden Liebenden dahin deuten, daß Olympia in musikalisch schwelgerischer Versenkung sich ungebunden den Affecten hingab und darin die Freiheit des unbefangenen

Seins empfand, während gerade die Aufgabe des Philosophen darin bestand und die Natur Spinoza's vorherrschend dahin neigte, unbeirrt von der stürmenden Gewalt der Affecte, nicht diese betäubende Kraft gelten zu lassen, sondern das stetige zu Grunde liegende ruhige Gesetz zu erkennen und inmitten aller Bestürmungen den Gleichmuth zu bewahren, der ihm allein als Freiheit galt.

Eine äußerlich unscheinbare Eigenheit, die sich aber doch auf eine tiefere Naturanlage zurückführen ließe, darf man wohl auch darin erkennen, daß Olympia oft und oft mit den Augen zwinkerte, während Spinoza den Blick lange anhaltend offen hielt wie ein Kind.

Noch ist nicht ergründet, in welchem Bezuge solche Erscheinungen zur ganzen Thätigkeit und Bewegung des Denkens stehen. Darf man bei Olympia und Spinoza die Wahrnehmung darin finden, daß jene eine musikalische, in Anklängen momentan belebte, dieser eine stetige speculative, oder wie es Oldenburg nannte, eine plastische Natur war?

Diese Verschiedenheit ihrer Naturen bildete immer wieder eine Anziehungskraft und Ergänzung.

Ob im stetigen Gemeinleben diese Gegensätze sich allzeit so friedlich ausgleichen ließen, oder ob es in der Aufgabe des zu allgemeinem und unabhängigem Denken Berufenen liege, abgetrennt von jeder immerhin beengenden Gemeinschaft nur dem reinen Gedanken zu leben: diese Fragen wurden vorerst zurückgedrängt, denn Spinoza hatte in anderer Weise zu zeigen, in wie weit er bereits die Affecte beherrschte.

23. Missionäre.

Die heilige jüdische Kirche durfte es nicht gleichgiltigen Auges mit ansehen, daß Einer, der durch Geburt und Ceremonie ihr angehörte, sich willkürlich lostrennte; sie erkannte wohl, daß wenn es dem Einzelnen gestattet würde, sich abzusondern und nach dem Verlangen seines Herzens zu leben, das uralte Heiligthum der jüdischen Stiftshütte in kommenden Zeiten verlassen dastehen könnte, und sich Niemand finden werde, der sie auf seine Schultern nehme, sie von Land zu Land trage und ihre Pfosten in alle Erdreiche einramme. Wo es dem Menschen gestattet ist, blos Mensch zu sein, stürzt der Riesenbau der Kirche in Trümmer. Das erkannten die Herren des christlichen wie des jüdischen Glaubensbekenntnisses, die sich seine Diener nennen, in gleicher Einsicht. Die Juden hatten keinen Staat, was blieb ihnen noch, wenn sie keine Kirche, keine Synagoge hatten?

Schon dreimal war der Synagogendiener Elasar Merimon, den wir noch vom Kabbalisten her kennen, bei Spinoza gewesen und hatte ihn im Namen des Beth-Din[1] aufgefordert, zurückzukehren in die Gemeinde, und in Speise und Trank wie im Besuche der Synagoge

[1] Kirchliches Gericht.

den Vorschriften der jüdischen Religion nachzuleben; er hatte solchem Ansinnen zu gehorchen verweigert, und der kleine Bann war über ihn verhängt worden, der ihn drei Monate von der jüdischen Kirche ausschloß. Obgleich er sich hiezu schon von selbst verdammt hatte, so legte er doch Einsprache gegen dieses Verfahren ein, weil seine Lebensweise den Grundlagen des Judenthums nicht widersprach, und er die Ungiltigkeit der Ceremonie darthun zu können sich anheischig machte. Seine Einsprache blieb indeß fruchtlos, und er dachte gar nicht mehr daran, denn er wußte nur von dem einen Banne, der ihn in der Nähe Olympia's festhielt. Jetzt kamen aber seine beiden Schwäger und erinnerten ihn, daß er in den Schooß der Kirche zurückkehren müsse. Er wies sie mit lächelnder Ruhe zurück; sie aber wurden immer heftiger, schimpften und verfluchten ihn und drohten, ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er die Schande seiner Lebensweise nicht von ihrer Verwandtschaft abwälze.

Das spanische Blut kochte in Spinoza, aber er bewältigte auch jetzt jede Ueberwallung. Die Drohenden und Polternden erschienen ihm nur wie körperlose gegnerische Einreden, die er sich selber in Gedanken vorstellen konnte. Mit gemessener Rede das Recht verwandtschaftlicher Beziehung wie das der Selbständigkeit abgrenzend, zog er die Schranken; er lehrte die Heftigen, daß äußere Beziehungen nicht binden und äußere Gewalt nicht überzeuge. Es mußte eine siegende Kraft seinen Worten innewohnen, denn die Beiden sahen einander stumm an und verließen ihn. Aber wenige Tage darauf, es war am Sabbath, wurde Spinoza abermals

von einem Besuche überrascht: eine Frau, die einen kaum einjährigen Knaben auf dem Arm trug, und ein kleines Mädchen an der andern Hand führte, trat ein. Spinoza ging ihr freundlich entgegen:

„Das freut mich, liebe Miriam," sagte er, „daß du zu mir kommst. Aber wie hast du gealtert! Bist du krank oder geht dir's schlimm?"

„Ich bin Gottlob gesund," antwortete Miriam seufzend, „und könnte auch sonst nicht klagen. Ja, lieber Bruder, der Ehestand ist ein Wehestand, zwei schwere Geburten, daß man dreizehn Wochen nicht aus dem Bette kann und das ganze Hauswesen dabei zu Grunde geht; bei den Kindern nicht einmal die Nachtruhe, und sonst das ganze Jahr Kummer und Sorgen — du würdest jetzt nicht mehr über mich spotten, daß ich zu viel in den Spiegel sehe, ich komme oft von einem Sabbath bis zum andern nicht dazu."

„Es schmerzt mich tief, daß ich so wenig nach dir umschauen und dir beistehen konnte, aber laß jetzt die Sorgen," sagte Spinoza, „es wird schon besser kommen. Du glaubst es kaum, wie unendlich wohlthuend es für mich ist, dich wieder einmal so bei mir zu haben; Blutsverwandte sind von Natur die besten Freunde. Weißt du das Sprüchwort der alten Chaje? Bind' mir Hände und Füße und wirf mich unter die Meinigen — das bleibt ewig wahr."

„Ja, du willst schön unter die Deinigen geworfen werden. Ach lieber Gott, du machst ja, daß man sich nicht mehr sehen lassen kann, ohne roth zu werden. Weißt du was heute geschieht? heut' wirst du zum

zweitenmale in der Synagoge ausgerufen, vielleicht gerade in dem Augenblick, wo wir da mit einander sprechen. Heut' vor acht Tagen bin ich in der Synagoge, ich weiß nicht, es ist mir so schwer auf dem Herzen, als ob ein Centnerstein darauf läge. Nachdem man eingehoben [1] hat, steigt Rabbi Isaak Aboab (der, seitdem er aus Brasilien zurückgekehrt ist, sich gar ein großes Ansehen giebt) vor den Altar; Alles ist still und lauscht auf das was geschehen soll, da ruft er deinen Namen aus, und befiehlt dir zurückzukehren, wenn nicht des Himmels Blitz dich zerschmettern und die Erde dich verschlingen soll. Lieber Bruder! ich habe gerade geglaubt, man reißt mir das Herz aus dem Leibe heraus; bald war mir's eiskalt, und dann sind mir wieder die Flammen aus dem Gesicht geschlagen, ich habe gemeint, ich müßt' in den Boden versinken, ich mußte mich am Gitter anhalten, es ist mir einmal über das andere eine Ohnmacht gekommen. Ich weiß noch nicht, woher ich die Kraft genommen habe, heim zu gehen; die Esther di Leon, die neben mir steht, hat mich heimbegleitet. Du weißt, sie ist ein schadenfrohes, spöttisches Ding, und die dürfte doch still sein, sie war ja früher die Braut von dem Akosta, und so weit ist es doch, Gottlob! mit dir noch nicht."

„Nein, und wird auch nie so weit kommen."

„Aber es ist schon weit genug,". begann Miriam wieder, „heut wirst du zum zweiten, und über acht Tage zum drittenmal ausgerufen, und dann — ich überlebte die Schande nicht. Mein Mann will, ich soll

[1] Die Thora in die heilige Lade zurückgebracht.

ganz vergessen, daß du mein Bruder gewesen bist; wie kann ich aber das? Es scheint, du kannst es; wer seine Religion vergißt, warum soll der seine Schwester nicht vergessen können?"

Miriam sah nach diesen Worten in das schmerzvoll bewegte Antlitz des Bruders, ein Mitleid schien sich in ihr zu regen, daß sie ihm so wehe gethan, und weinend fuhr sie fort:

„Tag und Nacht gehst du mir nicht aus dem Sinn, ich vergesse meine Pflicht als Mutter und als Gattin, du bist daran schuld, der Gedanke an deine Pflichtvergessenheit reißt auch mich zu einer solchen hin. Ich kann nicht fassen, was dich so verstockt macht, so viel aber weiß ich: wenn mein Sohn einst seinen Geschwistern solchen Kummer machen sollte, wünschte ich lieber, daß er stirbt, eh' er sprechen lernt."

„Du mußt nicht so reden, liebe Schwester, ich hoffe, daß noch Alles gut geht. Weiß dein Mann denn auch nicht, daß du bei mir bist?"

„Der dürfte kein Wort davon wissen. Denk' nur, heute Morgen will er, ich soll in die Synagoge gehen; eh' wäre ich aber, Gott verzeih' mir's, unter den Galgen gegangen als dahin, die Weiber hätten mich angesehen und zusammen gezischelt und gepispert. Ich habe gesagt, ich müßte bei meinem Kind bleiben, und bin zu dir hergegangen; die Rebekka ist auch zu Haus geblieben, sie hat's aber nicht gewagt, mitzugehen, ihr Mann ist gar streng. Ich seh' aber gar nicht ein, warum du nicht zurückkehren willst. Du weißt, ich bin selber nicht so auf die Kleinigkeiten erpicht, und verdamme dich nicht,

wie die Anderen; aber dasselbe Leben, das du jetzt hast, kannst du auch haben, wenn du lebst wie alle anderen Juden. Willst du nicht täglich dreimal in die Synagoge gehen, so gehst du nur Einmal, das kann doch nicht so beschwerlich sein; siehst du, du hast ja ein Leben, wenn du, Gott bewahre, im Raspelhaus[1] eingesperrt wärest, hättest du es nicht ärger. Keinen Sabbath, keinen Feiertag, für was lebst du denn? Ich bitt' dich, kehr' um, laß du Andere dafür sorgen, welche Dinge sie für Religion halten wollen. Ich glaub' dir, daß du in Vielem Recht hast, ich will dir's im Stillen abnehmen, wenn du es Jemand mittheilen mußt; aber wozu braucht es die ganze Welt zu wissen? Ich weiß wohl, ihr Männer wollt euch nicht fügen, wir Frauen müssen dulden und ertragen, aber du, du bist anders, von Kindheit auf hast du immer willig nachgegeben. Sei wieder was du gewesen bist, glaub' mir, du kannst nichts Anderes sein, es bricht dir das Herz, wenn du dich zu Anderem zwingst. Zwing' dich lieber jetzt und kehr' um. Gott! wenn du wieder bei uns wärest, wir stünden wieder da in Glanz und Ruhm, wie irgend je; ich will dir thun, was ich dir nur an den Augen absehen kann, ich will dir die Hände unter die Füße legen, ich bitt' dich mit aufgehobenen Händen, komm' zu uns."

Spinoza hatte Mühe, seiner innern Bewegung Herr zu werden, er erklärte seiner Schwester: daß er nun fest entschlossen sei, sich gegen die Rabbinen zu vertheidigen, damit es ihnen nicht gelingen solle, weder ihn noch seine Familie zu beschimpfen; er wolle nicht für sich allein,

[1] Zuchthaus, wo die Züchtlinge Blauholz raspeln mußten.

ſondern auch für Andere die Macht brechen, die es wage, das Denken in Bann zu thun.

„Ich glaube dir, ich glaube dir,“ rief Mariam in begeiſtertem Tone, „daß du gewiß nur das Rechtſchaffene willſt, du biſt beſſer als die ganze Welt; aber glaube du mir auch, ich habe die Menſchen kennen gelernt, ſeitdem das Unglück durch dich über uns gekommen. Du willſt dich für Andere opfern? Du biſt zu gut, du biſt die Krone von allen Menſchen, die Anderen ſind es nicht werth, daß um ihretwillen ein Haar auf deinem Haupt gekrümmt wird.“

Spinoza ſah tief ergriffen auf ſeine Schweſter, die ihn ſo ſehr liebte und um dieſer Liebe willen Alles von ſich ſtieß. Miriam mochte die Bewegung ſeines Herzens ahnen, denn mit lautem Jammerſchrei warf ſie ſich an ſeinen Hals und rief:

„Du kannſt nicht, du darfſt nicht um der Welt willen dich opfern und uns dazu. Oder iſt es wahr, daß du eine Chriſtin heirathen willſt?“

Spinoza war in peinlichſter Verlegenheit, Lüge wär ihm ſo fremd wie die Nacht dem Tage, und doch verzweifelte er, der Schweſter erklären zu können, wie ſein Denken ihn über die Grenzen der Kirchenſatzung hinausgeführt und die Liebe nur ſein Geleite war.

Ein unerwartetes Ereigniß befreite ihn von jeder weiteren Darlegung. Die beiden Kinder, die ihre Mutter weinend am Halſe des Oheims ſahen, fingen nun ebenfalls an zu weinen und zu ſchreien, ſo daß Miriam über der Beruhigung ihrer Kinder die Frage ganz vergaß.

„Benjamin," ſagte ſie zu dem zuerſt beruhigten Knaben, „Benjamin, bitte den Oheim, daß er nicht von uns gehe. Ach! das Kind hat den Namen unſeres ſeligen Vaters, der würde auch ſchreien und weinen, wenn er dich ſähe; er kann im Grabe ſeine Ruhe nicht finden, wenn er hört, was aus dir geworden iſt." Spinoza nahm den Knaben auf ſeinen Arm und herzte und küßte ihn.

„So wenig mich dieſes Kind verdammt, ſo wenig verdammt mich unſer Vater in der Ewigkeit," ſagte er. Auch die kleine Sarah ſpielte mit der Hand ihres Oheims und bat ihn, auf Geheiß ihrer Mutter, mit ihnen zu gehen. Spinoza wiederholte die Verſicherung, daß er ſich vertheidigen könne, und Miriam nahm ihre Kinder und entfernte ſich mit ſchwerem Herzen.

Noch einmal mußte er heute einen Kampf wegen ſeines Entſchluſſes beſtehen. Rodrigo Caſſeres kam gegen Abend zu ihm. „Du haſt keinen Vater mehr," ſagte er, „ich darf ſeine Stelle vertreten. Denkſt du noch der Stunde, wo ich dich zum Erſtenmal ſah? So wirſt du eingeſcharrt werden, wie ein räudiger Hund, gleich jenem Abtrünnigen. Denkſt du noch jenes Abends, als ich dir den grauenvollen Tod deines Oheims Geronimo erzählte? So wirſt du ſterben, nur noch gottverlaſſener und von Teufeln zerriſſen; denn du haſt muthwillig den Glauben deiner Väter mit Füßen getreten. Dein Vater, ich und wir Alle, wozu haben wir Tag für Tag das Leben eingeſetzt? Bloß um des heiligen Glaubens unſerer Väter willen. Warum haben wir unſer ſchönes Vaterland verlaſſen, und ſind in entlegene Länder

gewandert? Bloß um offen unserm Glauben dienen zu können, und Du stoßest ihn freiwillig von dir! Ich warne dich, da es noch Zeit ist, du bist noch jung, aber einst, wenn du dem Tode entgegengehst, wird der Verrath dich verfolgen, wenn du wachst, und deinen Schlaf morden."

Spinoza berücksichtigte das Alter des Mannes, und setzte ihm mit Ruhe seinen festen Entschluß und seine Unschuld auseinander.

Acht Tage lang blieb er von da an verschont von Bekehrungsversuchen, er hatte in dieser Zeit sich einen festen Plan zur Vertheidigung ausgearbeitet und indem er jetzt zu dieser die Autoritäten der heiligen Schriften nochmals zu Rathe zog, erschlossen sich ihm neue Ergebnisse und die längst erkannten wurden noch fester und schärfer. Was sich der stillen Entfaltung des einsamen Denkens entzog, sei es durch eine doch noch inwohnende Scheu oder durch Verhüllung der gegebenen Thatsachen, das schoß jetzt im heißen Kampfe der Gegenwehr mit mächtiger Triebkraft auf. Spinoza fühlte doch auch jetzt jenen Schlachtenmuth, jene zusammengedrängte Macht, die die gewohnte Kraft steigert und fast über sich hinaus hebt.

Zu der ersten Anmahnung, die ihm jetzt wieder ward, bedurfte er indeß dieser Kraft noch nicht.

Es war wieder am Sabbath, er saß bei Tische und genoß sein einfaches Mittagsmahl, als er Jemand mühsam die Treppe heransteigen hörte, die Thür ging auf, und die alte Chaje trat in's Zimmer. Spinoza rückte ihr einen Stuhl an den Tisch und fragte:

„Haben sie Euch auch ausgeschickt, um das verlorene Schaf zur Heerde zurückzubringen?“

„Nein, so wahr als ich wünsche, daß mich Gott noch Freude an ihm soll erleben lassen, so gewiß ist es, daß ich von mir selber herkomme; ich hab' gemeint, meine alten Füße wollten mir brechen, ehe ich die Treppen herauf komme. Ich hab's Niemand geglaubt, ich muß mit meinen eigenen Ohren hören, ob es wahr ist, daß er unsere heilige Religion umstoßen will; er war doch sonst so ein braves, frommes Judenkind.“

Spinoza bemerkte hier im Stillen den Einfluß, den das über ihn verbreitete Gerücht haben mußte, da die alte Chaje in ihrem Eifer fast seine Gegenwart vergaß und nur mit sich selbst von ihm zu reden schien.

„Wer weiß denn das?“ fragte Spinoza.

„Wer's weiß? Ein schönes Geheimniß! Die Kinder auf der Straße erzählen sich's; ach lieber Herre Gott! wie oft hab' ich ihn auf meinen Armen getragen, wer hätt' es damals geglaubt, daß so Einer aus ihm werden kann? Was wahr ist, ist wahr, die Schwester der schwarzen Gudul, die bei Rabbi Aboab gedient hat, hat's schon lang gesagt: der Baruch ist ein Duckmäuser, wo der Rabbiner wird, läßt sich die Gemeinde taufen. — Ich hab' mir immer gedacht, wenn ich über hundert Jahr' einst ein Aug' zuthue, ich hab' — dem Stein sei's geklagt — kein Kind und kein Rind auf der Welt, ich hätt' ihm, meinem Baruch, mein bischen Vermögen, das ich mir erspart habe, hinterlassen, und er hätt' ein Schiur für mich gelernt,[1] daß ich auch einen silbernen

[1] Eine Seelenmesse gelesen.

Stuhl im Gan-Eden[1] bekommen hätte. Ach! wie sind meine Hoffnungen zu Wasser geworden."

Chaje weinte bitterlich, Spinoza suchte sie zu trösten.

„Er verleitet mich auch noch zu der Sünde, daß ich am Sabbath weine, ach! das ist ein Nägel zu meinem Sarg," klagte sie. „Ich möcht' nur wissen, was ihm einfällt. So viel tausend Jahr' ist die jüdische Religion recht gewesen, jetzt auf Einmal wirft man sie nur so weg, wie einen zerbrochenen Topf? Ich glaub' immer, es ist ein Sched in ihn gefahren, warum hätt' er sonst gegen die Juden und die jüdische Religion geschimpft? Schind't man sein' Nas' aus, schänd't man sein Angesicht, sagt das Sprüchwort. Er thut's mir zu lieb und wird wieder fromm und brav wie sonst, nicht wahr? Er wird mir's gewiß auf seinem Todtenbett danken, wenn er mir folgt. Es war ein Jugendstreich, und den vergißt man bald; bis über's Jahr ist Gras darüber gewachsen, und dann kann er wählen unter den Töchtern der reichsten Männer in Amsterdam."

Spinoza ward fast unwillig über die Reden der Chaje, denen er durch Erklärungen keinen Einhalt thun konnte, sie wollte nicht eher weggehen, bis er ihr versprochen habe, daß er wieder fromm und brav sein wolle; er mußte ihr endlich deutlich zu verstehen geben, daß sie sich nun entfernen müsse.

Olympia hatte recht prophezeit, daß man einst zu Spinoza wallfahrten werde; aber die Wallfahrt ging vorerst noch zu Maledictus. Am Tage darauf, nachdem Spinoza sich die Chaje vom Halse geschafft hatte, kam

[1] Paradies.

der Arzt Salomon de Silva zu ihm. Er machte zuerst einige ärztliche Einleitungen und bemerkte Spinoza, daß er durch seine jetzige Lebensweise seine Gesundheit untergrabe; dieser aber erwiderte, daß er zwei Aerzte zu Freunden habe, Diät beobachte und sich immer wohl befinde. Silva legte die Sonde tiefer ein.

„Ich gestehe," sagte er, „das Judenthum hat vielerlei Mißbräuche und abnorme Auswüchse, die hinweggeschafft werden müssen; als ich in deinen Jahren stand, war mir das auch sehr lästig. Die ungestüme Jugend möchte nur immer schnell zuschneiden, aber das geht nicht; man muß sich erst Vertrauen zu erwerben suchen, und die Leute nicht vor den Kopf stoßen, dann darf man sich später auch Etwas erlauben, und kann seine Plane so nach und nach durchführen."

„Schon der Thalmud lehrt," entgegnete Spinoza, „du sollst kein falsches Maß in deinem Hause behalten. Gilt das nicht auch hier?"

„Allerdings," bestätigte der Arzt, „nur sind Zeit und Verhältnisse zu berücksichtigen, diese alltäglichen Bedingungen haben mindestens eben so gut ihr natürliches Recht wie der abstracte logische Gedanke. Die erste Regel ist: wer auf irgend eine Genossenschaft und ihre zeit- und vernunftgemäße Umbildung einwirken will, der darf sich nun und nimmer außerhalb derselben stellen. Drum rathe ich dir, kehre zurück, bedenke: es giebt noch mehr Leute, denen das Licht der Vernunft aufgegangen ist, und die doch die alten Observanzen nicht auf Einmal über den Haufen werfen; es ist in der letzten Zeit viel geschehen, wer das vor fünfzig Jahren gesagt hätte,

wäre gesteinigt worden, und so wird es immer fortschreiten. Siehe, der ganze Boden unserer niederländischen Heimath ist wie ein Sinnbild unserer Religion: da sind Dämme gebaut, Kanäle geleitet, um die wilde Kraft des Elementes zu bannen und zu lenken, auf den Dämmen wächst wieder Leben, die Kanäle werden Verbindungsstraßen, welche die Menschen zusammen halten. Die Kraft von Jahrhunderten liegt in diesen weisen Vorkehrungen. Von dem gemeinen Manne selbst wird der Boden heilig gehalten, weil er weiß, daß die Arbeit vergangener Geschlechter ihn dem Meere abgerungen. Wenn nun Einer käme und Besseres fände, dürfte er die Dämme sogleich durchstechen, die Arbeit der Vorfahren zerstören und die fruchtbaren Felder und volkreichen Dörfer und Städte, die auf dem trockenen Boden angebaut sind, eine Zeit lang der Vernichtung aussetzen? — So auch geht's mit unserer Religion. Reiß' die Dämme nicht ein. Thu's nicht. Wenn du zurückkehrst, kannst du mit den vielen hellen Köpfen, ja, vielleicht an ihrer Spitze das Judenthum reformiren helfen."

„Wer sagt Euch denn, daß ich das will? Vielleicht ist mir das Judenthum wie das aus ihm hervorgegangene Christenthum eine Entwicklungsstufe des Geistes, auf die eine andere folgt. Ich will vorerst nichts, als mir die Unabhängigkeit meines Lebens bewahren, und daran soll mich keine Macht der Rabbinen hindern."

„Hast du denn vergessen," fragte Silva, „was du zu mir sagtest, als dein seliger Vater und wir Beide dieses Zimmer zum Erstenmal besucht hatten? Es

kann die Zeit wieder kommen, wo du deine Verlassenheit von Allen fühlst, die durch die Bande der Religion und des Blutes dir angehören; dann wirst du deine Hand nach ihnen ausstrecken und nichts als leere Luft erfassen. Ich weiß zu gut, wie weit du voran bist im Denken, ich glaube nicht, daß du Christ werden willst. Traue meiner Erfahrung: stellst du dich auf den höchsten Standpunkt des freien Gedankens, hast du alle Vorurtheile und religiösen Besonderheiten von dir abgelöst: immer bist und bleibst du ihnen der Jude, sie werden dich ewig als Fremden betrachten. Sie haben den Haß und die Geringschätzung gegen die Juden mit der Muttermilch eingesogen, du vergeudest deine Liebe an ihnen; was sie Gutes an dir entdecken, werden sie stets nur als eine Ausnahme gelten lassen; strebst du nach Geld und Ehre, werden sie sagen: das ist sein jüdischer Geld- und Ehrgeiz; schätzest du Beide gering, so werden sie sagen: er hat doch Etwas von der christlichen Bescheidenheit und Verachtung der irdischen Güter. Sie finden dich entzückend und unvergleichlich, wenn du der Juden Albernheiten verhöhnst. Willst du aber eines ihrer Vorurtheile berühren, und hätten sie selber längst ihren Spott darüber ausgegossen, du darfst es nicht, und thust du es doch, so bist du ihnen der vorwitzige, zudringliche Jude. Es ist hier gerade so, wie sonst im Leben: wir gestehen uns unsere Fehler und schelten uns oft darum; thut's aber ein anderer, sind wir ihm gram. Eher wird der Himmel die Erde küssen, Feuer und Wasser sich brüderlich vereinen, als daß ein Jude und ein Christ in wahrer, inniger, allvergessender Liebe und

Eintracht ſich umſchlungen hielten. Ja, und nimmſt du auch die Taufe: das erſte Mißfällige, das ſie an dir entdecken, iſt der alte jüdiſche Adam in dir. Drum kehre zurück zu Denen, die dich wahrhaft lieben, deren Nacken das gleiche Joch eingeprägt iſt wie dir, ſie werden dich brüderlich aufnehmen und deinen Fehltritt vergeſſen."

„Nein," ſagte Spinoza, „es iſt eine ſchwere Sünde, die Ihr gegen Gott und die heilige Natur des Menſchen begangen habt mit Euren Worten; es wäre gräßlich, wenn ſie Wahrheit enthielten, aber es iſt nicht. Wohl iſt es möglich, daß der Menſch dem Menſchen angehöre, Liebe und Erkenntniß ſind dauernder als Haß und Vorurtheil; iſt der menſchliche Geiſt urſprünglich Jude oder Chriſt? Wohlan! ich möcht' es verſuchen, ob Ihr Wahrheit geredet."

„Thu' es nicht, warum willſt du zu Grunde gehen? Wer ſich reinigen will, dem kommt man zu Hülfe, wer ſich beſchmutzen will, den läßt man gewähren, ſagt der Thalmud. Ich will dir einen Vorſchlag zur Güte machen. Die Gemeinde läßt dir eine Stelle beim Beth-Din anbieten; du kannſt dabei ungeſtört deinen Studien obliegen, da du nur wenig zu thun haſt."

„Ich werde nie ein Amt annehmen."

„So will dir die Gemeinde einen Ruhgehalt von tauſend Gulden zuſichern, unter der Bedingung, daß du dich auf dein Ehrenwort verpflichteſt, nie ein Wort gegen das Judenthum zu ſchreiben."

„Das Sprüchwort ſagt: will man das Volk zum Schweigen bringen, ſo muß man ihm das Maul mit

Brei voll stopfen," entgegnete Spinoza. „Es ist ein brauchbares politisches Mittel, aber bei mir nicht anwendbar. Lieber Herr Doctor, ich möchte nicht, daß Ihr Euch über mich erzürnt, aber was sollen mir solche Anträge?"

„Ich habe sie dir auch nur mitgetheilt, um mich meines Auftrages zu entledigen, ich persönlich kann anders mit dir reden. Die Jugend will nicht einsehen, daß es keine absolute Wahrheit in der Wirklichkeit giebt, daß solche in der Welt nicht bestehen könnte, weil sie tyrannisch, absolutistisch wäre. Wer die Schicksale der Menschen und ein eigenes, langes Leben erkannt hat, der weiß, daß die geschichtliche Wahrheit allein gilt. Du bist zu demüthig und bescheiden, um ein Gottesleugner zu sein; du siehst, Gott selbst läßt die Mannigfaltigkeit der Wahrheit gewähren —"

„Und mein Denken in ihm zwingt mich, der Erkenntniß zu folgen."

„Das halte fest und halte dich zugleich an die Bedingungen der Geschichte. Magst du zu meiner Ueberzeugung gelangen, daß keine Philosophie die Geheimnisse der Welt weiter erschließen kann als die Offenbarung im Judenthum, oder magst du anderen Sinnes sein und die messianische Zeit als eine solche ansehen, in der deine Wahrheit des absoluten Denkens herrscht; sieh zurück: wäre es nichts als das Andenken an die zahllose Schaar der für unsern Glauben Gemordeten, dieses allein müßte uns festhalten inmitten seines Heiligthumes. Eine Religion, welche die Freuden des Lebens verachten, und den gräuelvollsten Tod lieben lehrt

um ihretwillen, muß sie nicht den höchsten Quell der Wahrheit in sich schließen? Wer wird ihn mit frecher Hand verstopfen wollen, weil er im Laufe der Zeit trübe fließt? Das Blut deiner in der Vergangenheit gemordeten Brüder und Schwestern schreit um Rache wider dich zum Himmel, denn du schändest ihre heiligen Gräber, da du auf ihren Leichenstein setzen willst: sie hätten sich nur dem Wahn und Irrthum geopfert."

„Ich will das nicht, es ist Verleumdung, wenn man mir solches andichtet; groß und heilig sind mir die jüdischen Gesetze, in ihnen hat sich die Gottheit für die damalige Zeit am lautersten offenbart; selig sind, die sie erkennen und ihnen nachleben; aber hat die Gottheit seitdem aufgehört im Geiste der Menschen zu leben? Sind alle nachgebornen Geschlechter dazu verdammt, da zu verharren wo die früheren standen, und sich mit den alten Formen zu schleppen? Die Form verwest, der Geist bleibt ewig und verjüngt sich und wächst fort und fort."

„In dir ist ein gewaltiger Geist," begann de Silva nochmals sich zusammennehmend, „deine Gelassenheit ist mir Bürge, daß du ein großer Mann wirst. Weichliche Naturen werden heftig und jähzornig im Widerstreite, starke nie. Wirf nicht einen Stein in den Brunnen, aus dem du getrunken. Deinen freien Opfermuth für die Wahrheit, den hast du aus dem Judenthum geschöpft. Sei dankbar. Zeige deine Kraft in der Selbstbeherrschung, stehe fest in dir und zu den Deinigen und laß dich nicht hinreißen zum Abfall."

„Es giebt keinen Abfall als den von uns selbst."

„Wir werden dich verehren und ich vor Allen, wenn du dich bezwingst.“

„Und ich selber werde vor mir ehrlos sein.“

Ueberraschung und Unmuth zeigte sich im Antlitze de Silva's; Alles, selbst das aufrichtige Lobpreisen seiner Tugend blieb erfolglos bei Spinoza. Der Arzt stand auf und rief:

„Wehe! du bist verloren. Ich kann nur zu Gott beten, daß er es Tag werden lasse in dir, damit das Irrlicht verschwinde, das dich in Sümpfe und Abgründe verlockt.“ Thränen standen Silva im Auge, als er so sprach, sich abwendete und weg ging. Spinoza war tief erschüttert von seinen Reden, es that ihm in der Seele weh, dem alten ehrwürdigen Manne solchen Schmerz bereitet zu haben und ihm nicht folgen zu können; aber wie konnte, wie durfte er anders handeln? . . .

Weit leichter ward es Spinoza, noch den letzten Versucher von sich abzuweisen. Nachmittags kam Chisdai, und sobald er zur Thür eingetreten war, warf er sich auf den Boden und setzte sich dort trauernd nieder.

„Was soll das?“ fragte Spinoza.

„Wehe!“ rief Chisdai, ohne sein Haupt zu erheben dumpf in den Boden hineinmurmelnd, „hat der Geist der Unreinheit in dir dich schon Alles vergessen machen? Kennst du die Geschichte von Rabbi Elieser ben Hyrkanos nicht mehr?“

„Ja wohl, er hat seine Ansicht von dem erlaubten Gebrauche eines Backofens durch verübte Wunder beweisen wollen und wurde deshalb in den Bann gethan;

Niemand wollte ihm das Urtheil ankündigen, bis Rabbi Akiba es so that, wie du hier. Nicht wahr, ich bin noch ein guter Thalmudist? Aber steh' nur auf, ich kann weder dem Baume befehlen, daß er sich an einen andern Platz stelle, noch dem Wasser, daß es rückwärts laufe, auch nicht der Wand, daß sie sich einbiege; sie gehorchen mir alle nicht."

„So?" rief Chisdai aufspringend, indem er grimmig die Fäuste ballte, „so? du spottest auch noch über den Thalmud? Sieh', ich bin friedlich hergekommen: ich wollte dich zur Gottesfurcht ermahnen und dir zeigen, daß ich nicht aus Eifersucht oder sonstiger niedriger Leidenschaft gegen dich auftrete; aber an dir ist jedes Wort verloren. So fahre denn hin! Die Raben am Bache werden dir die Augen aushacken, und die jungen Adler sie fressen."

„Du kannst die Bibelworte auf gut thalmudisch verdrehen, die Schrift droht das nur Solchen, die Vater und Mutter verspotten und verachten."

„Das hast du siebenzigmal sieben gethan, du Ruchloser! Aber deine Strafe wird nicht ausbleiben, noch im Tode wirst du gesteinigt werden, und man wird einen Steinhaufen auf dein Aas wälzen zum Schreckbilde für alle nachkommenden Geschlechter. Nimm dich in Acht, krieg' ich dich unter meine Hände, so lange du mit deinem Athem die Luft verpestest, ich zerreiße dich wie man einen Fisch zerreißt."

„Wieder ein thalmudischer Ausdruck," erwiderte Spinoza lächelnd, „aber bedenke, daß der Thalmud auch sagt: es ist gut, daß der Esel keine Hörner hat."

Chisdai schäumte vor Wuth, da er aber Jemand die Treppe heraufkommen hörte, ging er fort.

„Was ist denn das für ein federloser Zweifüßler, der da von dir ging?“ sagte Meyer eintretend, „der sieht ja aus wie die ausgebälgte Erbsünde.“

Spinoza mußte herzlich lachen über diese Bezeichnung. „Dießmal bist du auf deinem Steckenpferde am rechten Ziel angekommen,“ sagte er, „aber diese Erbsünde wollte mich in's jüdische Paradies zurückführen.“

Meyer ermahnte ihn nun, mit der gewohnten Kraft und Standhaftigkeit gegen die jüdischen Päpste aufzutreten, und als er sich bald darauf entfernte, machte sich auch Spinoza auf den Weg.

Jetzt zum Erstenmal fühlte er sich unheimlich zwischen seinen einsamen vier Wänden; es war ihm nicht möglich, wie sonst, seinen Geist in der Erforschung eines bestimmten Gedankens festzuhalten; er bedurfte einer befreundeten heitern Seele, an der er sich aufrichten und die Stürme des heutigen Tages vergessen konnte; wo sollte er solche anders suchen als bei Olympia? Er ging zu ihr, und fand sie in traulichem Gespräche mit Kerkering. Er glaubte in Beiden eine seltsame Ueberraschung zu bemerken, als er eintrat; er vermuthete richtig, daß er Gegenstand ihrer Unterredung gewesen war. Olympia verstand es indeß wie immer, schnell ihre Gemüthsbewegungen zu bemeistern.

„Sie sind mir in der letzten Nacht im Traum erschienen, Herr von Spinoza,“ sagte sie im Laufe des Gespräches. „Sie müssen rathen unter welcher Gestalt.“

„Sie glauben weder an Teufel noch an Engel, haben Sie mich vielleicht als Klosterbruder gesehen?“

„Nein, weiter gerathen.“

„Als Kaiser?“

„Nein.“

„Als Rabbi? Als Papst?“

„Nein, nun Sie errathen es nicht, wie ich merke. Als Masaniello sah ich Sie, mit dem Fischernetze auf dem Rücken, die rothe gewirkte Mütze mit der langen Troddel kleidete gar schmuck zu dem pechschwarzen Haare, die Hemdärmel waren bis über die Ellbogen aufgestreift; so sah ich Sie von einer zahllosen Menge Juden durch die Straßen getragen, bis vor das neuerbaute Stadthaus, dort stiegen Sie hinauf bis zu dem vergoldeten Schiffe auf dem Thurme und riefen: „Mitbürger, die ihr, wie Erasmus von Rotterdam sagt, gleich Krähen auf den Gipfeln der Bäume wohnt! Ich sehe eure gabelförmigen Schornsteine und eure vor und rückwärts geneigten Giebel; ich sehe die Kanäle und Dämme, die euer Land durchschneiden, und euer Leben fließt ebenso eingedämmt und ohne kecken Wellenschlag den geweisten Weg dahin. Ich sage euch, das wird anders werden. Ich streiche das „Du sollst“ aus euren Lebensbüchern, und in meiner Lehre heißt es „Du mußt, denn du kannst.“ Ihr glaubt die Fische seien stumm? Es ist nicht wahr. Da hab' ich eine Legion vom Meeresgrund heraufgefangen, die reden alle gar weise Dinge.“ Dann nahmen Sie Ihr Netz vom Rücken, es war leer, Sie kehrten es um, und eine unendliche Zahl von Fischen fiel heraus, sie glitzerten

wunderlieblich im Sonnenſchein, die Floßfedern wurden zu Flügeln und ſie flatterten mit Geſchrei davon. Sie aber blieben noch ſtehen, und hielten eine Philippika gegen das Volksmärchen: daß an dem Tage, an welchem die Geſandten der ſieben vereinigten Staaten durch die ſieben Thore des vollendeten Stadthauſes gehen würden, das Glück einer jeden Provinz hinter ihnen herausgehen und nimmer wiederkehren werde. Und nun erklärten Sie, wie Ihre Philoſophie der Waſſerbaukunſt unſeres Landes entſpreche, wie man Sturm und Fluth brechen und beherrſchen könne, wie man vom Strome der Affecte übergoſſenes Land austrockne und fruchtbar mache, und Alles ganz deutlich, ich habe es im Traume ganz hell und klar verſtanden. — Jetzt bin ich leider wieder unphiloſophiſch wie das grauw — das Volk — das tobte und ſchrie: er iſt ein Zauberer, er iſt des Teufels Sohn! und riß das Stadthaus ein. Ich erwachte. — Wenn Sie nur auch Etwas von der Kunſt Daniels verſtünden."

Spinoza fragte, ob ſie in den letzten Tagen Frau Gertrui nicht geſprochen habe; Olympia betheuerte, ſie ſeit mehreren Wochen nicht geſehen zu haben. Es war in der That ein faſt wunderbares Zuſammentreffen, denn Spinoza hatte aus einer ſonderbaren Laune ſeit zwei Tagen begonnen, ſein eigenes Bildniß in der Tracht Maſaniello's zu zeichnen. Er ſagte indeß Olympia nichts davon, weil er wußte, wie ſie, trotz ihrer Freigeiſterei ſich gern eine ſonderbare Ahnungstheorie aufbaute. Es ward ihm heute wiederum nicht freudig zu Muthe in ihrer Nähe; war die Anweſenheit Kerkerings daran

schuld, oder war es, weil er mit übervollem Herzen hergekommen war, und nun zu spät sah, daß er hier keinen Anklang finden konnte für seinen schmerzlichen Kampf? Eine düstere Ungewißheit und Zweifelsucht lagerte sich über sein Verhältniß zu Olympia; er sah, wie Kerkering mit immer zuthulicherer Freundlichkeit sich Olympia näherte, und diese hielt ihn nicht mehr wie sonst mit leichtem Scherze fern, er glaubte sogar ein gewisses Einverständniß zwischen ihnen darin zu entdecken. Als er wegging, sagte ihm Olympia:

„Ihre Schwester Rebekka war heute bei mir, ich soll Sie bekehren, daß Sie sich den Rabbinen unterwerfen."

Spinoza verneigte sich stumm. Wie war es möglich, daß sie dir ihren Traum erzählte und allerlei Scherz trieb, statt vor Allem dieses Begegniß mitzutheilen? Mußte es nicht ihr Herz erfüllen, daß deine Schwester bittend bei ihr erschien? — Du kannst nicht verlangen, daß Andere eine Regung anerkennen, die du selber in dir zerstörst ...

Miriam, mit der er von Kindheit auf in geschwisterlicher Innigkeit gelebt, war zu ihm gekommen, sie hatte nur schüchtern nach der Geliebten gefragt, und Rebekka, die herrschsüchtige, die ihm allzeit fremd gewesen, drang zu Olympia. Wie muß sie dieser erschienen sein und sie hat vielleicht das Herz der Geliebten zweifelhaft gemacht und ihr einen abstoßenden Widerwillen gegen seine Familienbeziehungen eingeflößt.

Spinoza fühlte, wie seine Wangen brannten. Er war im Begriffe, die Familienbande und alle Fesseln

der Gewohnheit zu lösen, nimmer aber konnte er's ertragen, daß diese geringschätzig angesehen würden.

Liebe und Wahrheit sollten ihm beistehen in dem Kampfe, der sich ihm eröffnete. Blieb ihm nur die Wahrheit allein?

24. Der Bann.

Eine zahllose Menschenmenge lagerte sich an den Straßen, faltete die Hände und betete zum Herrn, daß er beschützen möge den Zug ihres Befreiers. Voraus zog der kaiserliche Herold mit dem Reichsadler, ihm folgte der Kämpfer für Gottes Wort, geleitet von Reisigen in blinkendem Stahle und schmucker Waffenzier. Und als er hinzog in die Reichsversammlung, da kletterten seine Verehrer auf die Dächer, füllten die Straßen und Fenster, denn glücklich pries sich Jeder, dessen Auge ihn geschaut; und als er muthig und mannhaft den Kampf gefochten, wurde er im Triumphe nach Hause getragen, eine Stimme ward vernommen, die da rief: „Selig sind die Hände, die dich tragen.“ So zog im Jahre 1521 Martin Luther gen Worms: der tapfere Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Worts.

Schwer ist's, den Kampf gegen Gewalt und Gewohnheit in sich zu bestehen und schmerzlich, ihn nach außen zu vollführen; aber die Tausende theilnehmender Blicke sammeln sich gleichsam wie eine Glorie um das Haupt des Kämpfers und erheben seine Kraft zur Kraft von Tausenden; und sieht er sich selber untergehen, er hat den Gruß der zahllosen Herzen empfunden, in denen sein Gedanke fortlebt.

Wie anders ist es, sich zum sieglosen Kampfe in stummer Verborgenheit rüsten.

Im Jahre 1657 wanderte Benedict Spinoza einsam nach der Synagoge „Jakobshaus“ zu Amsterdam, von Niemand geleitet, von Niemand begrüßt; scheu wich das Volk zurück das ihn kannte, ihn, den standhaftesten Kämpfer für die Freiheit des göttlichen Gedankens. Er hatte der Welt kein altes geschriebenes Gesetz aufs Neue zu erobern, er schien sie berauben zu wollen ihres festen Hortes; denn er wollte nichts als das alte gute Recht des freien Denkens.

In der Synagoge saßen die zehn Richter auf ihren Stühlen, den Vorsitz hatte Rabbi Isaak Aboab, neben ihm saß Rabbi Saul Morteira. Spinoza mußte vier Schritte entfernt von ihnen wegstehen. Rabbi Isaak Aboab erhob sich und sprach:

„Mit der Hülfe Gottes! Wir sind hier versammelt, um über dich, Baruch ben Binjamin Spinoza, Urthel und Recht zu sprechen. Schwöre uns im Namen des allmächtigen Gottes, daß du uns Nichts läugnen noch verhehlen, und daß du dich fügen wollest dem Ausspruche, den der Herr durch unsern Mund dir verkünden wird.“

„Trug kenne ich nicht und Lüge ist mir fern,“ erwiderte Spinoza, „ich werde mich eurem Urtheil fügen, wenn ihr über mich erkennet nach dem göttlichen Wort, und nicht nach den Eingebungen eueres Herzens und nach den Satzungen der Rabbinen.“

Ein Gemurmel entstand unter dem Synedrium, man konnte aber vernehmen, wie es fast allgemein

ausgesprochen wurde, daß der Angeklagte durch diese Weigerung, ihre Gerichtsbarkeit unbedingt anzuerkennen, ohne weitere Verhandlung mit dem höchsten Grade des Bannes belegt werden müßte. Rabbi Saul Morteira bat um Stille: „Laßt sehen," sagte er, „wie weit die Verruchtheit seines Herzens geht. Sag' an, Frecher: hast du nicht durch Genuß verbotener Speisen und Getränke gegen Gott gesündigt, und durch Arbeit den Sabbath entweiht? Hast du nicht dich der Genossenschaft des Glaubens entzogen und den heiligen Namen Gottes und sein Gesetz gelästert? Und geschrieben steht: wer heimlich den Namen Gottes entweiht, den wird öffentlich die Strafe treffen."

Eine Pause entstand, Spinoza heftete den Blick zur Erde, jetzt sah er auf und entgegnete mit ruhiger Stimme:

„Ich kann nicht Wunder und Zeichen thun und die Natur um mich her zu Beistand und Zeugniß anrufen, in mir allein muß ich die Kraft erweisen, die vom Dasein Gottes in jedem Menschenherzen zeugt. Daß ich hier stehe, euch gegenüber, von euch angeklagt, die ihr auf andere Weise gottgefällig zu leben glaubt; daß ich nicht wanke und nichts in mir mich anklagt, nehmt's als Zeichen meiner Liebe zu Gott, die ich als das höchste Gut erkenne. Ich vertheidige mich nur wegen der Anklage auf Sabbathschändung, weil diese als ein Fehl gegen das heilige Gesetz Gottes in der Natur erscheinen kann. Wohl ist's dem gedrückten Menschen förderlich, daß er von sieben einen Tag sich zur Ruhe setze, und weise ist's, denn des Menschen Würde besteht in jeglicher Art in freier Lenkung seiner Kräfte; wer

giebt euch aber das Recht ihn zu strafen wegen der Sünde, die er gegen sich selber begeht?"

Die Versammelten erhoben sich alle von ihren Stühlen und riefen durcheinander, man dürfe solche Gotteslästerungen nicht länger mit anhören, aber Rabbi Isaak Aboab sprach:

„Laßt ihn reden. Aus jedem Worte, das er spricht, ringelt sich ein Scheb empor, die sich alle an seine Seele klammern werden in seiner leiblichen Noth, und wenn er den Tod des Sünders stirbt, werden sie sich an ihn hängen und ihn hinabzerren in den Pfuhl der Hölle. Wir sind verpflichtet seine ganze Schuld zu hören. Tretet vor und redet ihr Zeugen."

Chisdai und Ephraim traten vor, jener stolz den Blick erhebend, dieser scheu ihn niederschlagend.

„Er hat vor unseren Ohren Gott und die Propheten gelästert, die Engel geläugnet und die Wunder verspottet; daß er also gethan schwöre ich vor dem Angesichte des ewigen Gottes."

„Auch ich beschwöre, daß Chisdai die Wahrheit gesprochen," sagte Ephraim mit leiser Stimme.

„Was antwortest du darauf?" fragte Morteira, und Spinoza erwiderte:

„Ich habe die Propheten nicht gelästert, ja ich verehre sie mehr als die, welche die falsche Glorie der Unfehlbarkeit um ihre Häupter sammeln, sie der göttlichen Majestät ihrer menschlichen Größe berauben und sie zu Götzen erniedrigen. Gehet hinaus und sehet: stand die Sonne still in Gibeon? Ich hätte die Engel geläugnet! Hat nicht schon Rabbi Joseph Albo öffentlich

ausgesprochen, daß der Glaube an das Dasein der Engel unwesentlich und unnöthig sei? Ich hätte die Wunder verspottet! Was klagt ihr mich an? Schlaget die Stelle auf, wo Bileams Eselin spricht, und sehet, was Ebn Esra dort sagt. Ich hätte Gott gelästert — ich habe Mitleid mit dir, der du nicht weißt, daß keines Menschen Denken, der den ihm inwohnenden Gesetzen folgt, aus ihm entweichen kann."

„Hast du nicht gesagt," fuhr Chisdai auf, „weh mir! daß ich es nachsprechen muß — Hast du nicht gesagt, daß in der heiligen Schrift viele unvollkommene und falsche Ideen von dem Wesen Gottes sich finden?"

„Ich glaube Gott mehr damit zu verehren, als ihr. Wird Gott in der Bibel nicht „groß" genannt, und giebt's eine Größe ohne begrenzte Ausdehnung im Raume? Wahr ist's, die Bibel kann nur aus sich selber erklärt werden, sie trägt den Grund ihrer Wahrheiten nur in sich, sie will nicht an den Denkgesetzen gemessen sein, diese aber auch nicht meistern; die Vernunft, die uns von Gott gegeben und somit nicht minder eine göttliche ist, kann und muß die Idee Gottes aus sich selber schöpfen, und in sich selbst finden, was zur Erlangung eines gottseligen Lebenswandels gehört. Die Bibel selber erkennt dieses heilige Recht unserer Vernunft an, indem sie einen gottseligen Lebenswandel auch in den Männern, die vor der Offenbarung auf Sinai gelebt, anerkennt, und indem es sogar von der Wahrheit, die in der Gesetzgebung Mosis als zeitliche Erscheinung heraustrat, heißt: „Sie ist nicht im Himmel, daß man sagen könnte, wer will für uns in den

Himmel steigen, sie holen und uns verkünden, auf daß wir danach handeln. Denn das Wort liegt dir sehr nahe: in deinem Munde und in deinem Herzen, auf daß du danach handelst." (5. B. M. 30, 12.) In unserer Vernunft, auf der Höhe des reinen göttlichen Gedankens, hier ist Sinai. Ich will euch offen und getreu meine Ansichten über die höheren Dinge auseinandersetzen, widerleget ihr mich aus der Vernunft, so will ich mich vor euch beugen."

„Du hast dich auf die heilige Schrift berufen," rief Morteira, „Wehe! daß deine Zunge nicht zu Asche verbrannte, da du es wagtest, ihre heiligen Worte auf sie zu laden; was willst du mit deinem Baal, der Vernunft?"

„So zerschmettert ihn, wenn ihr könnt," erwiderte Spinoza.

Rabbi Isaak Aboab hatte bis jetzt ruhig der Verhandlung zugehört, jetzt rief er, sich erhebend:

„Das Maaß ist voll, ihr Alle seid mit mir einverstanden, daß dieser Epikuräer die höchsten Strafen des Gehinom's verdient hat."

Alle Anwesenden antworteten mit einem vernehmlichen Amen und Aboab fuhr fort:

„Nun so frage ich dich, Baruch ben Binjamin Spinoza: willst du deine gotteslästerlichen Reden widerrufen und dich der Buße unterwerfen, die deßhalb über dich verhängt wird, oder willst du, daß der höchste Fluch des Bannes über dich herabbeschworen werde?"

„Widerleget mich aus der Vernunft und ich widerrufe. Ihr wollt mich nicht hören, ich werde euch in

der Schrift antworten. Hier in der abgeschiedenen Synagoge könnt ihr mich nicht hören, und wollt nicht die Wahrheit an ihrer Folgerichtigkeit prüfen; ich spreche meine Gedanken hinaus in alle Welt, wohin kein Bann reicht. Ich habe mich nur eurem Gerichte gestellt, um euch zu zeigen, daß ich keiner Genossenschaft entgegentrete, die in ihrem Glauben die Wahrheit zu besitzen meint; aber die Freiheit des Denkens hat ihr heiliges, unverletzliches Gebiet. Wollt ihr mich, wie ihr mich hier aufgenommen, nun auch ausstoßen — ein neuer Tag wird anbrechen —"

„Lügenprophet, verstumme!" donnerte Rabbi Aboab, „ich frage dich zum zweiten, ich frage dich zum dritten Male: willst du widerrufen?"

Eine Secunde herrschte Todtenstille in der Halle; da erhob Spinoza seinen Blick, und mit fester Stimme antwortete er: „Ich kann nicht; aber auch ihr könnt nicht anders, und ich fluche euch nicht."

Rabbi Isaak Aboab zerriß seinen Mantel, und Rabbi Saul Morteira nahm das Schofar, das verhüllt vor ihm lag, stieß dreimal in dasselbe, daß der Schall noch lange von allen Enden des Gewölbes widertönte; die heilige Lade wurde geöffnet, alle Anwesenden erhoben sich und Rabbi Isaak Aboab las aus einem Pergamente:

„In des Herrn der Herren Namen,
Seist du, Baruch, Sohn Binjamins,
In den großen Bann gethan.
Seist im Bann der beiden Rechte,
Himmlischen wie irdischen:

Seiſt im Bann der Heil'gen droben,
Seiſt im Bann der Seraphim,
Seiſt im Bann der Ophanim.
Ausgeſchloſſen von Gemeinden,
Von den großen und den kleinen.
Auf dich große ſchwere Plagen,
Krankheit ſchmerz- und gräuelvoll;
Drachenhöhle ſei dein Haus,
Und dein Stern erlöſche droben.
Aerger ſei und Gräu'l den Menſchen,
Und dein Aas der Schlangen Futter;
Feind' und Haſſern ſei ein Labſal,
Und die Hab', die du beſitzeſt,
Fremden werde ſie zu Theil.
Vor den Thüren deiner Feinde
Müſſen deine Kinder winſeln,
Und ob deines Lebens Martern
Späte Enkel ſich entſetzen.
Sei verflucht von allen Geiſtern.

. . . . . .

Michael und Gabriel,
Raphael und Meſcharthel.
Sei verflucht vom großen Gotte
Von den ſiebzig Geiſternamen,
Unterthan dem großen König
Mit dem großen Siegel Zartok.
Fahr' zur Höll' wie Korah's Rotte,
Und mit Zittern und mit Beben
Gehe dir die Seele aus.
Gottes Grimm ertödte dich,
Hingewürgt wie Achitophel
In der Schlinge deiner Plane.

Gechsi's Ausſatz ſei der deine,
Und vom Fall erheb' dich nimmer.
Wo Iſraels Gräber liegen
Werde dir kein Grab gegraben.
Hingegeben an die Fremden
Sei dein Weib; in deiner Todesſtunde
Mögen Andre ſie entweih'n. —
Dieſer Bann und dieſe Flüche
Ueber Baruch, Sohn Binjamin's.
Aber über ganz Iſrael
Und auf mir ruh' Gottes Frieden
Und ſein Segen ewiglich."

Hierauf nahm der Rabbi die Thora aus der hei-
ıen Lade, rollte ſie auf, und las (5 B. M. 30, 19 ꝛc.):
Ind wer die Worte dieſes Fluches höret und ſegnet
ḥ in ſeinem Herzen und ſpräche: Friede wird mir
n, denn ich wandle nach dem Gutdünken meines
ꝛzens, auf daß der Trunkene mit dem Durſtigen
hinfahre. Da wird der Herr dem nicht gnädig ſein;
ıdern dann wird entbrennen der Zorn Gottes und
n Eifer über ſolchen Mann, und es wird auf ihm
hen all' der Fluch, der in dieſem Buche geſchrieben
und der Herr wird ſeinen Namen austilgen unter
ıı Himmel." Die Thora wurde in die heilige Lade
ıückgebracht, abermals wurde das Schofar geblaſen,
ɔ alle Anweſenden ſprachen gegen Spinoza gewendet:
ɔerflucht ſei dein Eingang und verflucht ſei dein
ısgang." Alle ſpieen aus und wichen vier Schritte
ı ihm zurück, als er ſich in ungebeugter Haltung
ɛ' der Synagoge begab.

Sollte dieser Ausgang aus dem gewohnten Heiligthum der Eingang zu einem neuen werden, oder sollte er nie mehr einen Tempel von Stein betreten und auch äußerlich darstellen, daß der freie Mensch der Tempel Gottes ist?

Vor der Synagoge traf er Oldenburg, Meyer und Vries, die seiner harrten; sie hatten von dem Vorgange gehört und warteten hier, um ihn gegen jede Mißhandlung der Rabbinen zu schützen. Noch nie hatten die Freunde das Antlitz Spinoza's so flammend gesehen, als eben jetzt. Lautlos gingen sie mit ihm und Oldenburg faßte seine Hand und hielt sie fest.

Als Spinoza vor seinem elterlichen Hause vorüberging, hörte er das Wehklagen seiner Schwestern; er wußte, daß sie ihn jetzt beweinten, schmerzlicher als einen Gestorbenen.

Jetzt, da er sich nicht mehr freiwillig dessen begab, sondern da es ihm entrissen wurde, jetzt fühlte er doppelt was es heißt: eine Jugend mit all' dem Trauten und Heimischen das sie in sich birgt, die tausend Fäden der Erinnerung abzuschneiden und so das Leben zu zerstücken, das sich nicht mehr im Zusammenhange mit der Vergangenheit erhält.

Das traurigste Bewußtsein bei der unwiederbringlichen Lösung einer innigen Lebensbeziehung liegt darin, daß beiderseits ein Stück Leben ausgelöscht und vertilgt ist, dessen unwillkührliche Wiedererweckung oft mit gespenstischem Schreck erfüllt und in's Vergessen flüchten heißt . . .

„Und die drei Freunde saßen bei ihm und redeten

nichts mit ihm, denn sie sahen, daß sein Schmerz sehr groß war.“ So heißt es bei Hiob. Auch hier saßen drei Freunde und sie redeten nichts, denn sie sahen, daß der Schmerz sehr groß war. Oldenburg legte still die Hand auf die Schulter Spinoza's, als könnte er ihn damit schützen und ihm seine Kraft leihen. Er ahnte, was das Herz des Freundes bewegen mochte, denn wenn auch längst ausgeschieden aus der Genossenschaft der Synagoge, mußte er doch diesen herben Bruch wie einen endlich eintretenden Todesfall empfinden; erwartete, erkannte man ihn auch längst: wenn der starre Tod endlich entschieden hat, ist der Schmerz doch ein neuer, ganz anderer.

Kein Laut wurde vernommen. Nur Einmal sprach Oldenburg leise und mit abwehrender Bewegung ein paar Worte zu Meyer, als dieser ihm etwas in's Ohr geraunt hatte; denn Meyer war versucht, den ganzen Vorgang als kaum der Rede werth oder gar als lächerlich darzustellen.

Spinoza saß in sich versunken da und hatte Stirn und Augen mit der Hand bedeckt. Die Freunde schauten stumm auf ihn, harrend, welches das erste Wort sein wird, das er spricht.

Endlich schaute er auf und als antwortete er auf einen Zuruf, sagte er:

„Nein, nein, sie sollen mich nicht zwingen, daß ich in Bitterkeit, in Haß und Ungerechtigkeit ihnen gegenüber stehe. Auch dieser Fluch ist noch Liebe. Sie wollen Keinen lassen, sie wollen ihn schrecken und strafen, der sich von ihrer Gemeinschaft lossagt. Und diese entsetzlich

ausgeklügelten Verwünschungen! Hat der Lobpreis seine festen Formeln, so muß sie auch der Fluch haben. Sie können meine Gedanken nicht bekehren. Handle ich aus Widerstreit mit ihnen, so bin nicht Ich es mehr, der lebt und handelt. Nein, ich will aus mir leben, nicht die Welt soll Herr sein."

„Die Welt?" konnte sich Meyer nicht enthalten zu entgegnen. „Was ist ein Häuflein Rabbinen in einer abgeschiedenen Synagoge inmitten der Welt? Sie schicken dich in's Exil, in eine Welt, die viel schöner und größer ist als die, daraus sie dich verbannen."

„Du magst Recht haben, aber bedenke, daß ich dort die tiefsten Erweckungen empfangen in Lust und Leid. Es gab eine Zeit, wo Ehre und Unehre dort, mir Ehre und Unehre der ganzen Welt war. Doch, es ist vorbei."

„Jetzt Freund!" rief Oldenburg, „gehst du auch in die wirkliche Welt, in die weite, große, und du gehst mit mir. Ich muß in wenigen Tagen Amsterdam verlassen."

„Du? Und gerade jetzt?"

„Ich bin im Auftrage meiner Vaterstadt als Gesandter nach London berufen. Komm' mit."

„Was sollte ich dort mit dir?"

„Es bereitet sich in London die Gründung einer großen Gesellschaft für Wissenschaft, ich bin zum Mitglied ernannt, und du sollst an meiner Seite darin wirken."

Mit lockenden hellen Farben entwarf nun Oldenburg ein Bild des großen Weltlebens: Ehre, Ruhm,

Freude und Genuß winkten mit ungekanntem Reize und das Antlitz Spinoza's wurde plötzlich heller und größer. Er sah sich mitten hinein versetzt in die großen treibenden Gewalten, und dazwischen spielte ein Bild wonniger Häuslichkeit, darin Olympia waltete. Auch Meyer und de Vries redeten zu. Es bedurfte ihrer Worte kaum, denn solche Reden, wie er jetzt von außen hörte, sprachen sich Spinoza in seinem Innern. Er faßte bebend die Hand Oldenburg's, aber plötzlich hielt er inne, und „Verzeiht! Ich muß jetzt allein sein," sagte er.

Er war allein und in ihm kämpfte es.

„Aber warum sprachen die Freunde kein Wort von Olympia? Ist es Täuschung, daß ich eine gewisse Scheu, eine gewisse Fremdheit an den Freunden bemerken wollte?

Zu ihr, zu ihr, unter ihrem Auge vor Allem muß das neue Dasein erstehen."

25. Freiwerben.

Um dieſelbe Stunde als Spinoza die Synagoge verließ, entriegelte der Küſter eine Seitenthür an der katholiſchen Kirche zu St. Johann; zwei feſtlich gekleidete Männer traten heraus, der eine blaſſen kummervollen Antlitzes, der andere heiter lächelnd; es waren van den Ende und Kerkering.

„Mich friert," ſagte der Letztere, „mir iſt doch als wäre mir das gewohnte ſchützende Kleid entriſſen und es fröſtelt. Als ich dort auf den Knieen lag, den gewohnten und doch faſt vergeſſenen Glauben abſchwor, und in Euren aufgenommen wurde, preßte ſich mir's eiskalt im Herzen zuſammen und ich konnte kaum das verlangte Wort mehr hervorbringen. Es iſt gut, daß in der letzten Ausführung von Entſchlüſſen uns keine Entſcheidung mehr freiſteht."

„Dieſer Krimskrams der Empfindung," entgegnete van den Ende, „iſt nichts als Folge der kühlen Kirchenluft und deiner ungewohnten Lage, die dir die Blutbewegung hemmte. Komm mein Sohn; der Wein, den ſie dir dort verſagen und für ſich allein behalten, iſt in anderen Schänken viel beſſer zu haben. Und ſieh dir die ganze Sache wie du richtig geſagt haſt, für eine Kleiderangelegenheit an; du haſt dich wie es die Mode verlangt, zur Hochzeit ausſtaffirt, weiter nichts."

Dennoch ging Kerkering scheuen Blickes dahin, er meinte, es müsse ihm Jeder ansehen, was mit ihm geschehen sei. Erst als man von der St. Olaikirche nach dem Hause van den Ende's abbog, trat wieder Roth auf seine Wangen. In dem Studirzimmer des Arztes, wo dieser dem neuen Täufling wie er es nannte „die Muttermilch der alma mater Natur" zutrank, ward Kerkering erheitert von dem feurigen Wein und stimmte mit ein in den Scherz über die kindhafte Empfindlichkeit, die ihn befangen hatte.

Van den Ende hatte Olympia einen Besuch ansagen lassen, diese aber ließ erwidern, daß sie krank zu Bette liege; er eilte zu ihr und ließ Kerkering allein.

„Mein Kind," sagte der Vater zu seiner Tochter, „ich trete eine beschwerliche, vielleicht auch gefahrvolle Reise an. Es ist mir ein Trost, dich in treuer Obhut zurück zu lassen."

„Darf ich denn durchaus nicht wissen wohin und wozu? Warum habe ich Ihr Vertrauen verloren?" fragte Olympia.

„Du sollst dich nicht unnütz ängstigen und abhärmen; ist's vollbracht, wirst du dich dessen vor Allen erfreuen. Ich muß auf einer großen Bühne mitspielen. Ich weiß nicht, wird's zum Weinen oder zum Lachen. Jedenfalls ist's der Mühe werth, sich dafür mit Haut und Perücke einzusetzen. Sie sollen erfahren, daß Lucian und Demokrit auch zur Tapferkeit befähigen, so gut wie ihre finsteren Götter. Doch, das sollst du später Alles wissen. Jetzt aber laß mich als Vater, als Freund zu dir reden. Sieh, ich komme festlich

geſchmückt zu dir. Sprich jetzt mit jenem Stoiker zu jedem Körperleiden: ich bin ſtärker als du. Schmücke dich mit uns. Hier nimm."

Olympia hörte verwundert den in ihrer Stille doppelt lauten und heitern Ton ihres Vaters und ſah erſtaunt auf den dargereichten Perlſchmuck.

„Was ſoll das?" fragte ſie.

„Dieſen Brautſchmuck ſeiner Mutter ſendet dir unſer Freund als Morgengruß und ſagt dir, daß er mehr Thränen um dich vergoſſen als Perlen im Meeresgrunde ruhen."

„Hat er geweint? Ich hätte nie geglaubt, daß er das thäte. Gewiß geſchah es, weil er ſeinen väterlichen Glauben abſchwören und den unſrigen annehmen ſoll."

„Er hat's gethan mein Kind. Es war noch hartköpfiger Proteſtantismus genug in ihm, der dagegen proteſtirte; aber es ſollte ein Zeugniß ſeiner Liebe ſein. In Kerkering giebſt du mir meinen Cornelius wieder."

„Wehe!" rief Olympia und verhüllte ihr Antlitz in den Kiſſen. Erſt nach langem Drängen des Vaters erhob ſie ſich wieder und ſagte ſchluchzend: „Wir ſind Alle unglücklich. Meine Liebe gehört — Sie wiſſen es Vater, warum muß ich es ausſprechen? Spinoza liebe ich und werde von ihm geliebt mit all der göttlichen Hoheit ſeines Geiſtes, wie noch nie ein Mädchen geliebt wurde."

Van den Ende ſchlug ſich mit der geballten Fauſt an die Stirn. Lange ging er nachdenklich im Zimmer auf und ab, dann ſetzte er ſich wieder vor das

Bett seiner Tochter. „Liebe Olympia," sagte er, „sei offenherzig gegen mich. Habt ihr euch eure Liebe schon gestanden?"

„Ja."

„Und hofftest du auf meine Zustimmung?"

„Zuversichtlich, denn Ihr freies Denken darf kein Vorurtheil kennen."

„Ich will es auch nicht. Laß uns die Sache unbefangen überlegen. Womit wolltet ihr euch denn ernähren? Du weißt, was ich besitze, ist nicht eigentlich mein."

„Spinoza würde einen Lehrstuhl der Philosophie und Mathematik an irgend einer Universität annehmen."

„Das geht nicht so bald, er ist von den Juden als Ungläubiger verstoßen, und die Pfaffen aller Confessionen reichen sich die Hände, wo es gilt, den gemeinsamen Feind zu unterdrücken. Er könnte einstweilen Gläser schleifen und du könntest mit Orgelspiel oder sonstigem Unterricht etwas erwerben, es könnte schon hinreichen, um euch vor dem Hungertod zu wahren, und habt ihr auch bloß das leere Wasser, so brockt ihr eure Philosophie ein, ist auch eine nahrhafte Speise; aber eure Kinder werden sich leider nicht damit zufrieden stellen lassen. Eure Liebe ist nichts als ein falscher Syllogismus —"

„Vater, Sie sind sehr hart."

„Ich bin es nicht; freilich, auf eurer Geisterhöhe, wo ihr euch von lauter Genien umflattern laßt, die weder Mark noch Knochen haben, da muß euch Jemand, wie ich, als ein Barbar erscheinen. Ihr habt die ewigen

Probleme vom Schickſal der Menſchheit und vom Weltdaſein enträthſelt, was kümmert's euch, wenn euer Schickſal und die Friſtung eures Daſeins euch Tag für Tag ein neues Problem aufzuknacken giebt? Eure Seelen lieben ſich, und die lieben Seelen, ach, das ſind gar bildſame gute Geſchöpfe, denen keine Entbehrung zu hart iſt."

„Iſt das die Ruhe, mit der Sie zu mir reden wollten? Verdienen die Entſagungen, die ich freudig über mich nehme, ſolchen Spott?" fragte Olympia.

„Du haſt Recht," erwiderte der Vater, „du magſt ihn heirathen, ich will dir's nicht wehren: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, das iſt auch mein Wahlſpruch. Aber das Eine bedenke noch: wie wirſt du es ertragen, wenn deine Freundinnen und Bekannten die Naſe rümpfen und kichern, wenn ſie dich mit ihm über die Straße gehen ſehen: ſeht, da geht ſie, werden ſie ſagen, ſie wäre ſitzen geblieben, wenn ſich nicht der arme Jude, den ſeine Sippſchaft ſelber verſtoßen, ihrer erbarmt hätte. Ich kann ihnen nicht Unrecht geben, wenn ſie denken: hätte er ſie wirklich geliebt, ſo hätte er freiwillig ſeinem alten Glauben entſagt und nicht erſt gewartet, bis man ihn ausſtieß; denn das iſt und bleibt in den Augen der Welt ein Schimpf. Und wenn ſie dann weiter ziſcheln werden: Wie war ſie ſonſt ſo ſtolz und hat auf uns herabgeſehen, die iſt nun glücklich, ſie braucht nicht einmal einen Kleiderſchrank; das abgetragene Kleid, das ſie ſchon vor zehn Jahren hatte, iſt nun mit der Zeit ihre ganze Garderobe geworden, wir haben von Herzen Mitleid mit ihr. — Ich weiß

wohl, ſolche Dinge können und dürfen deinen Entſchluß nicht wankend machen, ich ſage dir es auch nur, damit du dich darauf gefaßt hältſt. Ich will Spinoza auch in gar keinen Vergleich ſetzen mit Kerkering; ſein Geiſt iſt groß, und eine Minute, da in ſeliger Harmonie eure Seelen in einander klingen, wiegt jahrelange Entbehrungen, wiegt allen Genuß der irdiſchen Freuden auf; du liebſt und verehrſt ihn, du bewunderſt die Majeſtät ſeines Geiſtes, ich glaube nicht, daß er dieſe Herrſchaft über dich mißbrauchen wird; ſolche Fälle mögen nur ſelten vorkommen. Was iſt dagegen Kerkering? Er hat ſeine Liebe beſiegelt, indem er zu deiner Kirche übertrat, er hat eine mächtige und ruhmvolle Genoſſenſchaft verlaſſen, er hat dich nicht zur Theilnehmerin der peinlichen Vorbereitungen gemacht und dir keinerlei Verantwortung zugeſchoben; du ſollteſt mühelos die Frucht ſeiner Arbeit empfangen. Und ſo wird er allzeit handeln. Du ſollſt durch ſeine That nicht zu Dank gebunden ſein, er macht keinen Anſpruch als den, daß er dich liebt. Er betet dich an, alle deine Worte ſind ihm Orakel, ja der leiſeſte Wunſch deines Herzens iſt ihm Befehl, den er mit Freuden erfüllt; aber du haſt Recht, du willſt keinen Mann, den du beherrſchen darfſt, des Weibes ſchönſte Zierde iſt Gehorſam, Gehorſam, und ſelbſt gegen despotiſche Unterdrückung. Was kann dir Kerkering bieten? Nichts als ein gutes, treues Herz, das nur für dich allein ſchlägt; er kann dir ein Leben voll Glanz, Ehre und Genuß bereiten, du wirſt Gegenſtand des Neides bei allen deinen Freundinnen ſein. Was iſt aber dieſes Alles gegen

den Hochgenuß der überschwänglichen Geistesharmonie? Gewiß, sie ist ewig, und ihre Ewigkeit überdauert ein Jahr, vielleicht auch zwei; ist das nicht genug?"

Van den Ende schwieg, Olympia schluchzte und weinte nicht mehr; stillträumend spielte sie mit der Perlschnur, die vor ihr lag.

„Darf ich das Bett verlassen?" fragte sie endlich.

„Ja wohl," sagte der Vater und schmunzelte zufrieden vor sich hin, als er das Zimmer verließ. —

Olympia stand auf und kleidete sich an. „Ich habe dem Vater meine Liebe stärker gezeigt, als sie ist," sagte sie zu sich. „War es nicht Anfangs bloß verletzte Eigenliebe und die Lust, keinen unbesiegt zu wissen, die dich ihm in die Arme führte? — Nein, du liebtest ihn ehedem und liebst ihn noch." Sie nahm die Perlschnur, hing sie um den Hals und betrachtete sich wohlgefällig im Spiegel. „Ich hätte keinen andern Mann bekommen, werden sie sagen; was kümmert's mich? Sagt mir doch mein Bewußtsein: diese Perlschnur und mit ihr des Lebens schimmernde Genüsse waren in meiner Hand, und ich verschmähte sie. Aber thue ich Recht? Er ist eine geborene Einsiedler-Natur, die Wissenschaft ist seine Göttin; ich befreie ihn nur, ich gebe ihn sich selbst zurück, wenn ich ihm meine Hand weigere. Nein, dieser Flitter blendet mein Auge. Und doch, kann seine starkgeistige Kraft sich nicht anders geberden, wenn er in deinem Besitze nicht mehr mit Huldigungen um dich zu werben hat? Er weiß, daß du dich klein fühlst ihm gegenüber; wie oft meistert er dich und wie anders wird er's dann noch thun. Nein,

er ist mild und gut, du aber bist zu schwach und die unterwürfige Anbetung Kerkerings lockt dich . . ."

Sie legte die Perlschnur weg und ging nachdenklich im Zimmer auf und ab. Wieder stand sie vor dem Spiegel und starrte traumhaft verloren hinein; sie sah sich abgehärmt, zerrissen, bespöttelt und verlacht durch die Straßen gehen, sie verscheuchte diese wahnsinnige Verwirrung nur durch einen lauten Triller. Als ihr Vater sie so munter hörte, trat er zu ihr in's Zimmer. „Kerkering," sagte er, „wartet draußen, er will nicht von der Stelle weichen, bis er das entscheidende Ja oder Nein erhalten hat. Ich glaube deine Gedanken zu kennen, ich will dich zu keinem Entschlusse nöthigen, aber zu Hülfe kommen darf ich dir. Komm mit." Olympia schmiegte sich wie in demuthsvollem Kindesgehorsam an den Vater und bedeutete ihn, daß sie ihm willfahre, und dieser Ergebung lag doch, ihr selbst halb verhüllt, ein Eigenwille zu Grunde, der sich nur mit jenem Scheine deckte. Der Vater faßte sie an der Hand und führte sie in das andere Zimmer zu Kerkering mit den Worten: „Hier bringe ich dir deine Braut, mein Sohn."

Kerkering nahm einen Brillantring von seiner Hand und steckte ihn an die Olympia's. „Mein auf ewig," sagte er, und drückte einen herzhaften Kuß auf ihren Mund.

Um dieselbe Stunde, da Spinoza mit den Lockungen erweiterten Lebens in Ruhm und Genuß gekämpft, hatte auch Olympia mit den Versuchungen gerungen und war ihnen erlegen. —

Kerkering und seine Braut saßen am Abend in

traulichem Gespräch neben einander, van den Ende rieb sich die Hände und ging heiter lächelnd im Zimmer auf und ab. Olympia fühlte sich immer mehr befriedigt in der Nähe Kerkerings, ja sie fand ihn jetzt so liebenswürdig, daß sie sich darüber schalt, ihm nicht schon längst ihr Herz geschenkt zu haben. Kerkering erzählte ihr, daß er ein wohldressirtes Reitpferd für sie gekauft habe, und daß sie wieder wie vor Jahren majestätisch zu Pferde sitzen und mit ihm durch die Straßen fliegen müsse. Ein glänzendes, genußreiches Leben breitete er mit den lockendsten Farben vor ihr aus, Olympia's Wangen durchschoß ein glühendes Roth, ihr Herz pochte laut, Kerkering hielt sie umschlungen. Da trat zur ungewohnten Stunde und mit ungewohntem, feierlichen Ernst Spinoza ein. Olympia riß sich aus der Umarmung Kerkerings los; eine Secunde lang drückte sie sich mit der Hand die Augen zu, sie stand auf und ging Spinoza entgegen.

„Ich weiß, Sie lieben keine aufgeregten Scenen, wie ich selber nicht," sagte sie mit zitternder Stimme, „ich habe vor meinem Vater und vor Kerkering kein Hehl: wir liebten uns. Erinnern Sie sich jener feierlichen Stunde, da Sie mich beschworen, zu vergessen, was wir uns waren und werden wollten? Jetzt ist die Zeit gekommen. Herr Kerkering ist — mein Bräutigam." Sie mußte sich an ihrer Orgel halten, Spinoza stand wie festgebannt, sprachlos vor ihr; starr blickte er sie an.

„Ich bitte," begann Olympia wieder, „entziehen Sie mir Ihre Freundschaft nicht."

„Ich wünsche, daß Herr Kerkering Ihnen das Glück bereiten möge, das ich selber einst in glücklichen Stunden Ihnen zu bieten gehofft hatte," erwiderte Spinoza; seine Stimme klang heiser. Er blieb noch lang, sprach von den gleichgiltigsten Dingen und mit einem Humor, den man gar nicht an ihm gekannt hatte. So fern ihm auch sonst die Täuschung war, hier hatte er sich in einer zwiefachen gefangen. Er glaubte Olympia durch diese Heiterkeit ihren Schritt zu erleichtern, und erschwerte ihn nur damit, er glaubte seiner Manneswürde es schuldig zu sein, länger zu bleiben, um in Ruhe zu scheiden; im Grunde war es doch auch, weil er nur schmerzvoll von dieser holden Umgebung, wo das höchste Liebesglück ihm geblüht hatte, sich auf immerdar losreißen konnte.

Auch Oldenburg kam, und zum Erstenmal küßte er Spinoza nachdem er das Ereigniß vernommen hatte.

Kerkering war überaus heiter und scherzte, daß er erst heute geboren sei und bat, daß ihm Olympia ein Wiegenlied singe; Oldenburg bat um das Lied von der Jungfrau unter den Linden, Olympia sträubte sich, aber jetzt drang auch Kerkering gerade auf dieses, er verlangte es als erste und einzige Willfahrung seines erneuten Lebens, und von allen Seiten bestürmt, setzte sich Olympia fast willenlos an die Orgel und sang:

Es sollt' eine Jungfrau früh aufstehn,
Und ihren Liebsten suchen gehn;
Sie sucht' ihn unter den Linden,
Und konnt' ihren Liebsten nicht finden.

Mit einem Mal kam ein Herr daher.
„Was thut Ihr hier allein?“ fragt er,
„Zählt Ihr die grünen Bäume,
Oder die gelben goldnen Rosen?“

„„Ich zähle die grünen Bäume nicht
Und pflück' auch die goldnen Rosen nicht.
Ich hab' meinen Liebsten verloren.
Keine Nachricht kommt mir zu Ohren.““

„Habt Ihr Euren Liebsten verloren?
Keine Nachricht kommt Euch zu Ohren?
Er ist auf Zeelands Auen,
Und verkehrt mit andern schönen Frauen.“

„„Ist er auf Zeelands Auen,
Verkehrt mit andern schönen Frauen,
So möge der Himmel sein Führer sein
Mit allen den hübschen Jungfräulein.““

Was zog er aus seinem Aermel hold?
Eine Kette von rothem Gold.
„Die will ich Euch, schönes Kind, schenken,
Wollt nicht an den Liebsten mehr denken.“

„„Und wäre die Kette noch einmal so lang,
Und hinge vom Himmel zur Erde entlang,
Viel lieber mag sie mir fehlen,
Als daß ich einen andern thät wählen.““

Das aber rührte dem Herrn sein Blut.
Er sprach: „Schönes Kind, seht Euch vor, was Ihr thut,
Ihr seid meine rechte Frauen,
Mit keiner Andern laß ich mich trauen.“

Noch hatten die letzten Töne nicht ausgeklungen, als Spinoza seinen Hut nahm und ging. Olympia stand auf und schlug den Deckel ihrer Orgel zu, daß die Pfeifen wirr ineinander brausten.

Mit übervollem und darum fremder Theilnahme bedürftigem Herzen war Spinoza zu Olympia gekommen. Es giebt Stunden, da der, dem die Tempel aus Stein erbaut verschlossen sind, sich im Tempel eines treuen Menschenherzens erheben muß.

Das Schicksal hatte Spinoza darauf hingewiesen, nur aus sich selbst Beseligung zu schöpfen.

Wohl hätte er sich trösten mögen, daß er nun nicht mehr genöthigt war, seinen der Wahrhaftigkeit allein zugewandten Geist vor einer ihm nicht genehmen Form beugen, und in des Tages Last und Mühe Ueberzeugungen verschweigen, Ueberzeugungen bemänteln zu lernen; wohl hätte er sich beruhigen mögen, daß eine Liebe vernichtet war, um derentwillen er oft so schmerzlich gerungen; aber das ist der Liebe ewiges Räthsel, daß sie sich sehnt nach dem verlornen Schmerz, nach der verlornen Sehnsucht. Schwermuth und Bitterkeit drohten ihn zu erfassen, aber in selbstbezwingender Erkenntniß lernte er immer bestimmter jener Seelenruhe theilhaftig werden, die die Freiheit des Geistes ist, indem sie sich der Nothwendigkeit alles Geschehenden unterwirft und ihren Gesetzen nachgeht, gleich als wäre nicht das eigne Herz davon betroffen.

Jedes Versenken in Trauer, deren schmerzenreiche Folgen mit der Vernunft besiegt werden können, ist theilweiser Selbstmord; wer frei sein, das heißt nach

den Gesetzen seiner Vernunft leben will, darf nie aufhören zu sein, und solches läßt er geschehen, sein lebendiges ewiges Dasein wird unterbrochen, wenn er sich von den Affecten bewältigen läßt. Nur ein Leben in der Vernunft ist das wirkliche und ewige Leben.

Es galt einen gewaltigen Kampf, ein Losringen von aller Besonderheit und aller schmeichelnden Anmuthung, die ihn endlich auf die Spitze des reinen Denkens führen sollte, und ihn zu dem fast unfaßlichen, die Welt scheinbar verschmähenden und doch sie verklärenden Ausspruche befähigte: „Ich erörtere die Handlungen und Bestrebungen des Menschen gleich als ob von Linien, Flächen oder Körpern die Rede wäre.“

Die Freunde erkannten mit staunender Bewunderung die Siegeskraft Spinoza's, der mit dem freien Gedanken das Leben mit all seinen Begegnissen überwunden hatte und nun in stiller Glückseligkeit es erst wahrhaft sein eigen nennen konnte.

Keine Glorie umschwebte sein Haupt, sie durchleuchtete sein ganzes Sein.

26. Wundenmal und Abklärung.

Die jüdiſche Kirche wollte ihren Bann gleichfalls mit bürgerlichen Folgen begleiten, ſie beantragte bei dem Magiſtrate, daß der „Gottesläſterer" aus der Stadt verbannt werde. Die Angelegenheit wurde der Oberbehörde der reformirten Geiſtlichkeit zum Austrag übergeben, und der ſtille Denker ſah ſich durch Zuſchriften und Vorladungen oft aus ſeinem innern Forſchen heraus geriſſen. Mit weitgehenden Betrachtungen über die Regelungen des Gemeinweſens und den dazu erforderlichen Menſchenverbrauch wanderte er oft durch die langen Gänge der Gerichtsgebäude und ſaß wartend in den Vorzimmern. Das Martyrium der neuen Welt iſt ein langes aus tauſend kleineren Plackereien zuſammengeſetztes, und unſer Philoſoph ſollte zu demſelben noch ein anderes erfahren.

Die Freunde drangen in ihn, freiwillig ſeine Vaterſtadt zu verlaſſen, er aber beharrte dabei, daß er um der Gerechtigkeit willen nur dem Urtheile des angerufenen Geſetzes ſich fügen dürfe. Es war die letzte Freundesthat Oldenburgs, der als Geſandter des niederſächſiſchen Kreiſes nach England berufen war, daß er den Freund von dieſen Störungen befreite. Er bat Spinoza wiederholt, ihm zu folgen, aber dieſer wollte im Vaterlande und in ſtiller Einſamkeit bleiben. Doch rüſtete er

ſich nun, Amſterdam zu verlaſſen; denn war er auch frei von jedem Groll, ſo konnte er doch der unmittelbaren Empfindung nicht allzeit wehren, die ihn oft ſchmerzlich berührte, mitten in ſeinem Heimathsorte ſich von Mißwollen und Abſcheu umgeben zu ſehen. Es that ihm weher, dieſe Empfindungen ſchuldlos in Anderen zu erregen, als ihre Folgen ſelber zu tragen.

Die Eigenthümlichkeiten der Freunde zeigten ſich bei den Erörterungen hierüber in bezeichnender Weiſe. Meyer fand ein Ergötzen darin, die Gebrechen und Beſchränktheiten, die Denkfaulheit der Menſchen mit ſcharfem Spott zu geißeln; Oldenburg lehnte dies ab, weil ihm jede heftige Gegenwehr, jedes Handgemenge mit der gemeinen Welt als unſchön und verunreinigend erſchien; und wie ſo oft traf auch jetzt Spinoza mit Oldenburg zuſammen. Was dieſer unmittelbar aus einem gewiſſen Anſtandsgefühl vermied, dazu brachte hier Spinoza eine Begründung aus der Erkenntniß.

„Die Erforſchung der Gegenſätze und Mängel der Menſchen," ſagte er, „darf nur dazu dienen, daß wir uns vom Widerſtreit nicht überraſchen laſſen, vielmehr in Ruhe uns Verhaltungsregeln ausbilden und die Erregung des Gemüths in möglichſt kurzer Zeit überwinden. Es iſt ein trügeriſcher Schein, wenn man dadurch frei und glückſelig zu ſein glaubt, daß man Fehl und Gebrechen Anderer in's Auge faßt und in allerlei Auslaſſungen darüber ſich ergeht; frei und glückſelig macht uns nur die Erkenntniß der Tugenden und ihrer Urſachen, dadurch allein wird unſere Seele freudenvoll. Der Ehrſüchtige ſpricht am liebſten vom falſchen Ruhm

und den schlechten Mitteln Anderer; der habgierige Mittellose vom Mißbrauch des Geldes und den Lastern der Reichen. Wer aber die Wahrheit liebt, hält sich nicht lange bei Lüge und Verstocktheit auf; er bekämpft sie nach Kräften, erfreut sich der eigenen erlangten Erkenntniß und daran, daß auch die Irrenden nach einer Naturnothwendigkeit handeln."

„Die Glückseligkeit liegt noch immer im Jenseits," ergänzte Oldenburg, „aber im Jenseits des besiegten Hasses, im Paradiesesfrieden der Erkenntniß."

Meyer ließ sich indeß nicht so rasch bekehren, und mit dem Selbstgefühl, daß er das Rechte vorhergesagt habe, fragte er:

„An Olympia hast du hoffentlich die Charakterlosigkeit und bloße Stimmungsfähigkeit der Frauennatur erkannt, und wirst dieser Abart des Menschenthums die entsprechende Stellung in deinem System anweisen?"

„Ich weiß," entgegnete Spinoza, „wer von der Geliebten übel aufgenommen wurde, denkt an nichts als an die Unbeständigkeit, den falschen Sinn und die übrigen abgeleierten Untugenden der Frauen, und alles das läßt er alsbald in Vergessenheit gerathen, wenn er von der Geliebten wieder huldreich aufgenommen wird. Wer aber seine Affecte und Begierden allein aus Liebe zur Freiheit zu mäßigen sucht, der wird sich bestreben, so viel als möglich die Tugenden und ihre Ursachen kennen zu lernen, und die Seele mit der Freude zu erfüllen, die aus ihrer wahren Erkenntniß entspringt. Wer dieß emsig beobachtet — denn es ist nicht schwer — und dann übt, der wird gewiß bald

seine Handlungen meist nach der Herrschaft der Vernunft einrichten können."

So erquickten und erhoben sich die Freunde in Durchdringung der Geisteszustände und im Aufsuchen ihrer Beweggründe, und Spinoza hatte in seinem eigenen Leben Anhalt genug zu der Darlegung, die er mit unumstößlicher Beweiskraft führte, daß nur die Leidenschaften die Menschengemeinschaft und die innere Harmonie des Einzelnen trennen, die Vernunft aber sie eint.

Der schöne belebende Verkehr erhielt durch Oldenburgs Abreise nach England eine Lücke. Spinoza, Meyer und de Vries begleiteten ihn nach dem Schreyerstoren (Weinensthurm), der von den Thränen der Zurückbleibenden bei der Abfahrt ihrer Angehörigen den Namen hat. Mit schwerem Herzen riß sich Spinoza aus den Armen des Freundes, und wehmüthig sah er ihm nach, als er von den Wellen dahingetragen wurde. Meyer und de Vries blieben ihm noch; aber dieser war zu jung, um ganz sein Freund sein zu können, Alter und Erfahrung waren zu ungleich; jener war verheirathet. Hundert Beziehungen und Begegnisse machen es dem Gatten und Vater unmöglich, sich dem Freunde stets mit gleicher ungetheilter Hingebung zu widmen; in Oldenburg hatte er seinen treuesten Freund verloren.

Als er nun allein über die Amstelbrücke zurückging, begegnete ihm ein Leichenbegängniß; unter den Leidtragenden erkannte er seinen ehemaligen Meister und seine Nebengesellen; einer derselben winkte ihm mitzugehen, er schloß sich dem Zuge an und erfuhr: daß man hier

den Peter Blyning zu Grabe trage. Am letzten tollen Kirmessamstage war er mit den Kameraden beim Tanze gewesen; die Kameraden machten sich den Spaß, daß sie Alle ihre Mädchen an ihn schickten, und ihn zum Tanze auffordern ließen; er konnte sich kaum halten vor Wuth und Aerger, stürzte Wein und Genever durch einander ein Glas nach dem andern hinunter. Darauf weinte er bitterlich, nahm seine Krücken und ging. Auf einmal hörte man einen fürchterlichen Schrei, Alles eilte hinaus: Peter war die Treppe hinabgestürzt, hatte sich die Hirnschale zerschmettert und lag in den letzten Zuckungen da.

Spinoza folgte dem Zuge mit tiefbewegter Seele. Unterwegs begegnete er Chisdai. Als er ihm nahe kam, bemerkte er, wie Chisdai dreimal ausspie und dabei die ebräischen Worte sprach: „Du sollst einen Ekel und Abscheu vor ihm haben, denn er ist verbannt" (5. B. M. 7, 26). Spinoza kehrte sich nicht daran und geleitete, in sich versunken, die Leiche des Unglücklichen zur Ruhestätte.

Am Abend erhielt er noch einen erschütternden Besuch. Tief in den Mantel gehüllt kam de Silva zu ihm und in finsterem Tone begann er ohne Gruß:

„Nicht der Jude kommt zu dir, er kennt dich nicht mehr. Der Arzt steht vor dir; sein Beruf ist, Jedem zu helfen, zu rathen, ohne zu fragen wer er sei. Ich rathe dir: verlaß deine Vaterstadt, dir droht Gefahr. Dein Herz krankt, so lange du hier bist. Das kann kein Mensch ertragen: als ein Ausgestoßener wie eine Leiche zu wandeln unter Denen, die einst mit ihm

lebten. Ich weiß, du willst die nicht höhnen, die dein Verbleiben als Hohn deuten. Und noch Eins. Ephraim Cardoso hat sich einer neuen Gesellschaft Auswanderer nach Brasilien angeschossen, Chisdai wollte mit ihnen ziehen, aber sie verstießen ihn. Niemand will seine Gemeinschaft, er ist gemieden wie ein Verpesteter, Niemand verzeiht ihm, daß er so dein Ankläger wurde."

„Aber Ich verzeihe ihm."

„Das rettet ihn nicht und rettet Dich nicht. Ich fürchte, er brütet auf eine entsetzliche That; denn am Tage verläßt er selten sein Haus, und nur des Nachts schleicht er umher. Laß dich warnen, ich thue es aus Dank für dich. Ja, ich ändere mein Wort und sage: ich bin als Jude bei dir. Du hast vor dem Sanhedrin unsere Religion nicht geschmäht, du hast gesprochen wie es einem Denker gebührt. Ich selber will kein Denken, das nicht in den Armen des Glaubens ruht; aber ein Jude ruft dir zu: Bleibe gerecht gegen uns wie gegen Andere. Du bist frommer als du dir bekennen magst, als deine Vernunft dir gestattet zu bekennen."

„Ist denn Glauben die einzige Form der Frömmigkeit?"

„Ich weiß, ich weiß," fuhr de Silva hastig fort, „ich bin nicht gekommen mit dir zu streiten. Du kannst es mir als Hochmuth deuten, daß ich dir noch Frömmigkeit zuerkenne. Aber als du die Synagoge auf immerdar verließest, muß dir an einem Betstuhle, wo einst dein Vater stand, ein Kind erschienen sein und das Kind betete andächtig, und das Kind warst du. —

Vergiß es nicht. Und du sollst es wissen und bleibe dessen eingedenk, daß ein Jude mit Trauer im Herzen dich den einsamen Weg gehen sieht. Leb' wohl!"

Spinoza streckte de Silva die Hand entgegen, aber nur mit der vom Mantel umhüllten Hand faßte dieser die des Ketzers und entfernte sich rasch.

Diese neue Begegnung bewegte das Gemüth Spinoza's tief. Es war eine Kunde aus einem Leben, von dem er geschieden war; er konnte sein doch nicht vergessen. —

Bald aber erregte eine Todeskunde das Herz Spinoza's zu tiefer Trauer. Es war die Nachricht, daß sein Lehrer van den Ende in Paris hingerichtet worden sei. Der allzeit wohlgemuthe Arzt, der das Lachen als höchstes Gut pries, hatte eine That der Hingebung an das Vaterland bewiesen, die man nicht von ihm vermuthet hätte. Um die Kriegsunternehmungen Ludwigs XIV. gegen die Vereinigten Staaten durch eine Volkserhebung zu kreuzen, hatte er mit dem Herzog von Rohan und Anderen einen Aufstand in der Normandie angezettelt; er büßte dafür mit dem Tod am Galgen.

Alle Bewohner Amsterdams, ja der gesammten Niederlande, widmeten dem Dahingeschiedenen ein inniges und zum Theil reuevolles Gedenken. Manche wollten zwar behaupten, der Doctor habe einmal seinen höchsten Lebenszweck im Großen erreichen wollen; er habe im Chor mit ganz Europa lachen wollen über den auf der Weltbühne hin und her gezerrten Ludwig XIV. Aber das Unternehmen van den Ende's und sein Opfertod

war doch zu ernst und gewaltig, um solche Betrachtungsweise nicht abzuschneiden.

Spinoza suchte sich diese überraschende Wendung im Leben seines Lehrers zu deuten. Daß die leichtlebige Natur auch eine leichtsterbende sein könne, ergab sich bald, und eben dieses waghalsige Einsetzen der sonst verzettelten Lebenssumme für eine einzige That ließ sich wohl auf den Charakter und die Anschauungsweise van den Ende's zurückführen. Dennoch blieb noch ein unerklärter Rest; Spinoza mußte innerlich dem Lehrer Abbitte thun; er hatte ihm Solches doch nicht zugetraut.

Er fühlte die Verpflichtung, jetzt Olympia eine Tröstung zu bieten. In der Kundgebung seiner Trauer und in der Erkenntniß der tapfern That sollte zugleich die Abbitte liegen.

Er prüfte sich streng und konnte sich sagen, daß nur die lautere Theilnahme am Schmerz der einst Geliebten ihn dazu bewog; und am Abend machte er sich auf den so oft betretenen Weg nach dem Hause van den Ende's. Das Haus war still und ausgestorben; von einem Nachbar erfuhr er, daß Olympia mit ihrem Gatten nach Hamburg abgereist sei. Als er auf dem Heimwege an der St. Olaikirche vorüberging, dort wo er einst in der Nacht auf den Stufen gesessen und nach dem Fenster Olympia's geschaut hatte, stürzte Jemand auf ihn los, packte ihn beim Arme, stieß mit dem Rufe: „der Esel hat Hörner!“ ihm den Dolch nach der Brust, und entfloh mit schnellen Schritten. Spinoza war dem Stich glücklich ausgewichen, nur sein Mantel

war durchstochen; er glaubte den Thäter erkannt zu haben, es war Chisdai.

Als der erste unwillkürliche Schreck und seine nächsten Folgen im Gemüthe vorüber waren, erwog Spinoza nur noch den Gedanken, wie der Fanatismus nichts ist als eine Umkehr zum rohen Naturrecht, die sich scheinbar auf ein Gedankenrecht, auf die Heiligkeit eines Gesetzes stützt. Der in sich verhetzte unklare Eifer, der das innere Gesetz zu einem äußeren Fahnenspruch gemacht, hat allezeit verdammt, gekreuzigt, Scheiterhaufen entzündet und das Herz des Feindes durchbohrt. Es gilt: der Menschheit die ihr inwohnenden Gesetze zu offenbaren und sie zur Liebe, zur Freude und lebendigen Glückseligkeit zu führen ....

Den durchlöcherten Mantel bewahrte er zum Andenken auf.

Dürfen wir dieß als Sinnbild nehmen, daß Haß und Unverstand nur das Kleid des Weisen durchbohrten, sein inneres Wesen aber nicht trafen? —

Spinoza erfuhr es nicht, daß man am Morgen nach der gegen ihn versuchten Unthat eine Leiche aus der Amstel zog. Es war die Chisdai's. Er wurde als Selbstmörder klaglos in die Erde geschart, wie einst Uriel Akosta, dessen Grab er gehöhnt hatte.

Keine Kunde aus der jüdischen Gemeinde drang zu Spinoza, und jetzt hatte ihn Krankheit niedergeworfen.

Emporgetragen ins Unendliche hat dich dein freies Denken, über der Einzelerscheinung schwebst du in der Erkenntniß des allgemeinen Gesetzes — da plötzlich wirst du niedergeworfen in eine abgelegene Kammer, todt ist

die Welt, verschüttet dein Geist, erloschen die Lichtströmung des Gesetzes durch das All.

Kein Dolchstoß aus Menschenhand hatte das Herz Spinoza's getroffen, und doch fühlte er unsägliche Schmerzen in der Brust, und Blut quoll ihm aus dem Munde.

Waren es dennoch die Folgen so vielfacher innerer Bewegungen, die ihn rasch nach einander heimgesucht und jenes schon in erster Jünglingszeit, damals beim Predigtversuche in der Synagoge, kundgewordene Leiden zum Ausbruch brachten?

Spinoza lag schwer krank danieder.

Jetzt bewährte sich Ludwig Meyer als der treue, hülfreiche Freund, Tag und Nacht. Und mit einer eigenen Heiterkeit erklärte er dem Freunde in ruhiger Stunde: „Nun bist du doch was du sein mußt, ja noch mehr, ein verbannter Jude und Junggeselle. Der Junggeselle kann wieder in jene Paradiesesunschuld vor Erschaffung des Weibes zurückkehren, er steht wiederum frei in sich allein; meine Erbsünde — ja lache nur — die hilft mir. Ist es nicht sehr tiefdeutig: sobald ein zweites Wesen dem Adam zuredet, ist er nicht mehr allein, handelt nicht mehr blos aus sich, er muß sein Thun mit einem Andern einigen; ja zuletzt folgt er sogar fremdem Willen; da ist der Sündenfall da, er hat nicht aus sich gehandelt, sondern aus einem Andern. Der Junggeselle aber ist wie Adam im Paradiese. Du mußt der Adam des Geistes bleiben."

Spinoza sah lächelnd auf den Freund und erklärte ihm, daß der Mensch nicht in der Einsamkeit, sondern

nur in der Gemeinsamkeit wahrhaft frei ist; und Ludwig Meyer stand dann oft wie anbetend am Krankenlager des Philosophen, der in schmerzfreien Augenblicken sein eigenes Siechthum wie eine fremde Thatsache ansah. Nur Einmal sprach er über erfahrene Unbill indem er, eine frühere Betrachtung erweiternd, sagte:

„Die schwerste Last, die uns die Menschen auferlegen können, ist nicht, daß sie uns mit Undank, Haß und Verachtung drücken, nein, daß sie Haß und Verachtung uns in die Seele pflanzen. Das läßt nicht frei aufathmen, nicht klar aufschauen; aber es ist Eitelkeit und Selbstzerstörung, einen Menschen zu hassen; wir müssen nur die böse That unwirksam zu machen suchen, und damit wieder hindurchdringen zur Liebe Gottes, in der die Welt so friedsam und wonnig ist und uns allezeit mit Lust erfüllt."

Immer mehr erstieg er jene ruhige Höhe seliger Betrachtung, so daß er von sich sagen konnte: „Ich habe mich sorgfältig bestrebt die menschlichen Handlungen weder zu belachen noch zu beklagen noch zu verabscheuen, sondern zu erkennen: und demnach die menschlichen Affecte wie Liebe, Haß, Neid, Ehrgeiz, Mitleid und die übrigen Seelenbewegungen nicht als Fehler, sondern als Eigenschaften der menschlichen Natur zu betrachten, die ebenso zu ihr gehören, wie zur Natur der Luft: Hitze, Kälte, Wetter, Donner und andere dergleichen, die, wenn sie auch unbequem sein mögen, doch nothwendig sind und bestimmte Ursachen haben, durch die wir ihr Wesen zu erkennen suchen, und an deren Betrachtung sich der Geist ebenso ergötzt

wie an der Wahrnehmung der Dinge, die sinnlich angenehm sind."

Meyer konnte nicht umhin, dem Wahrheitsforscher auf sein dringendes Begehren offen zu bekennen, wie es mit ihm stehe. Nur eine kurze Weile, als fühle er jetzt schon den Todesschlaf, schloß Spinoza die Augen, als ihm Meyer erklärte, daß unverkennbare Schwindsucht hier ausgesprochen sei, und nur sorgfältigste und bemessenste Ueberwachung des Lebens die Jahre verlängern könne.

Eine Weile herrschte Stille, und Meyer schaute auf das unbewegte Antlitz des Freundes, der die Augen geschlossen hielt. Jetzt richtete sich der Kranke auf, sein Auge leuchtete; kein Schmerzenslaut, keine Klage kam über seine Lippen; mit der Ruhe eines vollendeten Weisen bestimmte er genau die Lebensregeln, die er fortan einhalten wollte. Und er richtete sich frei auf als er erklärte, nun in Besonnenheit und Selbstbestimmung allein sich selber die Lebenstage zu schaffen, in Selbstbeherrschung das Dasein zu bewahren und in Seelenruhe zu erfüllen.

Er hielt getreulich Wort.

Satt an Tagen dem Tode entgegen zu sehen, auszuscheiden aus der Welt des Schauens und Empfindens — es ist schwer, und doch mag man sich getrösten, den allgemein bemessenen Raum durchschritten zu haben. Aber in der Blüthe der Jahre, vor der Mittagshöhe des Lebens den Todeskeim in sich fühlen, ihm tagtäglich wehren, jede Lebensäußerung bewachen, der ruhigen Gewohnheit entbehren, daß das Leben sich von selbst fortsetzt, vielmehr mit sorglichem Bedacht die Daseins-

pflicht allzeit vor Augen halten und dabei sich heiter und harmlos des sonnigen Tages freuen, rüstig arbeiten, durch keinen Zuruf von außen erweckt, nur im eigenen Denken das Heiligthum des Lebens und seiner Freuden finden — das vermag nur ein Mensch, dem Freiheit und Nothwendigkeit, Zeitlichkeit und Ewigkeit eins geworden, der in der Weisheit die höchste Spitze des Daseins erstiegen. Denn Weisheit ist die bewußte Einheit mit der Naturbestimmung, die Erfüllung der Pflicht, die zur Erkenntniß und im Gehorsam gegen diese zur Neigung geworden.

Ein solcher Weiser war Spinoza.

Die Welt mit ihren tausend Widersprüchen und Gegensätzen in den Einzelerscheinungen war vor seinem Geiste aufgelöst zur Einheit. Er hatte abgethan alle Selbstsucht, alles Bemessen der Dinge nach ihrer Wirkung auf den Vereinzelten; das eigene Sein mit seinen Bedrängnissen war hingegeben in das All, und im Genusse der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit lebte er das ewige Leben.

Er war der „freie Mensch," der bekennen durfte: „Ich unterlasse das Böse oder bestrebe mich es zu unterlassen, weil es geradezu meiner besondern Natur widerstreitet, und mich von der Liebe und Erkenntniß Gottes — die das höchste Gut ist — abziehen würde."

In stetiger Gleichmäßigkeit, wie die Sage von den Göttern berichtet, und wie die Natur um uns her unwandelbar sich hält, so lebte Benedictus Spinoza. Was die Erkenntniß errungen, ward ihm zur seligen Gewohnheit, und wie er einst das Leben sich zum Denken geschaffen, so gab er durch sein Denken sich jetzt das Leben.

Epilog.

Es war in einer Nacht, da sah er eine große Erscheinung; ein Mann trat vor ihn hin, der war wunderbar und fremd anzuschauen. Sein Haupt war bedeckt mit einem breiten Hute, dessen Farbe war gelb wie die Farbe der Gerste unter der Sichel, und die Haare seines Hauptes waren weiß und bedeckten seine Schultern, auf seiner Stirn war ein Zeichen von Blut, seine Augen lagen verborgen in den Höhlen, umwachsen von struppigen Haaren; zwei Furchen zogen sich von dort bis an die Enden des Mundes — in ihnen strömten vordem seine Thränen, nun aber waren sie leer, denn ihr Quell war versiegt; seine bleichen Lippen waren umwachsen von Haaren, die reichten bis an den Gürtel; ein härен Hemde schlotterte um den magern Leib, und seine Füße waren nackt und zerfetzt; an der rechten Seite hing eine Tasche, dort war auch das Kleid bedeckt mit einem Fleck von der Farbe seines Hutes; auf dem Herzen trug er in einer eisernen Kapsel eine kleine Rolle, befestigt an einer Schnur, die um seinen Hals hing und einen tiefen Einschnitt in sein Fleisch machte; in der Rechten hielt er einen Stock, der weit über den Kopf hinausreichte.

Und der Mann beugte sich nieder über ihn, küßte ihn auf die Stirn und sprach: „Kennst du mich wohl, du mein Sohn, an dem ich Wohlgefallen finde? Schon mehr denn sechzehnhundert Mal sah ich die Sonne ihren Kreislauf vollenden, seit dem Tage, da das Wehe über mein Haupt gekommen. Ich stand unter meiner Thür und hatte mein Kind auf dem Arme, da brachten sie den Jesus, Sohn des Joseph und der Maria von Nazareth, der sich unsern Messias nannte; ich haßte ihn, denn wir liebten den Boden und er wies uns an seinen Himmel; wir wollten ein Schwert und er lehrte uns das fremde Joch lieben: er war unser Messias nicht. Als er nun an der Schwelle meines Hauses ausruhen wollte, da trat ich ihn mit dem Fuße und stieß ihn weg; er aber sprach: komm mit mir, dein Fuß der mich getreten, soll keine Ruhe finden, bis zu dem Tage, da ich wiederkehren und mein Reich auf Erden gründen werde. Das Kind entfiel meinen Händen, ich folgte ihm, ich sah ihn den Kreuzestod sterben; ich sah mein Haus, sah meine Kinder nicht mehr, sie wurden zerstreut wie Spreu von dem Winde oder wurden vom Schwerte gefressen. Unstät und flüchtig wie Kain wanderte ich durch Wald und Feld, über Ströme und Berge; die Blume verschloß ihren Kelch vor meinem Auge, das Gras seufzte, wenn mein Fuß sich ihm nahte; die Vögel verstummten in den Lüften, und der ausgehungerte Löwe, der brüllend herbeikam, wich scheu zurück, wenn er mich erblickte. Doch die wilden Thiere, sie waren noch barmherzig und liebevoll, so ich die ansah, die meines Geschlechtes sind. Ich wanderte durch

Städte und Länder: sie tränkten mich mit Wermuth und sättigten mich mit Galle, sie goſſen Gift in meine Wunden und betteten mich auf Dornen; und wenn ich mein Haupt ruhig niederlegen wollte, machten sie den Boden unter mir erzittern, und wenn ich meine Klagen erheben wollte, verstopften sie mir den Mund mit feurigen Kohlen. An jedem Orte, dahin ich meine Schritte förderte, faßten sie mich bei den Haaren, sammelten Holz auf einen Haufen und schleuderten mich in die Flamme; aber Jehovah, der Gott Israels, deſſen ewiges Geſetz ich auf dem Herzen trage, sendete seinen Engel. Und ob auch die Flammen ihre gierigen Zungen nach mir ausstreckten, Er errettete mich; und ob sie auch in Strömen mein Blut vergoſſen, Er erhob mich und belebte mich neu; und ob sie auch in dunkle Nacht mich hüllten, sein Licht leuchtete und Helle ward um mich her; und ob sie auch in Grabesduft und Moder mich versenkten, sein Odem wehete und neues Leben haucht' er mir ein. Oft frug ich ihn: wann wird es enden, o Herr! wann wirst du dich mein erbarmen, wann mich wieder freundlich aufnehmen vor deinem Angesichte? Wann wirst du Balsam gießen in meine Wunden, wann lindern meine Qualen, wann mich Ruhe finden lassen? Wann wirst du Haß in Liebe wandeln, daß ich aufhöre zu sein ein Gräuel und das Ziel des Spottes allen Nationen? Was soll mir ein ewiges Sterben ohne Tod, ein ewiger Tod ohne Leben? Siehe, Geschlecht auf Geschlecht sah ich aufgehen und verwelken wie das Gras des Feldes, Königreiche sah ich erstehen und in Staub zerfliegen

vor dem Hauche deines Mundes. Alles verweſt und gebiert ſich neu, nur ich allein hänge wie der Tropfen am Eimer, der im Winde zittert und doch nicht fallen mag. Wo des Eiſes Bande die Erde ewig gefeſſelt halten, dort ſtand ich, und Arabiens heißer Sand brannte mir an der Sohle; und nirgends, nirgends ein Land, wo ich ſäen und ernten, wo ich ein Grab finden kann. Jeruſalem, die herrliche, liegt in Trümmern, wann wirſt du ſie auferbauen? wann uns zurückführen? Siehe, ich ſpreche zum Morgen: o daß es Abend, und zum Abend, o daß es Morgen würde. Siehe, der Kummer iſt mein Genoſſe, Schmach und Elend ſind meine Geſpielen, ich habe ſie lieb gewonnen; gieb mir Thränen, Thränen gieb mir, daß ich weinen kann ob meines Drangſals; willſt du es nicht, zieh' deine Hand ab von mir, laß meine Feinde treffen das Herz meiner Seele, laß mich ſterben, ſterben laß mich. — Siehe, ich habe mich in Haß gehüllet, laß mich Rache erleben an meinen Feinden, zehnfach wälze auf ihr Haupt, was ſie über mich geſendet; ſprich zu dem Donner, daß er ſie erzittern mache, befiehl dem Blitz, daß er ihr Mark freſſe, oder gieb mir ein Schwert, ein Schwert gieb mir, daß ich mich bade in ihrem Blute — —

Oder ſoll ſie kommen die Zeit, da Lieb' und Treue ſich begegnen, Gerechtigkeit und Friede ſich küſſen, Wahrheit aus der Erde ſproßt, Gerechtigkeit vom Himmel ſchaut?

Siehe mein Sohn, das war meine Klage, das war mein Verzweifeln, das war mein Hoffen. Du biſt gekommen zu werden ein Erlöſer der Menſchheit, auch

mich wirst du erlösen. Die deines Stammes sind, sie haben dich verstoßen, sie haben dir nach dem Leben getrachtet; die nicht deines Stammes sind, sie haben dich betrogen, sie haben dir deine süßesten Gefühle vergällt; du kennest keinen Groll, du lohnest ihnen mit der Wahrheit."

Die Erscheinung beugte sich nochmals über den Schlafenden und küßte ihn; es war ein Kuß des sterbenden Ahasverus, der auf sich trug das Schicksal Israels, welches Jesus Christus an das Kreuz geschlagen.

* * *

Spinoza zog hin nach Rhynsburg und von da nach Voorburg und dem Haag und schrieb den theologisch-politischen Traktat und die Ethik.

Einsam und abgeschieden verbrachte er fortan sein Dasein.

Die fünf Bücher der Ethik erschienen erst nach seinem Tode.

Am Sonntag den 21. Februar 1677 starb er, im Alter von vierundvierzig Jahren.

Es erstand kein Denker wieder wie Spinoza, der so im Ewigen gelebt.

LENOX LIBRA

Bancroft Collec
Purchased in 18